
Gutzkow's
Gesammelte Werke

Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Dritter Band.

Kleine Romane und Erzählungen. II.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Kleine

Romane und Erzählungen.

Zweiter Theil:

Die Wellenbraut. — Die Selbsttaufe. — Die Nihilisten. — Die Curstauben. — Das Stelldichein. — König Franz in Fontainebleau. — Die Diakonissin.

Von

Karl Gutzkow.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Die Wellenbraut.

(1843.)

I.

An einem jener Gesellschaftsabende, wo unter schimmernden Brillanten, mattglänzenden Girandolenlichtern, im bunten Durcheinander von Schönheit, Farbe, Lüge und Langerweile, der Schein der hingegebensten Geselligkeit nur zu einem Beweise mehr für den menschlichen Egoismus und seine Verstellungskunst zu werden pflegt, glänzte eine junge Dame, Idaline, die trotz ihrer siebzehn Jahre schon in der Gesellschaft einen unbestrittenen Vorrang einzunehmen gewohnt war.

Die langaufgeschossene, gazellenschlanke Gestalt, die schönste Hülle, die für das Bewußtsein: Ich fühle, ich empfinde, ich bin Mensch! nur gedacht werden konnte, war die Tochter des dirigirenden Ministers.

Ob jenes Bewußtsein auch klar in dieser Hülle selbst lebte, darf man bezweifeln. Idaline schien noch ein Kind, ein ernstes, ja sogar trauerndes Kind zu sein. Man verglich sie einer Muschel, deren Perlenstoff vorläufig noch in der glänzenden Schale allein stak. Man fand noch an ihr nichts, als daß sie äußerlich vollendet schön war, noch mehr für die Zukunft versprach und selbst den Künstler durch das Ebenmaß ihrer Formen überrascht haben würde. Aber in ihrem schwarzen Auge lag, so jung sie war, bereits eine Strenge, die, statt anzuziehen, abstoßen konnte, eine Hoheit, die verwundete, ohne nur mit leisester Ahnung zu verrathen, daß die Wunde auch wieder geheilt werden konnte, vielleicht durch etwas geheilt, was auf Herz hinauskam.

Von diesem Herzen Idalinens wußte man nichts, als daß sie bereits Braut war. Jedermann flüsterte es auf dem

Balle, den ihr Onkel, Graf Eberhard, auf seiner Villa vor dem Petersthore gab. Nachlässig saß Idaline auf einem kleinen Divan, den neben ihr keine andere der Damen einnahm. Es waren lebendigere weibliche Gestalten da, redseligere. Dennoch stach sie Niemand aus. Sie war die Tochter des, nächst dem Fürsten, einflußreichsten Mannes, die Nichte des Gastgebers selbst. Die Verlobte eines der Ersten der Gesellschaft, der indessen zufällig nicht zugegen war.

Idaline hatte bei Alledem eine schöne Eigenschaft. Sie war gegen die Allgemeinheit der Menschen weniger stolz, als gegen die Einzelnen. Dem Menschen, der sich in der Masse verlor, konnte sie ein freundliches Lächeln zuwerfen. Neulingen, die dies seltsame Wesen noch nicht von der Seite seines Stolzes kannten, geschah es zuweilen, daß sie, unbesorgt über die Aufnahme ihrer Anrede, an sie herantraten und im Gewühl der vorübergehenden Erscheinungen eine jener allgemeinen gesellschaftlichen Fragen an sie richteten, die Niemand unbeholfener zu stellen pflegt, als wer wirklich Geist hat. Diese Glücklichen! Denen antwortete Idaline mit Freundlichkeit. Die Großen machen es so, wenn sie sich gegen Wildfremde, etwa bei Einkäufen auf einem Jahrmarkte, herablassen. Allerdings kann eine Freundlichkeit, die Allen zu Theil wird, den Einzelnen nicht besonders beglücken.

Berechnung kannte Idaline nicht. Das kalte Felsenwasser ist krystallhell. Zauberhafte Wesen der großen Welt, die Ihr so stolz, so ruhig Euch anlehnen könnt an Euer Glück! Kalte Seelen, die Ihr das Leben nehmt wie jener Römer den Fisch, der sterbend in seinen Händen noch die buntesten Farbenspiele ausathmete! Wer sah Euch nicht schon glänzen an der Brüstung einer Opernloge, wo auf Euch hundert Gläser gerichtet waren, ohne daß Ihr einen einzigen Blick dankender Erwiderung hattet? Wer sah Euch nicht in Eure seidengepolsterten Karossen steigen, bezaubernde Feen, geschieden von der umstehenden gaffenden Menge, wie Wesen, die sich aus andern Elementen geformt glauben dürfen? Törichter Wahn einiger empfindelnden Seelen, Euch für unglücklicher zu halten, als die, die Euch beneiden! Wol darf man Euch beneiden um Eure Schönheit, Eure Jugend, Euern Rang, Eure Reich-

thümer und um Nichts mit größerem Rechte, als um die Zufriedenheit mit Euch selbst, ja sogar um den Stolz, den Ihr auf das Verdienst — Eures Glücks zu haben scheint!

Der alte Graf Eberhard führte seine Nichte zur Tafel. Der redselige Alte hatte zu oft auf seiner Sommervilla Gesellschaft, als das der heutige Abend gerade ein hervorstechender sein konnte. Aber er hatte doch die Bedeutung, daß er Idalinen zerstreuen sollte. Ihr Verlobter war verreist. Man erwartete von dem Abend nicht mehr, als das gewöhnliche Durcheinander bekannter und unbekannter Menschen, ein wenig Tanz zu einem bescheidenen Quartett, ein gutes Souper und den möglichst früh bestellten Wagen. Man fand dann auch wirklich nicht mehr. Die Säle gingen in die Gartenboskets. Wem die grellen Lichter der Beleuchtung zu lästig fielen, dem bot sich draußen ein duftendes kühles Dunkel. An romantische Einsamkeit war nicht zu denken vor all' den gaffenden Bedienten, die mit Shawls und Mänteln ihre Herrschaften schon um zehn Uhr erwarteten. Die Idee eines regelrechten Balles mißglückte wie gewöhnlich. Der Trieb nach Einigkeit concentrirte sich in Whist und Boston, im Souper und dem sehnsüchtigen Blick auf den langsam vorschreitenden Zeiger der Uhr.

Die Villa des Grafen lag an einem umfangreichen See, der sich mehr in die Länge, als in die Breite zog. Im Sonnenschein bot das gegen das blaue Wasser und die grünen Ufer glänzend abstechende weiße Lüstre dieses Landhauses einen reizenden Anblick. Schwäne, vom Grafen zum Vergnügen der ganzen Stadt unterhalten, erhöhten die zauberische Wirkung dieses landschaftlichen Bildes. Vollends in der Nacht, zumal bei Mondschein war der Eindruck ergreifend. Der Graf, ein Freund der Tafel und der Natur, hatte ein Recht, auf diesen Besitz stolz zu sein. Auch wußte er ihn sinnig auszubeuten. Zuweilen liebte er es, seine Gäste durch Grillen zu fesseln, die an das Phantastische streiften.

Heute hatte er sämmtliche Equipagen seiner Gesellschaft, die bereits um zehn Uhr eintrafen, durch einen energischen Befehl zurückschicken lassen. „Wir werden noch eine venezianische Gondelfahrt machen," rief er in dem Augenblick, als die Diener auf die leeren Champagnergläser vigilirten, um

sie auf's Neue zu füllen. Er führte in der That die angeregten Gäste an die geöffneten Balcons seiner Villa. Der See lag vor ihnen in mondbeschienener Ruhe. Eine Reihe von Gondeln mit bunten chinesischen Ballons schaukelte sich, leise durch den kaum hörbaren Anschlag der Wellen bewegt, am Ufer. Der Graf nahm keinen Widerspruch entgegen und hatte ihn auch durch die zum Theil nun doch fehlenden Wagen unmöglich gemacht. Zauberisch lockte der Mond. Der stille See bot keine Gefahr. Eine sanfte Musik ertönte von den Gondeln wie der Gruß plätschernder Nixen. Man nannte den Grafen einen nicht zum Durchbruch gekommenen Dichter, klatschte seinem Vorschlage Beifall und eilte hinunter, um in den harrenden Fahrzeugen die bequemsten Plätze zu gewinnen.

Beim Einsteigen ging es wirr durcheinander. Ein Beobachter konnte aus der Art, wie sich der Eine an Diesen, der Andere an Jenen anschloß, auf Neigungen schließen. Einige Boote waren überfüllt, andere fast leer. Die Ruderer mußten sich anders vertheilen, als sie erst gewollt hatten. So kam es, daß die Flottille abstieß und eines der erleuchteten Boote noch ohne Bemannung zurückblieb. Und erst in diesem Augenblick vermißte man Comtesse Idaline. Mancher mochte denken: An sie hat sich Niemand gewagt! Richtiger war, sie hatte die Absicht gehabt, keinen Theil am Wassercorso zu nehmen, sie hatte vergebens ihren Wagen gesucht und kam am kleinen Hafen erst an, als fast alle Gondeln schon vom Ufer abgestoßen hatten. Es setzte die Gesellschaft in Verlegenheit, sie vergessen zu haben. Idaline stieg allein in das letzte übrig gebliebene Boot. Man rief, man gab das Zeichen zur Umkehr, der Onkel war außer sich; aber in diesem Augenblick hatte ein gleichfalls verspäteter Gast Idalinens Gondel bestiegen, ein auf dem Boden liegendes Ruder ergriffen und das Fahrzeug so gewandt in Bewegung gesetzt, daß es pfeilschnell durch die geöffnete Reihe der übrigen dahinglitt und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Rolle durchführte, die man ihm durch den einstimmigen Zuruf ertheilte: „Das Admiralschiff!“

II.

Die junge Tochter des dirigirenden Ministers war so wenig gewohnt, sich in ihrer Umgebung um Einzelnes zu bekümmern, daß es etwas lange währte, bis sie dem jungen Mann, der ihre Gondel so entschlossen mit bestiegen hatte und lenkte, auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. In dem ihr eigenen Vegetiren und Hindämmern nahm sie die Ehre, die Führerin des Zugs zu sein, als selbstverständlich hin. Da es in der Mitte des Sees kühler wurde, wickelte sie sich in ihren Shawl und verfiel, während um sie her Alles lachte und schwatzte, in das ihr eigenthümliche majestätische Schweigen.

So glitt der Zug eine Weile in geschlossener Reihe über den sanften Spiegel hinweg. Allmälig wurde das Landhaus des Grafen kleiner, die Ufer rückten immer weiter in die Ferne, die schwatzende, witzelnde Gesellschaft wurde stiller. Nun machte der See eine Biegung, der Wind nahm eine minder günstige Richtung. An Gefahr war nicht zu denken; die kleinen Nachen kamen jedoch auseinander. Das sogenannte Admiralschiff wurde, weil es das leichteste von allen war, vom Winde am ehsten gefaßt und machte eine größere Schwenkung als die übrigen. So war es zwar immer in der Nähe der andern, doch im Grunde für sich allein, so allein, daß Idaline zum ersten Mal einen scheu prüfenden Blick auf den jungen Mann warf, den der Zufall zu ihrem Steuermann gemacht hatte.

Sie erinnerte sich nicht, ihn schon gesehen zu haben. Ohne Zweifel war er aber schon oft in den Sälen des Onkels oder gar ihres Vaters an ihr vorübergegangen; seine Gesichtszüge hatten sich ihr nicht eingeprägt. Jetzt so im Mondenlichte, an dem blauen Hintergrunde des sternenklaren Himmels fiel ihr seine Erscheinung auf. Erst jetzt war es ihr, als wenn ein Wesen dieser Art sie schon zuweilen mit unverwandter Aufmerksamkeit fixirt hätte. Ja, es brannte ihr auf den Wangen, denn es war ihr plötzlich, als hätten schon Blicke so wie diese auf ihr geruht, Augen wie diese prüfend an den ihrigen gehangen, ja sogar im Kreise der Geselligkeit Worte zu ihrem

Ohre geredet, die sie jetzt erst verstand. Oft ließen sich ihr an einem Abend, den ihr Vater gab, Dutzende junger Herren vorstellen, die sie sah, wiedersah und vergaß, trotz einiger holdseligen Worte, die sie ihnen gesprochen.

Der Fremde blieb stumm. Nichts sprach er vom vielleicht zu kühlen Nachtduft, vom stillen Walten des Elements, das sie durchfurchten. Er schwieg und sein Schweigen war hoheitsvoller, ernster und geweihter als das ihrige. Das fühlte sie und wurde darüber unruhig. Sie sah, daß ihr Wesen scharf beobachtet wurde, daß ein männliches Auge bis tief in ihr Innerstes zu dringen vermochte. Es war ihr, als wäre sie hier einer Prüfung unterworfen und zum ersten Mal ahnte sie etwas von jenem Erzittern, wenn man eine Prüfung nicht bestehen kann. Nie noch hatte sie so empfunden, was es heißt: Einsam sein. Nie noch hatte sie gewußt, wie schaurigsüß es ist, mit einem Herzen, das man beinahe klopfen zu hören vermag, die Einsamkeit zu theilen. So oft sich von den übrigen ihr kleiner Kahn entfernte, bangte ihr's; näherte er sich wieder, so hätte sie ihn entfernen mögen. Dazu peinigte sie dies starre Schweigen des Fremden. Wol war es ihr, als könnte für ihre so kalten schneidend grausamen Wie's?, die sie den ihr bekannten Menschen entgegenzuwerfen pflegte, einmal Vergeltung geübt werden. Zwar sprang ihr der Stolz bei und sagte: Nenne sein Schweigen Ungezogenheit! Kaum aber hatte sie sich ein solches Urtheil — und langsam genug — gebildet, so fiel ihr Blick zagend auf den Ruderer, der im Mondenlichte einen malerischen Anblick bot. Ein noch junger, doch, wie es schien, leidend blasser Mann war es; ein leichter schwarzer Mantel umflatterte die ebenmäßigsten Formen. Um den Mund lag ein Zug, der zwischen leisem Spott, Lächeln und Schmerz eine nicht zu schildernde Mitte hielt. Idaline fühlte sich so gedrückt, so beengt, daß sie, um nur eine Bewegung zu machen, einen ihrer langen Handschuhe auszog und froh war, von einer Gondel, welche in die Nähe kam, den Ruf zu vernehmen: „Wie geht es der Barke des Dogen?"

Unsere beiden einsamen Schiffer blieben aber allein. Idaline sah auf ihre beringten weißen Finger und hörte, daß ihr Führer jetzt mit einem weichen melodischen, männlich schönen

Organ sprach: „Will sich die Dogaressa etwa mit dem See vermählen?"

Idaline hob das Haupt, wie sie gewohnt war. Kaltlächelnd blickte sie den Sprecher an, der auf ihre Ringe gedeutet hatte, und dabei ruhig mit tiefem Seelenausdruck ihren strengen Blick ertrug.

Diese Ruhe entwaffnete, diese Tiefe verwirrte Idalinen. Mechanisch, ohne Besinnung, nur in einem jener eigenthümlichen bizarren Einfälle, die allen jungen Mädchen eigen sind, wenn sie zum ersten Mal etwas unternehmen wollen, das wie Freiheit aussehen soll, wie ihr erster Antheil an der allgemeinen Poesie des Lebens, zog sie einen ihrer mehreren Ringe blindlings vom Finger und warf ihn wirklich in die blaue Fluth.

Wie sie das that, thun konnte, was sie damit hatte sagen wollen, der Ruderer wußte es nicht. Erst als Idaline, aus ihrer halben Zerstreuung aufzuckend, bemerkt hatte, daß es ihr Verlobungsring gewesen, den sie in den See geworfen, sah er ihre Erregung. Sie wollte sich erheben — der Kahn schwankte —

„Sie thaten es ungern?" sagte er.

Ungern! Eine Idaline sollte etwas bereuen? Dessen war ihr Stolz nicht fähig. Sie that leicht, frei, triumphirend. Sie blickte um sich und konnte einen Augenblick glauben, dem Fremden durch einen genialen Einfall imponirt zu haben. Dieser eitle Gedanke erfüllte sie ganz. Sie war erregt, fröhlich, ja sie hätte lachen mögen und lachte auch wirklich, indem sie sprach: „Er war ohnehin für meinen Finger zu weit! Man hätte ihn umformen lassen müssen —"

Der Fremde sagte nach einer Weile: „So weiß ich doch nun, wenn ich des Abends um den See spazieren gehen werde, woher der König der Nixen sein helles Krönlein hat!"

Sie antwortete nichts, dachte nur an einige Lieder, die sie von Uhland und Goethe hatte auswendig lernen müssen und in denen derartige Bilder vorgekommen.

„Oder wenn sich ein garstiger Molch mit dem Ringe schmückt!" fuhr der Fremde fort.

Idaline hatte keinen Humor für diese Phantastik.

„O gewiß! Es waltet noch ein Leben da unten in der Tiefe!“ versicherte der Fremde. „Wer weiß, was man erblickt, wenn einst alle Gewässer abgelaufen, alle Meere verdunstet, alle Brunnen versiegt sein werden —!“

Diese Betrachtung zündete nun gar erst nicht. Idaline blieb die schöne, reiche, vornehme, kalte Idaline, die nur dachte: Der Ring mußte ohnehin zum Goldschmied! Nun gut, was liegt an dem Werthe eines Ducaten —!

Die Gondeln hatten sich wieder zusammengefunden. Der Landungsplatz war erreicht. Die Bedienten standen am Ufer. Die Wagen harrten der Ankommenden. Eins stieg jetzt nach dem Andern aus und dem Wirthe dankend in die Wagen wieder ein.

Der Fremde bot Idalinen die Hand, um auch ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Sie nahm die Hand ihres bereits herzugesprungenen Jägers, hüpfte mit behenden Schritten an den geöffneten Schlag ihres Wagens, sprang in diesen hinein und fuhr rasselnd über die frischgekieselte Landstraße der noch bewegten und geräuschvollen Hauptstadt zu.

III.

Am folgenden Morgen schrieb Theobald seinem Freunde Georg:

„Mein guter Georg! Die Angelegenheiten Deines armen Freundes rücken nur langsam vorwärts. Noch immer ist das Mißtrauen nicht beseitigt und so lange Diejenigen, die uns straften, am Ruder stehen, wird es auch nie schwinden. Ein Trost für mich ist das Gefühl, daß ich für eine gute Sache leide, und ich gestehe Dir, noch ein größerer Trost ist der, daß ich in meinen Leiden Gefährten habe. Das ist die Macht des geselligen Triebes, die sich ja selbst bei Verworfenen nicht verleugnet und mich in der Gerichtsstube an Verbrechern gerührt hat.

„Heut' vor fünf Jahren, Georg, fielen rasselnd die Thore der Festung Neisse hinter uns zu. Ich, damals erst neunzehn

Jahre alt! Wir waren nicht so unglücklich, als wir der freien Welt erscheinen mochten. Mit Gefühlen ungeheuchelter Theilnahme sahen die Offiziere der Besatzung auf einige junge Männer herab, deren einzige Schuld eine zu glühende Vaterlandsliebe gewesen. Um uns den trüben Entgelt, den wir für unsere Träume von der Welt, wie sie ist, empfingen, zu erleichtern, beeiferten sie sich, uns aufzuheitern. Es überraschte sie, uns hinter den Wällen so froh wandelnd, auf alten Kanonenläufen und aufgeschütteten Kugeln so gemächlich ruhen zu sehen. Brachten wir doch in unser trauriges Loos den innern Trost mit. Das, was uns am meisten erhob, war die in uns lebende Welt des Alterthums, der Durst nach Wahrheit im Reich der Wissenschaft, die tiefste Anregung unseres innersten Menschen durch die Zeit. Nun hatten wir schon so jung die Einsamkeit als Gelegenheit zur Betrachtung aller Dinge. Dann durften wir uns wol sehen, sprechen, unsere Meinungen austauschen. Du riefst Deinen „latenten Dichter“ wach und strömtest Dein Herz in Liedern aus, denen das Gefühl der Beengung und Begrenzung gerade jenen hinreißenden Ausdruck gab, den man an Dir bewundert. Ich fand nicht so schnell wie Du den harmonischen Trost, der für den Dichter schon im äußern Wohlklang liegen muß. Ich grub mich in den Boden der Speculation, trieb Schatzgräberei mit Mysticismus, Gnostik, Naturphilosophie, formte aus Brotrinden Staaten und marterte mich zu entdecken, was wol jenseits jener goldnen Abendwölkchen liegen mochte, welche die Sonne zurückließ, wenn wir wandelnd auf den Festungswällen sie scheiden sahen. Fünf Jahre dauerte das. Wir sind doch reifer geworden als Andere.

„Georg, wir sind für unsere Jugendträume amnestirt, aber es ist, als wenn uns ein Kainszeichen eingebrannt wäre! Mir zumal, der ich, was man so nennt, von guter Familie bin, tritt überall ein finsteres Mißtrauen in den Weg. Soll ich es den Staatslenkern verdenken? So verächtlich ihnen jener Eifer sein muß, den einige der rasch bekehrten Träumer allzudienstwillig an den Tag legten, eben so ängstlich muß ihnen ein so trübes Auge sein, wie das meinige, verdächtig dies still fortglimmende Feuer, mein Ernst, meine Trauer, die ich

noch immer nicht verbergen kann, wie damals, Georg, als wir uns zum ersten Mal wieder frei nennen konnten und unser Auge sich über den Wiederanblick der unscheinbarsten, bisher vermißten Dinge mit Thränen füllen konnte. So schleich' ich denn hier in der Residenz dahin und bin am hellen Tage wie ein Nachtwandler. Ich finde Alles verändert, sonderbar umgestaltet. Was sich früher suchte, flieht sich jetzt. Die Menschen ordnen sich mehr als je den Dingen unter. Sie haben im Allgemeinen denselben politischen Glauben, der uns zum Verbrechen angerechnet wurde, aber sie bekennen ihn nüchterner als wir. Die Freiheit ist ihnen eine Verstandessache geworden, eine Erwägung der Umstände, die Berechnung ihrer bessern, staatsökonomischen Vortheile. Gestehen darf ich, ich finde auch die Herrscher gereifter, ja einige unter ihnen scheinen mir idealistischer gestimmt zu sein als die Masse. Georg, es ist ein großes Chaos! Du bist glücklich — in Deinen Liedern! Wer Einzelnes sucht, wer sich begnügt, dem Leben ein schönes Atom abzugewinnen, der konnte zu keiner glücklichern Zeit geboren werden als jetzt!

„Ich habe einen alten Namen, der mich drückt, weil ich arm bin. Ich werde in den Kreisen, in die ich eintrete, wol mit Achtung behandelt; aber diese Achtung zollt man meiner Visitenkarte. Ich finde Höflichkeit, keine Theilnahme. Ich sehne mich nach Freundschaft, Liebe, und muß mir eingestehen, daß meine Ansprüche darauf in dem werthlosesten Papier von der Welt, mit dem man in die Gesellschaft eintreten kann, bestehen, in dem Freibriefe, ein Mensch zu sein! Alles das untergräbt und entmuthigt! Die größte Strafe empfindet der Eingekerkerte vielleicht nur erst dann, wenn er befreit wird und sieht, daß während der Zeit seiner Leiden die Welt nicht still gestanden und auch ohne ihn weiter gegangen ist. Vollends, wenn er einsieht, daß ihm die Kraft versagt ist, die Vorausgeschrittenen wieder einzuholen.

„Doch bei all' dieser Betrübniß muß ich zuweilen lachen. Ich sehe einige unserer alten Genossen, ja selbst einige der Leidensgefährten um jeden Preis nach einer Unterkunft ringen. Hundertmal da und dort abgewiesen, gleichen sie den Stehaufmännchen, die, stelle man sie auch hundertmal auf den Kopf,

immer wieder auf ihr dickes Ende fallen. Einige haben Bräute, die zu verblühen drohen, wenn sie nicht bald eine Anstellung erhalten und die Ehe das Wasserglas einer ephemeren Erhaltung der Liebe wird. Andere suchen Bräute, um durch den Verlust ihrer Freiheit eine Stellung zu gewinnen. Die größten Aesthetiker unserer Studienzeit sind gegen die Erscheinungen der Häßlichkeit nachgiebig geworden. Ich erlebe die drolligsten Entwickelungen, und oft muß ich lachen über die Formen, die alles die sogenannte „Liebe" annehmen kann.

„Auch mir hat man Umwege angerathen, um zu einer Anstellung zu gelangen, deren ich bedarf. Man hat mir die Schwächen einiger einflußreichen Männer verrathen, und mir die Mittel genannt, auf diese Schwächen zu wirken. Georg, ich erröthete, als ich mir beim Justizpräsidenten, dem Grafen Eberhard, die Schwäche beikommen ließ, und ein mittelmäßiges Gemälde, das er für einen echten Rubens ausgiebt, wenigstens für eine gute Copie nach Rubens, vielleicht „unter Rubens Leitung" verfertigt erklärte. Ich genügte ihm freilich damit nicht, eine Reihe von stellesuchenden Candidaten hatten ihm das Bild schon zu einem echten Rubens geschmeichelt.

„Wie ich über die Liebe empfinde, Georg, das weißt Du! Seit dem Tode meiner unvergeßlichen Schwester hat mich kein weibliches Wesen mehr befriedigen können. Ich vermißte überall, was mir meine Sophie bot, das Ewige, Jenseitige. Sie ging darum so früh hinüber — — — Und in unsrer fünfjährigen Einsamkeit, die gerade den pulsirendsten Abschnitt der Jugend getroffen haben sollte, da mag sich die Vorstellung vom Wesen der Weiblichkeit vollends zur Erwartung des Ideals gesteigert haben. Ach! und wo man flammende Liebe empfinden — könnte, darf man dahin die Blicke richten? Wie steht das Alles so fern von uns, wie schwebt es nur so über uns dahin! Wir Armen, die wir nichts haben, am wenigsten die Hauptsache, das — Glück! Oft ergreift mich eine bittere Misanthropie! Und gerade da am meisten ergreift sie mich, wo sich Andere zerstreuen und sich von Misanthropie heilen wollen, im Theater, auf öffentlichen Spaziergängen, in Gesellschaften, auf Bällen. Welche Jugend und Schönheit, welcher Reichthum!

Aber — für uns sind's kalte Herzen in flammenentzündenden Formen! In diesen Zirkeln giebt es Frauen, die mich verstehen lehrten, wie man um ihretwillen die Seligkeit opfern könnte. Um Gretchen, im ersten Theil des Faust, hätt' ich es nicht gethan! Im zweiten Theil wählte ich viel passender Helena, eine Königin.

„Verurtheile mich nicht! Nicht jede Zauberei verrinnt in Schatten und Nebel. Einen Augenblick denke Dir, wo Du einer majestätischen Alleinherrscherin im Reiche der Schönheit und des irdischen Glückes begegnet — Du ruderst mit ihr auf einem Nachen — gleitest in einer zauberhaften Mondnacht mit ihr über einen stillen See — Die Hängeweiden an den Ufern blicken melancholisch in die Tiefe — Die Wasserlilien ragen träumerisch aus dem grünen Geblätter des Ungrundes auf — Aber ach! kein Mondstrahl, kein poetischer Hauch dringt in ihr Herz —! Ein Schiffer bist Du ihr, ein Ruderknecht einmal zur Abwechselung in gelben Glacéhandschuhen —! Diese Kälte, dieser Blick! Georg, da erfröre der Ton in Deiner Leier, wenn auch ihre Schönheit Dich zu einem Liede hinreißen wollte. Aber Du sollst meine Peinigerin näher kennen lernen. Sie ist bizarr; sie kann von ihren Ringen, wenn Du es scherzend verlangst, einen in die Tiefe werfen, ich ahne — ihren Verlobungsring — denn wie sollte Sie nicht schon das Glück eines Andern sein! Das Glück wird diesen Andern um den weggeworfenen Ring nicht verlassen. Er fiel einer Lilie in den Kelch oder einem Frosch in's Maul, nicht in die geöffnete Hand eines Genius, der mir zur Liebe einmal unter Wasser geduckt hätte. Sie wollte nur zeigen, daß sie reich ist, wie man einst Perlen zerrieb und in den Wein schüttete, nicht um ihn feuriger, nur um ihn theurer, banquiermäßig kostspieliger zu machen. Denn Cleopatra hatte doch nicht nöthig, sich zur Liebe mit Wein zu begeistern? Ach, Georg, das ist eine traurige Welt —! Uebrigens heißt die, die ich meine, Idaline, und ist die Nichte des Justizministers.

„Armer Georg, auch die Stelle, um die ich mich für Dich bemühen sollte, ist schon vergeben! Graf Eberhard vermag viel und Idalinens Vater noch mehr. Ein solches Wesen

brauchte nur zwei Zeilen auf ein Zettelchen zu schreiben, das Blättchen ihrem Papagei zwischen den Schnabel zu stecken, den Papagei durch ihren Bedienten in die Zimmer des guten Papa zu spielen, oder des Onkels, Grafen Eberhard, die Excellenzen würden lachen und die Bitte wäre erhört —!

„Ich muß aufhören, damit wir nicht noch fernere fünf Jahre bekommen. Unsere Briefe sollen noch immer nicht sicher sein. Ich scheine Dir heiter? Ich bin zu Tode betrübt. Leb' wohl, Georg —!"

IV.

Während im Zimmer irgend eines dritten Stocks Theobald diese Zeilen an seinen Freund Georg schrieb, waltete Idaline in gewohnter Weise in ihren reizend gelegenen Zimmern, von denen eines nach dem großen Platze, wo das Palais ihres Vaters lag, das andere auf den anstoßenden, mit Orangenbäumen geschmückten Garten hinausging.

Man konnte nicht sagen, daß auch Idaline von jenem Mißgeschick geplagt wurde, das man sich gewöhnlich mit dem Reichthum und mit einer bevorzugten Stellung verbunden denkt, von der Langenweile. Gewöhnliche häusliche Anforderungen drangen nicht in ihren Kreis, aber sie hatte mit hundert Dingen, die ihre nächsten Verhältnisse berührten, schon von Kindesbeinen an vollauf zu thun. Sie war nicht in derjenigen Abgeschlossenheit erzogen worden, die einen Königssohn, der bei Schäfern in der Wildniß aufwuchs, glauben läßt, er sei nur für die Wildniß bestimmt. Die Mutter hatte sie in die regellose Regel ihres Lebens frühe mit aufgenommen. Da galt es Einladungen machen, Besuche annehmen, Billete beantworten, Modezeitungen durchblättern, Conferenzen mit Modistinnen, die übliche Ausfahrt, den Besuch irgend einer gerade an der Tagesordnung stehenden Merkwürdigkeit — man irrt sich in dem Glauben, daß der Müssiggang ohne Beschäftigung ist. Idaline nahm alle diese Dinge ernst und wichtig. Und zu diesen mühevollen Anstrengungen kamen noch

die Vorbereitungen zur Vermählung. Die junge Braut war nicht ohne praktisches Geschick. Sie lachte und scherzte gar nicht über ihre Mutter, als sie diese heute in einen Saal führte, wo auf lang ausgespannten Eßtischen die Aussteuer an weißem Zeuge ausgebreitet lag. Diese Hunderte von Tüchern, Servietten, diese Dutzendweis geordneten Wälle glänzend gebleichter Leinwand durchmusterte sie mit ernstem Blick. Sie drehte sich nicht, in die Hände klatschend, auf dem Absatz herum, um ihr Mütterchen dankend zu umarmen; sondern sie schritt mit jener Hoheit, die ihr schlanker Wuchs mitbrachte, durch die aufgethürmten Gänge, nahm sorgfältig die Verzeichnisse entgegen, prüfte die gesteppten Säume an den Bestandtheilen der feinern Wäsche, die Dauer der Nähte an denen der gröbern, tadelte hier und dort die mißlungenen rothen Zeichen, den Buchstaben I., der mehr einem J. ähnele, die allzu plumpe Krone, kurz die ihr eigene Humorlosigkeit würde sich auch beim prüfenden Anschauen der Küchengeräthschaften nicht verleugnet haben, wenn letztere Musterung nicht wäre vor einigen Tagen schon vorgenommen worden. Heute brach sie ihre Musterung nur deshalb so schnell ab, weil sie zum Goldschmied mußte, um doch einen neuen Ring zu bestellen, da der alte beim Teichnix war. Durch den Lärm über diesen Verlust und den Effect der Aussteuer war dann auch die Nothwendigkeit der Ankündigung des Verlöbnisses angezeigt.

Im Uebrigen war heute Idalinens Art eine dermaßen nach innen gewandte, ja sogar feierliche, daß die Mutter die nächtliche Wasserfahrt, die sie ihrem Schwager, dem Grafen, recht nachdrücklich vorzuwerfen gedachte, als Ursache einer vielleicht stattgefundenen Erkältung schalt. „Wollen wir nicht lieber die Gesellschaft heute Abend absagen lassen?“ fragte die besorgte Frau.

„Ich sehe keinen Grund,“ antwortete Idaline und beschloß ihre Toilette zu machen, da es drei Uhr geschlagen hatte und die Mittagszeit heranrückte. Sie ging in ihr zierliches Boudoir. Willenloser als je gab sie sich der Phantasie ihres Kammermädchens hin, die sie schmückte. Dann kamen Gratulations-Besuche, Körbe voll Briefe. Idaline wurde verhindert, auszufahren und beim Goldschmied die Bestellung zu machen.

Sie verschob es auf morgen. Es war ihr seltsam, als sie zur Mittagstoilette Armband und Ringe nehmen wollte und das Mädchen ihr eine kleine zierliche Pyramide hinhielt, an welcher sie die Auswahl ihrer Ringe aufzuhängen pflegte, und nun ihrer Thorheit von gestern Abend gedachte. Diese sollte durchaus verschwiegen bleiben.

An der Tafel ihres Vaters sah sie oft Männer, die sie nicht kannte, Besuche, die Einmal kamen und nicht wieder, Fremde, Beamte aus der Provinz. Unwillkürlich ließ sie heute über die im vordern Salon versammelte Gesellschaft ihre Augen prüfender schweifen und nahm von den Eingeladenen Notiz, was ihr seit lange nicht begegnet war. Bei Tisch standen einige Sessel leer. Sie konnte sich der Träumerei nicht erwehren, sich die Thür aufgehen zu denken und ihren gestrigen Schiffer eintreten zu sehen. Sie fragte, wer noch fehlte? Alles das war ihr noch nie geschehen.

Nach der Oper, bei der sie, der nun erfolgten Verlobungsanzeige wegen, nicht fehlte, war Spiel und Gesellschaft, wozu die Gäste sich zahlreich einfanden. Ihre Mutter redete ihr zu, sich zurückzuziehen. Sie gestand ein, daß ihr nicht wohl wäre, und dennoch blieb sie. Sie wußte nicht, was sie fesselte, was sie heute zog, ihr Auge über den Saal hinwegschweifen zu lassen, ihre Blicke unverwandt auf die Eingangsthüren zu richten. Nie hatte sie dem laut anmeldenden Bedienten ein Ohr gegönnt. Heute verglich sie jeden ausgerufenen Namen mit dem persönlichen Bilde des Eintretenden. Dann, als man eher schon zu gehen, als zu kommen anfing, als sie gewiß war, daß die Eindrücke, die sie überhaupt für diesen Tag erwarten durfte, vorüber waren, fühlte sie eine Nichtbefriedigung, die sie früher nicht gekannt hatte. Still entfernte sie sich. Langsam schritt sie ihren Zimmern zu. Der Bediente leuchtete. Sie begriff nicht, daß es schon halb zwölf Uhr geworden sein sollte; denn der Tag sollte doch noch nicht zu Ende sein. Es sollte ihr doch immer noch etwas kommen. Der Mond schien so klar und groß und hell auf den grünen Fußteppich, der in ihrem Wohnzimmer ausgebreitet lag. Auf dem Schreibtisch lagen Briefe über Briefe. Alle dasselbe Thema. Einer kam von ihrem Verlobten. Der Bediente ging.

Er hatte noch die Vorhänge des Fensters schließen wollen. Sie hatte es nicht gewollt, und so saß sie mit gestütztem Haupt am Fenster und blickte in den sanften Frieden des Himmels und las — doch den Brief des Grafen noch immer nicht.

Sie war im Geist auf dem See. Sie sah sich wieder in ihren Shawl gehüllt. Der Fremde ruderte. Sein prüfendes Schweigen rief sie sich noch einmal zurück. Es wurde zum schweren erdrückenden Uebergewicht eines Geistes, der ihr zu trotzen schien. Aber das sanfte Hingleiten über den Wasserspiegel — die lautlose Ruhe, unterbrochen nur von dem Knirschen des Kieselbodens, wo die eiserne Ruderspitze hineinfuhr, oder an den sumpfigen Stellen vom Geschilf, woran der gleitende Kahn anstreifte — daran lag dann wieder eine Erleichterung der Fessel, das Dulden und Gehorchen wurde süß. Sie sprach sich: „Wie Du auch nur so eitel sein konntest und verrathen wollen, daß Du wußtest: die Vermählung des Dogen mit dem Meere findet durch das Auswerfen eines Ringes statt —!"

Aber eitel? War es denn das nur? Sollte sie nur an ihren alten Professor der Geschichte gedacht haben, als sie jene rasche That vollzog —? Sie wußte es nicht. Sie lebte nur der Erinnerung an die Situation und an den, der ihr so neu und von den andern Männern so abweichend erschien. Zum ersten Mal fühlte sie etwas von dem Glück, gehorsam zu sein denen, die man liebt. Es wurde ihr wohl und wehe; niederknieen hätte sie mögen, sich an eine ihr fremde, unbekannte Macht schmiegen. Gehorchen, dulden, regiert werden, das war ihr eine neue Empfindung, eine so süße, bestrickende, daß sie die Sterne hätte herabziehen, den Zephyr an ihre Brust drücken mögen. Eine Wolke legte sich jetzt vor den Mond.

Endlich gedachte sie des Schlummers. Sie entkleidete sich. Flüchtig öffnete sie den Brief, der auf dem Tische lag. Ihr Verlobter kündigte auf morgen seine Rückkehr an. Sonst boten ihr die Zeilen nichts, was sie aufregte.

V.

Graf Waldemar hatte auf seinen Gütern zur bevorstehenden Vermählung mancherlei Vorkehrungen treffen wollen. Erst als diese beendet waren, kehrte er zurück. Er kam mit dem sehnlichsten Verlangen, Idalinen, seine nunmehr erklärte Braut, in der kürzesten Zeit ganz die Seinige zu nennen. Von Seiten der Eltern stand dieser Eile nichts im Wege. Und auch Idaline, obgleich noch „ein halbes Kind", hatte doch nie widersprochen, wenn man rieth, dem Brautstande, der immer etwas Halbes und Beengendes mit sich bringt, ein Ende zu machen.

Graf Waldemar war seiner Braut, ihr Alter ausgenommen, in manchen Aeußerlichkeiten ähnlich. Dem Erben eines bedeutenden Vermögens erlaubten seine Umstände, seine vortheilhafte Figur auch in's glänzendste Licht zu stellen. In der Staatsverwaltung nahm er bereits einen nicht unwichtigen Platz ein. Er hatte die Aussicht, einst noch die höchsten Stellen um so mehr gewinnen zu dürfen, als es der Regent liebte, die Träger alter berühmter Namen in seine nächste Umgebung zu ziehen. Die Auszeichnungen, deren sich Graf Waldemar schon in so jugendlichem Mannesalter rühmen durfte, verdiente er in der That. Sein Geist war gebildet. Er begann keine Arbeit, wozu er sich nicht vorbereitet hatte. Er nahm Belehrung an und war nachgiebig gegen Unterrichtete und zeigte Ernst in der Ausführung dessen, was ihm nützlich und weise erschien. An seinem Gemüth hatte Niemand Ursache zu zweifeln. Für gefällig, wohlthätig, ja in einem gewissen Grade leutselig galt er bei Jedermann. Daß er zuweilen schroffer erschien als seine Absicht gewesen, das war wol zumeist nur Folge seiner imposanten Gestalt. Diese verhinderte ihn, sich allzu lebhaft zu bewegen und legte ihm den Zwang auf, eine zuvorkommende Geschmeidigkeit zu vermeiden, die seinen Formen nicht würde gestanden haben.

Graf Waldemar war der Erste, der sich um Idalinens Hand beworben hatte. „Ich wüßte nicht, warum ich sie ihm verweigern sollte!" sagte sie, als ihre Mutter eine lange Rede gehalten hatte über das Thema: „Es ist ein schöner

Mann, bei seinem kaum vollendeten dreißigsten Jahre jung, er ist reich, liebenswürdig in seinem Wesen und spielt gut Boston, wodurch eine Schwiegermutter doch auch etwas von ihrem Schwiegersohne hat, seine Zukunft wird die glänzendste sein, seine Hand ist gesucht." — Alle Welt kam darin überein, daß dieser Bund so sein müßte und sich von selbst verstünde.

Innerlich waren beide Naturen darin verschieden, daß Waldemar ein thatkräftiges, in sich gefestetes Bewußtsein hatte. Sein Gemüth athmete Wohlwollen und zeigte es. Es lag ihm fern, über irgend etwas ausgelassen zu lachen, eine gewisse Steifheit der Erziehung, ja Trockenheit des Temperaments verleugnete sich in keinem seiner Worte, aber fern von ihm war jeder Stolz, jedes Bewußtsein seiner Vorzüge. Seine Liebe zu Idalinen, woran man nicht zweifeln konnte, seine Bewerbung um ihre Gunst, seine Zärtlichkeit als Verlobter trug den Charakter conventioneller Artigkeit. Wer in der Gesellschaft die beiden Verlobten beobachtete und ihnen einen tiefern Blick widmete, mußte es schön nennen, wie sich da zwei Liebende so im Genuß ihres Glücks mäßig zeigen, so auf die Zukunft so manche Vertraulichkeit zurücklegen und aufsparen konnten. Es stand aber darum nicht in Frage, daß nicht diese Ehe eine in jeder Beziehung glückliche werden sollte.

Auch in Idalinen selbst waltete darüber kein Zweifel. Glück? Die Sehnsucht darnach kannte sie gar nicht. Verheirathet zu sein, war für sie ein Stand, dem ein weibliches Wesen nicht ausweichen kann. Sie dachte sich wenig Unterschied darin, ob sie die schwere Last, Königin der Gesellschaft zu sein, in den Zirkeln ihres Vaters oder ihres Gatten tragen würde. Auf eine Beglückwünschung über die mannigfachen Veränderungen, die ihr bevorständen, sagte sie: „Mein Wagen wird künftig ein anderes Wappen führen!" Sie empfand gegen Waldemar keine Abneigung; nichts an ihm war auffallend oder störend. Wie vielerlei stieß sie doch an Andern ab, an Papa, am Onkel, an der Mutter! Mama sagte: Sie könnte sich überzeugt halten, daß ihrem Verlobten jedes Wort, jede Handlung angemessen stände, daß ihn eine Har-

monie umgäbe, die Willen und That, Anfang und Ende, Plan und Ausführung stets in das anmuthigste Gleichgewicht brächte. Das war es, was sie auch selbst fühlte. Waldemar's Zurückhaltung, sein Vermeiden jeder aufdringlichen und unzeitigen Vertraulichkeit, die erröthend befangene Art seiner kleinen Zärtlichkeiten setzten sie in anregende und wohlthuende Verlegenheit. Sie fühlte, daß er mehr fordern durfte, als er verlangte. Das war Liebe, jenes vielbesprochene Wort, jenes gewisse Etwas, das die Mutter so consequent behauptete, vermeiden zu wollen und das ihr doch beständig so deutlich auf den Lippen lag. In diesen negativen Empfindungen kam sich Idaline eben bräutlich vor. Und welches Glück in diesem Zustande! Es wurde ihr von ihrem Verlobten nicht zugemuthet, in ihrem bisherigen Dasein etwas zu verändern. Keine ihrer Ansichten wurde bestritten, keine ihrer Maximen verworfen. An ihrem Selbstgefühl rüttelte nicht der leiseste Zweifel. Sie zog mit klingendem Spiel aus dem einen Stand in den andern. Warum sollte sie Veranlassung nehmen, über diesen Tausch so ernsthaft nachzudenken oder dem allbekannten Wort „Liebe" ein tieferes Nachforschen, ein ernsteres Belauschen der innersten Sprache des Herzens zu widmen?

Nach dem Abend auf dem See vermißte sie freilich einen unendlichen Reiz am Grafen: Er gab ihr keinen Muth — thöricht zu sein! — Das kannte sie noch gar nicht, mit dem Ernst des Lebens Versteck zu spielen und hinter einem Rosenstrauch zu stehen und der Pflicht zuzurufen: Hasche mich! Der Graf war zurückgekehrt. Er hatte Idalinen mit größerer Innigkeit als je an sein Herz gedrückt. Er hatte den, wie es nun hieß, zufällig an jenem von der Mutter verwünschten Abend verlorenen Ring durch einen neuen ersetzt und die Hochzeit noch früher anberaumt, als sie bereits vorher in Aussicht stand. Idaline heftete ihren Blick auf den neuen Ring in unbewachten Momenten. Minutenlang konnte sie ihn betrachten und sich in Gedankenreihen verlieren, für die es keinen möglichen Ausweg, keine in den Verhältnissen begründete Lösung gab. Immer klangen die Worte: „Die Dogaresse sollte sich dem See vermählen" an ihrem Ohr; sie sog die Melodie eines Organs ein, das für sie etwas Zaubervolles und

Rührendes gehabt hatte. Sie saß wie ein Kind im Theater vor einem mystischen Vorhang und malte sich aus: Welche Welt waltet wol hinter einem solchen Ton? Nun vollends regte sie noch Waldemar selbst auf, als er gelegentlich des Abends beim Onkel erwähnte und mit harmloser Absicht sagte: „Ich höre ja, ein Herr von Theobald hat Sie gefahren!“ Für ihre Unruhe hatte sie jetzt wenigstens Halt an einem Namen.

VI.

Theobald aber schrieb einige Tage darauf wieder an seinen Freund Georg:

„Guter Georg! Dein armer Freund muß Dich glücklich preisen! Dich, den Lehrer der Religion, nahm die Religion wieder auf —! Da hat sich nichts verändert. Seit tausend Jahren herrscht auf Deinem Gebiet der gleiche Brauch, der gleiche Glaube, der gleiche Wahn. Dein kleines Dorf sehe ich im Sonnenlichte schimmern —! Es lehnt sich mit seinen blinkenden kleinen Fenstern friedlich an die Wand des Gebirgs, die Dein Dach vor dem Nordwind schützen wird. Die Glocke ruft zum Dienst des Herrn und Du verrichtest ihn im schwarzen feierlichen Gewande, mit Würde und durchdrungen von Ueberzeugungen, die wenigstens für die heutige Predigt, die Du halten wirst, aufrichtige sind! Bewahre Dir der Himmel diesen Frieden, auf den Du Dich mit edler Selbstbeschränkung vorbereitetest! Wer könnte den Grund Deiner Begeisterung bezweifeln, wenn er sich überzeugt, daß eine Gemeinde durch Dich im sittlichen Ernste wächst und der Same aufgeht, den Deine segnende Hand gestreut?

Mit mir wird es anders werden. Ich fühle, wie mein Grund für immer verdorben ist. Das verlorene Vertrauen stellt sich nicht wieder her. Ist die erste Anlage eines Lebens verfehlt, so scheitert Alles. Immer wird ein trüber Nebel bleiben, der meine Vergangenheit bedeckt. Es läßt sich nicht ändern. Ich entschuldige die mißtrauischen Menschen, wenn sie die Augen vor mir niederschlagen und mich vermeiden.

Nur das kann mich empören, wenn man von mir für die Möglichkeit, mich wieder in den Gang der gegebenen Verhältnisse einzureihen, grell aufgetragene Beweise verlangt! Diese lasterhafte Umkehr einiger unserer Freunde, die so gewissenlos hinüberstürzten in das Gegentheil ihrer früheren Ueberzeugung! Ich werde eine solche nie, nie über mich gewinnen und lieber einem Lande, das von seinen Söhnen so viel Entwürdigung verlangt, Valet sagen.

„Ich spreche das so aus, wie mir's in die Feder kommt. Es ist ein Theil der Zweifel, die mich bestürmen. Georg! Dies neue blendende Licht der Freiheit thut meinen Augen weh. Ich sehne mich nach Deinem friedlichen Dorfe, wo sich diese Strahlen ohne Zweifel milder brechen. Hier gehen zu viel der alten Wunden mit auf. Es ist eine Welt, die uns nichts Fertiges, nichts Beruhigendes giebt. Deine blühenden Bäume, Deine weidenden Heerden, Deine grünenden Matten sind, was sie sind, ein Preis der Herrlichkeit Gottes! Was man hier erlebt, hier vom Dasein hinnehmen muß, mischt sich mit Aufregungen, Bedrängnissen der innersten Gedanken, Herausforderungen und Verhöhnungen unseres freien gesunden Urtheils. Kein Abend, wo ich mich nicht erschöpft auf mein Lager werfe, keine Gesellschaft, aus der mich nicht ein überwältigendes Gefühl von Nichtbefriedigung hinaustriebe. Und wo fändest Du hier die tröstende Einsamkeit? Wir haben Gärten und Felder, wie Du am paradiesischen Fuße Deines Gebirges, aber Du begegnest Glücklichen, ich begegne nur Zweifelnden und Schmerzbewegten, die wie ich das Bedürfniß des Alleinseins fühlen. In großen Städten ist die Natur ein Erholungsgarten für Kranke.

„Du wirst nun glücklich sein an der Seite Deiner Emma! Und wenn Dich nichts an sie bände, als die Treue, die sie Dir fünf Jahre bewahrte, das sichert für das ganze Leben, legt sich mildernd auf jeden Streit, beschwichtigend auf jeden Lebenssturm. Mir wird ein solches Glück versagt bleiben. In dieser Zeit heißt es: Ohne Heerd keine Liebe! Wer weiß, wozu es besser ist! Wo fände ich auch wol eine Hand, die sich unerschrocken durch die Strudel meines Gemüths hindurchruderte, ein Herz, das nicht erschräke vor dem Krampf, den ich ge-

zwungen bin, noch Leben zu nennen! Mir ein Wesen auf meine Bedürfnisse abzurichten, was so viele Frauen „sie lieben“ und so viele Männer „geliebt werden“ nennen, das würde mich um die schöne Wahrheit oder — Täuschung bringen, die unserm Leben die Poesie verbürgt.

„Du warnst mich — um Idalinen! Du fürchtest meinen stürmischen Sinn, den gerade Schwierigkeiten zu Eroberungen reizen. Wo denkst Du hin, Georg! Einmal mußt Du wissen, daß ich nicht jener Sphäre, in der sich die wunderbare Schönheit bewegt, angehöre, auch in jener ungefähren Entfernung, wo ich wol hoffen dürfte, ihr ab und zu einmal zu begegnen, nur ein Geduldeter bin. Wenn ich Dir sage, daß Idalinens Verlobter Graf Waldemar ist, der zukunftreiche junge Staatsmann, dann wirst Du mir auch glauben, daß es Wahnsinn wäre, hier an die Möglichkeit irgend einer Berücksichtigung, geschweige einer Neigung zu denken.

„Das muß ich Dir aber doch erzählen, daß ich sie in diesen Tagen wieder flüchtig gesehen habe. Mit dem beginnenden Herbst wird die Kunstausstellung eröffnet, das Stelldichein der schönen Welt. Da sah ich Idalinen am Arm ihres Oheims. Sie hatte mich nicht bemerkt, und das war mir lieb, denn das Blut schoß mir in die Wangen. Welche Thorheit! wirst Du sagen, und doch konnte ich meiner Bewegung nicht Meister werden. Der eingebildete Gemäldekenner, Graf Eberhard, tadelte jedes Bild. Alles war ihm verzeichnet, hier etwas zu kurz, da etwas zu lang, keine Beleuchtung wollte ihm genügen, überall schienen ihm Licht und Schatten unrichtig vertheilt. Und diese Aussprüche, weil sie von einem besternten Herrn kamen, nahmen die Umstehenden für Orakel. Zu jedem Bilde, das hier verfehlt sein sollte, hatte dann der Graf in seiner Galerie einen Pendant, der das Richtige getroffen. Idaline löste sich von seinem Arm und betrachtete ihrerseits mit ruhigerer Gelassenheit die so geschmähten Leistungen der Künstler. Jene gedankenlose Zerstreuung, die mir schon früher an ihr aufgefallen war, schien sich heute ihrer mehr als je bemächtigt zu haben. Eine leichte Blässe hob ihre Schönheit nur noch mehr hervor. Daß ihr das anwesende Publikum gruppenweise nachwallte, stehen blieb, wo sie stand, jeden Blick

auffing, der unter dem kleinen seidenen Hute zu erhaschen war, schien sie selbst nicht zu bemerken. Einer dieser Blicke fiel auch auf mich. Ob sie wol noch den nächtlichen Ruderer erkannte, den ihr Stolz so kühl angelassen hatte? Wie sie mich sah, wandte sie sofort den Blick nach einer andern Seite. Entweder erkannte sie mich nicht, oder es mochte ihr unangenehm sein, dem Räuber ihres Ringes — so kann ich mich wol nennen — wieder zu begegnen. Desto fester hielt mich Graf Eberhard: „Sie haben meinen Rubens bezweifelt, Herr von Theobald, und nun frage ich Sie, kann sich ein einziges dieser neuen Gemälde mit der Perle meiner Sammlung vergleichen? Ich will Ihnen nachweisen, daß jede der hier und da hervortretenden Schönheiten an diesen neuen Malern irgend einem alten Vorbilde entnommen ist, ein Nachweis, den ich schon allein mit meiner kleinen Sammlung durchführen kann. Drüben jener Fischerknabe ist gut gemalt, aber die Füße sind viel zu braun. Fischer stehen so oft im Wasser, daß man ihre Füße nicht sauber und rein genug malen kann! Besuchen Sie mich, ich zeige ihnen einen Petri-Fischfang, der unzweifelhaft ein Caracci ist. Sie sollen über das Incarnat der Fischerfüße erstaunen! Und so vermisse ich durchgängig das Charakteristische. Wie geht's Ihnen, Herr von Theobald?" Damit ließ er mich stehen und ging mit der großen grünen blechernen Gemäldebrille weiter. Dieses Wie geht's Ihnen? so ohne eine Antwort abzuwarten zurückgelassen — das ist ein Blick in das Gemüth dieser großen Welt!

„Natürlich hatte auch Idaline nichts für mich, kein Wort, keinen Gruß, nicht die Spur einer Erinnerung an einen Abend, von welchem ich armer, freudenarmer Mann noch wie von einem Almosen zehre. Nun kam auch gar mit eilendem Schritt die hohe Gestalt des Grafen Waldemar durch die Säle, erreichte am Ende der mir jetzt widerlich gewordenen öldustenden Räume seine Braut, begrüßte sie zärtlich, hielt sie am Arme fest, und Beide schienen ein Herz und eine Seele. Da hätte es mich unwiderstehlich fortgezogen, wenn ich nicht zum zweiten Male das Opfer der kunstgeschichtlichen Kritik des Grafen Eberhard hätte werden müssen. Er brauchte einen Zuhörer. Er behauptete, das Resultat auch wieder dieser

Kunstausstellung wäre ein so leeres, daß es ihn um so mehr schmerzte, unter den vielen Bewunderern seines Rubens nur mich zu vermissen. Ich muß Ihnen dieses Bild noch einmal zeigen, sagte er — Idaline stand dicht in der Nähe mit ihrem Verlobten — besuchen Sie mich morgen früh um elf Uhr in meiner Villa, ich hänge Ihnen das Bild so, daß Sie eine bessere Beleuchtung haben, als neulich und ich bin überzeugt, Sie bitten mir Ihre Blasphemie feierlich ab. Werden Sie kommen? Um Elf, Herr Graf? sagte ich lächelnd und entfernte mich.

„Verurtheile mich nicht, Freund, wenn ich Dir gestehe, daß es meine Absicht war, dem wunderlichen Manne abzuschreiben. Wir beklagen uns, daß es so viel Thorheiten in der Welt giebt, und bietet sich uns einmal eine Gelegenheit dar, eine Thorheit zu bekämpfen, so sind wir dafür zu feige. Freilich würdest Du mich der Schroffheit angeklagt und gesagt haben, daß man den Männern, die den Rubens für echt erklärten, nicht verdenken kann, wenn sie sich damit in ihrer Laufbahn beförderten.

„Aber ich bin gegangen; wer weiß, ob Du mich nicht noch mehr tadelst, wenn ich Dir sage: Ich ging um Idalinen! Wie, sagte mir eine Stimme, wenn sie einen Morgenbesuch im Garten des Onkels machte, wenn sie ein Wort, ein Etwas, ein — leises, freundliches Lächeln für Dich hätte! Und — mein Wahn ging noch weiter. Als so genau der Onkel die Stunde bestimmte, wo ich ihn treffen würde, war es mir, als wenn in Idalinen eine Bewegung vor sich ging. Ihre Lippen öffneten sich wie vor einem leisen Schreck, ihr Auge nahm eine Gluth an, die ich in ihm sonst nicht bemerkt hatte; es durchzuckte mich wie in einem überirdischen Einverständniß mit einem Wesen höherer Art. Ich konnte nicht schlafen. Ich malte mir aus, wie sie gleichsam von ungefähr beim Grafen erscheinen würde, wie sich ein unterirdischer Weg zwischen uns Beiden hinzöge, ein Weg unter dem Strom des Lebens hinweg, ich malte mir aus, daß sie mich liebte — ging — und täuschte mich natürlich! Der Oheim im Schlafrock, feierlich die Galerie aufschließend, über die grünen Fußteppiche hinschleichend, als fürchtete er die Bilder aus ihren

Träumen aufzuwecken, der falsche Rubens — Alles war da — sogar das Versprechen der Protection und ein Abwarten der Antwort auf ein erneuertes „Wie geht's Ihnen sonst?" ein Anknüpfen an meine Eltern, meinen Stand, meine unverantwortlichen fünf Jahre — aber keine Idaline!

„Ich war beschämt und gab dem Alten Alles zu, auch, wenn er durchaus wollte, den Rubens. Du siehst, daß Du Dich rüsten mußt, mich den Winter bei Dir aufzunehmen. Ich will Dir Deine Gedichte abschreiben."

VII.

Theobald's Auge oder sein Herz hatte sich nicht getäuscht. All' die Gedanken, die Theobald nur als möglich geträumt hatte, waren in Idalinen aufgegangen. Stundenlang hatten Pflicht und Liebe, Ueberlegung und Leidenschaft in ihr gekämpft. Wäre sie um elf Uhr zum Onkel gegangen, vielleicht hätte sie ihre Aufregung geheilt. Da sie aber daheim blieb, bleiben zu müssen glaubte, so nahm die Sehnsucht, das Gefühl der Nichtbefriedigung um so heftiger zu.

Wie sie zitterte, als sie unter den Gemälden plötzlich des Gegenstandes ihrer Träume ansichtig wurde! Theobald behauptete, nicht eine Miene ihres Antlitzes hätte gezuckt. Kurzsichtige Verblendung eines sich selbst mißtrauenden, vom Leben gedemüthigten Stolzes! Oder war es Selbstbeherrschung der Weltbildung, die Idalinen so gleichgültig erscheinen ließ? Zwei Wesen begegnen sich, von denen das eine vor Seligkeit zerschmilzt, das andere im anderen kaum eine Ahnung der leisesten Regung zu entdecken vermag! Verdanken wir diese Kunst unserer Bildung oder ist sie eine natürliche Mitgift des weiblichen Charakters?

Theobald hatte an jenem Tage geredet, ohne zu wissen, daß sich in Idalinen das Echo seiner wenigen Worte siebenfach wiederholte. Heute erst konnte sie das Bild des Fremden klar in seine einzelnen Züge zerlegen. Theobald war kleiner als Waldemar, sein Haar war heller, sein Wuchs und Wesen

zarter. Waldemar's Auge schien feuriger als Theobald's. Wer kann mit feurigem Auge blicken, wenn ihm das Leben die Thatkraft bindet, den Willen, den Gestaltungstrieb hemmt! Sieh das feurige Auge des Arbeiters, der Holzblöcke auf der Straße zersägt — er hat Augen wie Shakespeare das des eben dichtenden Dichters beschreibt, während der Dichter in Ruhe — auch sein Auge in Ruhe versetzt.

Idaline hatte mit Theobald reden wollen. Jeden Augenblick versuchte sie's, aber kein Satz wollte sich formen, keiner wollte so weihevoll erklingen, wie sie ihn, ohne sich zu verrathen, hätte aussprechen mögen. Auch hätte sie von ihrem Uebermuth mit dem Ringe sprechen müssen, hatte sie doch ihren Verlobten getäuscht und dieser näherte sich. Waldemar fühlte ihren Arm zittern: „Ist Ihnen unwohl?" fragte er seine Braut. „Der frische Oelgeruch!" sagte auch sie und zog ihn in den Wagen.

Am folgenden Morgen gab das in sich selbst so unklare Wesen Befehl, anzuspannen. Idaline wollte fort. Wohin? Zum Onkel? Sie wagte nicht, sich eine solche Aufregung einzugestehen. Die Brust wollte ihr zerspringen vor fremdartigster Bewegung. Sie eilte in den Garten, brach Blumen, die sie zerknitterte, sprach mit dem Gärtner, zeigte Antheil an Dingen, die ihr sonst fremd waren. Da schlug es dreiviertel auf Elf! Der Wagen fuhr eben vor und wartete auf sie. Sie floh in die Treibhäuser. Da gab es jene wunderbaren südamerikanischen Schlingpflanzen, die ohne Erde in der Luft wachsen, ihre Wurzeln hinlegen, wo sie irgend einen festen Gegenstand finden, und fast ein animalisches Leben in ihren Verschlingungen und Verrankungen verrathen. Diesen verglich sie ihre Liebe. Auch sie hatte, wie die Orchideen, keine Erde, auf der sie einwurzelte, auch sie war eine Luftpflanze, hängend in phantastischer Leere, ohne andere Anknüpfung als an das Unbestimmte und Schwebende. Eine Blüthe brach sie ab und erschrak, draußen den Jäger zu finden, der ihr den vorgefahrenen Wagen meldete. Noch zehn Minuten, noch fünf! Sie malte sich die Scene jenes scheinbar zufälligen Begegnens beim Onkel aus. Du könntest mit ihm reden, Dich ihm zum ersten Mal wie ein Wesen von Gefühl, ja nur wie ein Wesen,

das mit Sprache begabt ist, zeigen — könntest ihm scherzend andeuten, daß Du mit ihm über den Ring in einem Geheimniß zu bleiben wünschen müßtest. Da schlug es Elf. Sie winkte dem Jäger zu folgen, durchschritt entschlossen die Bosquetts und Alleen, hatte schon die Thür des Gartensaals in der Hand, der in ihre Zimmer und von dort an den Eingang des Hauses, wo der Wagen harrte, führte — aber jetzt verließ sie der Muth, sie blieb stehen, raffte sich zu dem Entschlusse zusammen, den Wagen abzusagen, und sank, als es geschehen war, auf einen der Divans nieder, die an den Wänden des Gartensaals rings gereiht standen.

Den Tag über blieb sie zurückgezogen. Am Abend ließ sie sich einen Augenblick sehen. „Wie absorbirt Du bist!“ sagte die Mutter. Den Tod trug Idaline nicht im Herzen, aber eine erschütternde Umwälzung. Die Gesellschaft fand ihre leidende Miene natürlich, denn in einigen Tagen sollte die Vermählung stattfinden.

Ungefähr drei Tage vor dieser feierlichen Handlung war es, daß sich Graf Eberhard bei Tafel folgendermaßen zu äußern beliebte: „Ich fange an, wieder zu unserer Jugend Vertrauen zu fassen! Ihr früherer hartnäckiger Widerspruchsgeist verläßt sie. Der Grund, lieber Schwager (er wandte sich an Idalinens Vater), warum ich Dir den Herrn von Theobald zur Beförderung vorschlug, ist die wirkliche Ueberzeugung, daß sich dieser ehemals so mißleitete junge Mann ernstlich gebessert hat. In einer fünfjährigen gezwungenen Einsamkeit kühlen sich die Phantasieen ab! Konnte ich den jungen Mann früher wol bewegen, mir so manche meiner festen Ueberzeugungen einzuräumen? Vor einiger Zeit war er bei mir, ich führte ihm alle Beweise für den Ursprung einiger meiner Anschauungen an, er widersprach mir nicht mehr. Er sah bald auf mich, bald auf die Bilder meiner Galerie, bald auf die Thür, bald auf den See und nahm die schroffsten Sätze, die er früher ausgesprochen hatte, feierlich zurück; ich glaube, daß man ihm eine Stellung geben könnte, die der geachtete Name seiner Familie verdient. War er bei Dir?“

„Gestern,“ sagte Idalinens Vater, während die Tochter,

nachdem ihre Wangen anfangs Gluth übergossen hatte, sich jetzt plötzlich entfärbte.

Man aß Fische. Der Vater hatte aus Furcht vor den Gräten Gelegenheit, nach seinem „Gestern" eine gravitätische Pause zu machen.

„Wie fandest Du ihn?" fragte der Schwager.

„Ganz das Gegentheil von Deiner Schilderung! Unbrauchbar!" war die Antwort. Idaline mußte nach dem Herzen greifen, so zornig wallte es in ihr auf. „Was kann die Verwaltung," fuhr der Vater fort, „mit Männern beginnen, die selbst das Unglück nicht gewitzigt hat? Ich nahm den Mann, der dem Staat so viel Aerger verursacht hat, Deiner Empfehlung wegen wie ein Freund auf. Da ich in der Frühe meinen Brunnen trinke, so nahm ich ihn an der Hand und sagte: Herr von Theobald, kommen Sie hinunter in den Garten —! Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Ich führte ihn durch die Zimmer, zeigte ihm die Portraits unserer Familie. Er fand sie gelungen, mich sogar in Wirklichkeit jünger als im Bilde, was sich hören läßt. Vor Deinem Bilde, Idaline, verweilte er auffallend lange —" Der Vater kam in's Husten, und die Mutter bat ihn, sich der Gräten wegen in Acht zu nehmen. Die Excellenz fuhr aber fort: „Von der offenstehenden Thür des Gartensalons kam ein heftiger Zugwind. Ich mochte mich meines Rheumatismus wegen nicht aufhalten, sondern begann sofort: Herr von Theobald, es wird mir zum Verdienst angerechnet, daß ich die Gefahr entdeckte, die dem alten bewährten Patrimonialstaat von Ideen drohten, zu welchen auch Sie sich mit einer Leidenschaft bekannten, die eines Adligen doppelt unwürdig war. Jakob, der mit dem Brunnen folgte, schenkte mir das erste Glas. Was bekam ich zur Antwort: „Ich bin doch wahrlich nicht freisinniger, als Friedrich der Große, und der war ein König!" Ich gestehe, daß ich nur um Deinetwillen einen solchen lächerlichen Widerspruch, schon so früh Morgens, während ich Brunnen trinke, ertragen habe. Der junge Mann heftete mit gleichgültiger Kälte seinen Blick auf die Fenster des Hauses. Eben wurden oben bei Dir, Idaline, die Vorhänge aufgezogen. Ich fürchtete eine üble Wirkung meiner Cur und

zwang mich zur Ruhe und Nachsicht. Während ich Friedrich's Zeit und die unsrige verglich, gab mir Jakob das zweite Glas. Sie wünschen angestellt zu werden, fuhr ich fort: Im Postfach ist ein hübsches Aemtchen erledigt. Um's Himmelswillen, fiel er mir in's Wort, so lange unsere Postbeamten Uniformen tragen, nimmermehr! Ich war geradezu außer mir und die Wirkung meiner Cur schien mir für heute verloren. Ein Glück, daß ich in der Nähe des Pavillons war und ihm mit stummer Handbewegung winken konnte, einzutreten. Ich bedurfte eines Sessels, um mich zu erholen. Jakob wollte mir das dritte Glas schenken, ich mußte es refüsiren, weil ich erst einer etwas freieren Stimmung bedurfte. Um mich zu zerstreuen, sagte ich: Die Ausschmückung dieses kleinen Pavillons ist das Werk meiner Tochter —! Die Glasmalerei an den Fenstern schenkte der Sohn des Finanzministers, Graf Waldemar, ihr Verlobter; es sind wirklich echte Malereien aus den säcularisirten Klöstern, deren Ertrag bekanntlich großentheils zu unseren vortrefflichen Chausseebauten verwendet worden ist. Kennen Sie Graf Waldemar? Ein schöner Mann, nicht wahr? Ich hielt ihm meine Dose hin, auf deren Deckel mein Schwiegersohn so unnachahmlich wahr in Miniatur gemalt worden ist. Ich trank jetzt das dritte Glas, denn es war mir erfreulich, daß er wenigstens jetzt dem Grafen seine Verdienste ließ. Ich schlage Sie dem Grafen als Hülfsarbeiter in seinem Bureau vor, sagte ich. Er erschrak, ja schüttelte den Kopf. Ich lasse Ihnen eine vorläufige Summe anweisen, bis Sie irgendwo eingeschoben werden können? Er hörte mich kaum. Sein Auge streifte gedankenlos im Pavillon umher. Ich trinke jetzt nur noch drei Gläser des Morgens. Die Zeit, die ich ihm widmen konnte, war abgelaufen. Ich stand auf, er strich wie mechanisch die Haare seines Hutes glatt, murmelte etwas von Vergebung, Nachsicht mit einem Manne, der in der Blüthe seiner Jugend die eiserne Hand des Geschicks — Ideale — verfehlte Anknüpfung an's Leben — u. s. w. Er rührte mich eigentlich — ich sah geradezu einen Candidaten für's Tollhaus. Ich gab ihm mit Zaghaftigkeit die Hand, nahm mir aber vor, nächstens über ihn mit dem Fürsten zu sprechen. Aber was wird nun? Da bekomme ich heute

früh von ihm einen Brief. Um Dir zu zeigen, Schwager, daß ich auf Deine Empfehlungen etwas gebe, will ich ihn Dir vorlesen. Jakob! Die Lichter! Lies Du ihn, Idaline!"

Eine grausamere Wendung konnte diese Erzählung des Vaters nicht nehmen. Hatte Idaline Mühe gehabt, schon während des redseligen Vortrags ihres Papas die innere Aufregung zu verbergen, so brach ihre Fassung vollends zusammen, da sich nun die Schlußpointe der Erzählung auf sie richtete. „Ich?" entfuhr es ihr mit einem ersichtlichen Unwillen. Jedermann durfte erwarten, daß sie die Vorlesung zurückwies. Man war ihre befehlenden Launen gewohnt. Aber in Dingen, die den ihr endlich individuell näher tretenden Mann betrafen, schien sie gehorchen zu wollen. Hatte sie doch sogar das Verlangen, die Züge dieser Hand zu sehen, den Duft eines Gegenstandes einzuathmen, der seinem äußern und innern Menschen so nahe gewesen. Sie nahm das Papier, entfaltete und betrachtete es mit einem Gemisch von Wehmuth und sie überwältigender Wonne. Die überaus kleinen zierlichen Buchstaben ergaben folgendes Ganze:

„Ew. Excellenz werden einem zwar vielerlei Dingen bereits abgestorbenen, in manchen aber doch noch jugendlichen Sinne einräumen, daß, eben zum Beweise seiner Jugend, seine Entschlüsse noch in schneller Aufeinanderfolge abwechseln, seine Plane voll herber Einschnitte, seine Bahnen voll schroffer Abstürze sind. Ich habe mich auf einem Irrthum entdeckt. Früher hielt ich den Staat für das Gliederwerk, den anatomischen Organismus, den Knochenbau und das Muskelgewebe eines Volks und glaubte mich dem Staat ebenso verwandt, wie meinem Volke. Jetzt ist es mir klar geworden, daß der Staat ein für sich bestehender Körper ist, die Verwaltung ein Bund gleichartiger Verbrüderung, in den nur diejenigen eintreten dürfen, die das mystische Zeichen, das Siegel einer vollkommenen Uebereinstimmung haben. Früher dachte ich mir den Staat weiter, bequemer, freier und muß es nun sogar billigen, daß er eng ist und seine Glieder fest zusammenhält. Ist es mir bei meiner, vom Glauben dieses engen Staats vielfach abweichenden Gesinnung unmöglich, mich in diese Gliederung mit reinem Gewissen einzufügen, so entsage ich

gern dem Gedanken, einer Wirksamkeit, die sich dem Allgemeinen widmet, bitte, mich von der Liste der Exspectanten, nicht aber aus Ihrem wohlwollenden Gedächtniß auszulöschen, und erlaube mir, indem ich aus dieser für mich fremden Welt, aus den Kreisen der Residenz scheide, in der Ferne — — —"

Idaline schwieg an dieser Stelle. Weiter reichte die Kraft ihrer Stimme, die Fassung ihres Herzens nicht aus. Sie raffte die letzten Hülfsmittel der Verstellung zusammen, schützte ein plötzliches heftiges Kopfweh vor, erhob sich und ging auf ihr Zimmer, um sich ungehindert und frei Empfindungen zu überlassen, die früher ihrem Herzen so fremd waren, wie ihrem Auge Thränen. Sie empfand in der That etwas vom Weh der Liebe. Der nächtliche Ruderer war ihr „nicht gleichgültig".

VIII.

Das Wetter hatte sich umgeworfen. Früh brach der Herbst herein. In heftigen Strömen schlug der Regen an die hohen Fenster, von denen herab sich im winddurchfegten und aufgewühlten Garten dem Blick nur ein erkältendes Schauspiel bot. Fröstelnd drückte sich Idaline in eine Ecke ihres Sophas. Ihr Blick fiel auf die Uhr über dem Kamin, der bald seine winterliche Bestimmung erfüllen sollte. Die Uhr von Alabaster zeigte den hin- und herschwingenden Pendel. Nie noch hatte sie dies ernste Spiel der Stunde so erschüttert, dies Hin und Her der ablaufenden Zeit so geängstigt. Mit jeder Schwingung ging ein unwiederbringlicher Moment des Lebens verloren. Mit jedem Pulsschlag der Uhr zählte sie einen Pulsschlag ihres Herzens weniger. Sie hüllte sich ein in den erwärmenden Shawl und sah mit starren Augen in eine dunkle Ecke des Zimmers.

„Und warum?" seufzte sie. „Warum ein Sklave der Nothwendigkeit, warum nicht frei, nicht selbstbestimmt? Warum folgen der Bahn, die vom gedankenlosen Zufall vorgezeichnet wurde, vom Zufall, der mein Herz nicht fragte? Warum ge-

horchen, wo ja ein einziges Wort aus meinem Munde entscheiden könnte?"

Mit dieser Gedankenreihe strömte ihr eine neue sonderbare Lebenskraft zu. Geister waren es, deren Dasein sie aus leidenschaftlichen Dichtungen kannte, diese Geister der Freiheit und Selbstbestimmung. Sie hatte am wirklichen Dasein derselben in der Brust eines tugendhaften Weibes gezweifelt, jetzt fühlte sie mit überwältigendem Feuer, daß uns doch solche Dämonen den Muth einflößen, dem vorgezirkelten Leben Trotz zu bieten. Sie gedachte des nun seit Wochen Erlebten, der stufenweisen Aufnahme eines ihr so neuen, schmerzlichseligen Elementes. Der Mann, den sie liebte, er stand vor ihr mit einem so unendlichen Bedürfniß nach Liebe, ausstreckend die Arme nach Liebe, hingestellt wie ein Räthsel, das seiner Lösung harrt, eine verzauberte Erscheinung, deren Bann nur sie allein, dessen war sie gewiß, zu hemmen verstünde! Sie lebte sich in sein Geschick hinein —! Sie erröthete für die, die ihm einst seine Freiheit genommen hatten, Männer, die ihr Alle so nahe standen! Sie gedachte einer fünfjährigen Einsamkeit ohne Glaube, Liebe, Hoffnung. Sie prüfte nicht, ob Theobald für Wahrheiten oder für Irrthümer gelitten, sie sah ihn nur leiden und dabei groß und rein in seinem Bewußtsein.

All' diese Gedanken und geistigen Anschauungen dieser Art überhaupt waren ihr früher fremd gewesen. Wo hatte sie sich je in ein menschliches Herz verloren, in die Brust eines Andern vertieft, versenkt in fremden Schmerz! Nun mußte ihr das geschehen in einem Fall, an dem sie so betheiligt war. Wer giebt mir Ersatz für mein Leben! rief es ihr mit stürmischem Muthe. Wer ist mir Das, was mir jener Verlorene gewesen wäre? Es war ihr, als hätte sie schon Stunden der befreundetsten Innigkeit mit ihm verlebt. Wie an ihr Leben ging es ihr, Etwas aufgeben zu sollen, wovon sie sich gestehen mußte, daß sie es nur in der Einbildung besaß. Und doch hatte sie's so fest, sie wußte, daß sie es ewig besitzen könnte und ewig verlieren mußte, und dies Bewußtsein, diese felsenfeste Gewißheit gab ihr eine Fassung, einen Muth, daß sie die Feder ergriff und mit zitternden Händen folgende Worte erst für sich allein, dann für die Flammen im Kamin

schrieb: „Woher nur kam die Wolke, die Dich gebracht? Wo geht sie hin, sie, die Dich nimmt? Trägst Du denn nicht den Ring der Liebe an Deinem Finger? Warum verschwimmst Du, Nebelgestalt, und nimmst die Braut nicht mit in Dein feuchtes Element? Du trugst doch eine Krone auf Deinem Haupte, Du nächtlicher Schiffer, wie konnte ich zu Dir aufblicken? Das Siegel der Weisheit brannte an Deiner Hand, wie konnte ich diese ergreifen und mein nennen? In den feuchten Wiederschein des gestirnten Himmels blickte ich, nieder sah ich auf die stillfluthende Woge, die Dein Bild mit zitternder Bewegung auffing, und hinunter in den kühlen See reichte ich Dir den Ring, der vom Finger glitt, als zögen ihn Dämonen, nein, holdselige Engel der Liebe. Dein war ich, Dein bin ich! Stumm hab' ich's gesagt, und redend kann ich's nicht redender sagen. Fühltest Du nichts von der Gluth, die mich durchloderte als ich Dich wiedersah? Konnte kein Blick des Auges, der auf Dich fiel, Dein Inneres entzünden und Dich glauben lehren an meine Liebe? War ich auch Dir die marmorne Idaline, die ich nicht bin, das kalte Eisgebild, das Du geschmolzen hast? O, ich denke der Zeit, da ich Dich nicht kannte! Nur einmal schwand seitdem der Mond und es ist mir doch, als wären Jahre verronnen. Bewußtlos schlummerte ich im Glück. Das Leben war mir ein ewiger Frühling mit buntfarbigen — aber duftlosen Blumen. So steil schwebte die Sonne in ewiger Unbeweglichkeit über mir, daß die Erde mir — keinen Schatten warf —! Mein Herz — ist nicht böse — nicht gut. Mein Herz — ist eine Knospe, verschlossen, von rauhen, gestachelten Blättern geschützt! Die Welt — sie war für mich voll Freuden, von denen mich wenige überraschten, keine befriedigte. Mein größtes Glück war jene satte Trägheit, welche die Welt Stolz nannte. Wäre es nur Stolz gewesen! Stolz ist doch Leidenschaft. Aber Leidenschaft war mir fremd, fremd wie die — Liebe! Was ist die Liebe? Gehorsam, Demuth, Vernichtung! Nichts sein in sich, Alles im Andern! Durch ihn leben, durch ihn empfinden, für ihn leben, für ihn empfinden! Fordere von mir! Verlange! Verlange Opfer! Nahe mir als Sieger, ich küsse meine Ketten! Lehre mich beten in Deinem Glauben! Ver-

zagen will ich, wie Du, zweifeln, wie Du, leben und sterben, wie Du! Und ein Name ist das Echo des Charakters. Theobald —! Wie ein sanft verrollendes Gewitter klingt es, wie der schmerzliche Nachhall der Ergebung, wenn eine edle That gescheitert —! Ich weiß, wie Du gerungen, weiß, was Du verloren! Und dann so vor den Trauernden hintreten können, ihm sagen: „Richte Dein Haupt auf, sieh, ich theile Deinen Schmerz, weine mit Deinen Thränen —!" O daß ich es dürfte! Daß ich, die kühne That des Weibes entschuldigend, Dir zurufen könnte: Wahrhaft heilenden Trost sucht man nicht; den muß man von ungefähr finden —! Warum darf ich mich nicht in den Weg werfen, daß Du mich findest? Darf ich mein Schweigen, darf ich nicht die Sprache der Engel übertragen in die Sprache der Menschen und reden: Du wirst geliebt? Ein Wesen greift in die Speichen Deines Rades —! Darf es Dir nicht wenigstens zurufen: Halt, zerschmettere erst mich! Wo ist es mir denn wohl, als im Gedanken an Dich? Wo denn lebe ich, als im Geist an Deiner Hand? Wer lehrt mich die Welt verstehen, die Erde genießen, den Himmel erwarten, als Du? Du mein Herr und Meister, mein Gewissen? Ich soll hier bleiben in dieser Welt der Lüge und Dich hingehen lassen, Dich scheiden, während Du sorglos, unwissend, Dein Eigenthum nicht ahnend, bleibst? O, ihr Pulse, strömet aus in Wahrheit! Herz, sprenge Deine Riegel, sei Liebe, Liebe gieb Dich liebend Deinem König, anbetend Deinem Gott!"

Als Idaline diesen Hymnus geschrieben und nicht verbrannt hatte, warf sie sich auf ihr Lager. Am Morgen erwachte sie spät. Sie nahm Theobald's Brief noch einmal aus ihrem Portefeuille, las ihn wiederholt und steckte ihn zu sich, als ihre Mutter kam und von der Vermählung sprach. Sie wollte erwidern, aber Alles erstarb auf ihren Lippen. Schon wogten die Vorbereitungen des morgenden Tages um sie her, Gäste kamen und gingen, Glückwünsche flatterten in hundert Formen an sie heran, sie hatte keine Zeit mehr, in sich einen klaren Willen auszubilden. Was Alles geschah, geschah wie von selbst.

Am Tage der Vermählung gab sich Idaline den geschäf-

tigen Händen, die sie schmückten, wie ein Opfer hin. Mitten in diesen Zurüstungen sprang sie wol einmal plötzlich auf, rannte an ihren Schreibtisch, wollte klingeln und Alles, was heute mit ihr vorgehen sollte, unmöglich machen, aber eine Stunde darauf war sie denn doch die Gräfin Waldemar.

IX.

Das Residenzleben eines größeren Staates ist die Abwechselung selbst. Anekdote verdrängt die Anekdote, die Gruppen, die früher die lebhaftesten waren, lösen sich auf und verstummen gänzlich, gesuchte und gefeierte Persönlichkeiten treten in den Hintergrund. Selten daß sich eine Erscheinung auf die Länge zu behaupten weiß.

Gräfin Waldemar gehörte zu denen, die vielleicht Ursache gehabt hätten, sich über die flüchtige Gunst des Augenblicks zu beklagen. Gewiß hätte sie dies gethan, wäre sie verdrängt worden. Sie wurde aber nicht verdrängt, sie stellte sich nur selbst in Schatten. Noch immer beschäftigte sie die Welt, wenn auch in anderer Art als früher.

„Welchen Umständen," fragte man in einer Gesellschaft, „soll man die merkwürdige Umwandlung dieser Frau zuschreiben?" — „Welche Umwandlung?" hieß es. „Ist sie nicht schön wie immer?" — „Sie mag schöner noch sein, als früher! Ich ziehe diese Blässe, diese Verklärung vor —! Idaline war eine Schönheit, die auffiel, weil sie nicht wußte, daß sie schön war. Jetzt weiß es Gräfin Waldemar, daß sie schön ist, und zieht sich zurück!" — „Es müssen Familienverhältnisse sein, die ihr diese Veränderung des Charakters gegeben haben —" — „Das glaube ich nicht. Warum Familienverhältnisse? Ich behaupte, daß diese Frau als Mädchen keinen Charakter gehabt hat." — „Sie setzen es also auf Rechnung der Ehe, wenn sie zu einem unbefriedigten Bewußtsein kam?" — „Der Ehe? Möglich. Doch muß in diesem Fall die Ehe mit merkwürdigen Umständen verknüpft sein. Ich vermisse solche an der Ehe des Grafen Waldemar —

sie scheint mir leidlich glücklich —" — „Man darf es wenigstens glauben, wenn man die Gräfin an seinem Arme sieht — — Und wenn man erwägt, daß die Welt wirklich dieser Ehe noch nichts nachzureden hat —" — „Leidlich!" „Noch nicht!" Ja, ja, eine glückliche Ehe macht diese Umwandlung nicht. In einer sogenannten glücklichen Ehe setzt die Frau nur den Charakter und die Ansprüche des Mädchens fort. Hier ist eine große Veränderung vorgefallen —"

Eine Dame mischte sich in das Gespräch und sagte: „Daß sich doch die Welt über das Natürliche immer mehr wundert, als über das Unnatürliche! Eine Erscheinung nach der Regel befremdet Euch mehr als die Ausnahme! Idaline stand mir nahe genug, um sie auch als Gräfin Waldemar zu begreifen. Einst nannte man sie kalt und herzlos. Ob mit Recht, habe ich nicht ergründen können, eben so wenig, ob sie verdient, jetzt von diesen Vorwürfen freigesprochen zu werden; aber vor allen Dingen ist sie Frau geworden, Trägerin eines bedeutenden Namens, Vorstand eines verzweigten, auf größtem Fuß angelegten Hauswesens. Ihr Männer besucht Bälle und Gesellschaften, wißt aber nicht, welche Vorbereitungen dazu gehören, Euch das Geständniß abzugewinnen: Wir haben uns amüsirt! Mag ein solches Haus auch noch so gegliedert, die Mechanik der Dienstboten eine noch so kunstvolle sein, es bedarf einer nie ermüdenden Sorgfalt, unablässiger Anspannung, um mit ruhigem Gewissen des Abends die Kerzen anzünden und die Flügelthüren öffnen zu können. Wenn Ihr erst zu genießen anfangt, dann sinkt schon die Frau vom Hause erschöpft in den Sessel. Kein Wunder, wenn sie den Eintretenden leidend erscheint und Eure faden Begrüßungen nicht immer mit witzigen Einfällen beantwortet —!"

Die Sprecherin erntete von den Frauen einstimmigen Beifall. Die Herren verfehlten nicht, hinreichende Ironie in diesen Beifall zu mischen und ihn eben deshalb stärker aufzutragen. Indem wir dahingestellt sein lassen, ob diese verschiedenen Wege, um Idalinens Herz zu ergründen, zum wahren Ziele führten, darüber konnte kein Zweifel sein, daß die einst so stolze, unzugängliche, ja im Allgemeinen unbeliebte Tochter des Ministers als Ehefrau kaum wiederzuerkennen

war. Ohne gerade an Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gewonnen zu haben, hatte sie die eisige Sprödigkeit von früher verloren. Ihre Schönheit hatte einen andern Ausdruck angenommen. Man staunte sie nicht mehr an, dafür bezauberte sie desto mehr. Eine ihr ganz fremd gewesene Anmuth war über ihr Wesen gehaucht, eine Anmuth, die in's Herz drang und Idalinens gesellschaftlichem Benehmen einen eigenen Ausdruck von Wohlwollen gab. Dem Menschenkenner hätte nicht entgehen können, daß dies Wohlwollen gegen Andere aus einer gewissen Ergebenheit in sich selbst entsprang. Nur demjenigen öffnet sich ja ganz das Ohr für die Welt, der erst mit sich selbst im Reinen ist.

Idaline gehörte nach wie vor den höchsten Kreisen der Gesellschaft an. Zwar war ihr Vater das Opfer einer friedlichen, doch tief eingreifenden Veränderung im politischen System geworden; man hatte für gut befunden, gewisse Namen, die allzu lange den Wünschen und Bedürfnissen einer jungen Zeit Widerstand geleistet hatten, jetzt, wo diese Wünsche lauter, die Bedürfnisse dringender wurden, zu entfernen. Vater und Oheim lebten mit Idalinens Mutter, die in Oesterreich begütert war, in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. Dafür war den Geschäften eine neue Generation näher getreten. Nicht jene, welche Theobald und sein Freund, der lyrische Landpfarrer, angehörten, sondern ein junger Adelsnachwuchs, der sich nach einem zeitgemäßen Schnitte gebildet hatte, wenn auch zum überwiegenden Vortheile des Bestehenden. An der Spitze dieser Richtung stand Graf Waldemar. Er erhielt das Portefeuille, das sein Schwiegervater niederlegte.

Von Geschäften überhäuft, blieb ihm allerdings wenig Zeit, sich seiner Gattin zu widmen. Doch jede Minute, die er sich abdarben konnte, gehörte ihr. Oft erschrak sie, sich gestehen zu müssen, daß sie in Waldemar einen Mann genommen hatte, der ihr völlig fremd gewesen. Sie empfand ein ängstliches Gefühl, wenn sich ihr die Ueberzeugung aufdrängte, daß Waldemar der Liebe eines Weibes in hohem Grade würdig war. Er war eine edle, aufopfernde Natur, die sich zuweilen mit einer Naivetät gab, die sie an ihm be-

wundern mußte. Es ist ein großer Trost für die Menschheit, daß sie überwiegend gut ist, aber die Mehrzahl macht von ihrer Güte auch einen entsetzlichen Lärm. Die Edeln wollen durchaus als edel erkannt sein und drängen uns ihre Tugenden mit einer Zuversichtlichkeit auf, die ihnen, wenn auch nicht den wirklichen Werth, doch den geselligen Reiz nimmt. Waldemar war ein so im ruhigen Gleichgewicht schwebender Charakter, der es Jedermann freistellte, ihn zu beurtheilen, wie er wollte. Auch vor Idalinen riß er sich nie die Brust auf und fingerzeigte auf seinen noch unerkannten Werth; sie war es selbst, die sich nach und nach die Züge des moralischen Lichtbildes ihres Gatten auffangen mußte. Sie glaubte nicht, daß Alles an ihm gut war, aber sie suchte nicht nach seinen Fehlern. Letzteres ist der Fluch jedes Umgangs und namentlich das Verderben der Ehe.

Idaline hatte sich keineswegs so verändert, wie der Welt es erscheinen wollte. Mit einer musikalischen Bezeichnung möchte man sagen, das Thema ihres Wesens war dasselbe geblieben, nur mit dem Unterschied, daß es jetzt in Moll gesetzt war, während früher in Dur. Zeigte sie sonst den Indifferentismus des Stolzes und des Glückes, der seinen wahren Grund in einer nicht geweckten Innerlichkeit, in einem schlummernden, trägen Bewußtsein hatte, so zeigte sie jetzt den Indifferentismus der Demuth und Ergebung, der allerdings aus dem andern Grunde entstand, gar keine Innerlichkeit, kein sich Rede stehendes Bewußtsein haben zu wollen. Sie floh die Einsamkeit, sie floh ihr Nachdenken. Jede Erörterung von Fragen, die sie auf einen unsichern Grund und Boden führen konnte, wies sie ab. Sie fuhr mit gesenktem Haupte wie in einem steuerlosen Nachen über die Wellen des Lebens, unbekümmert, wohin sie das Fahrzeug bringen würde. Es war ein Zustand der Flucht vor sich selbst. Sie lebte in Anderen, weil sie über den Trieb erschrak, in sich selbst leben zu wollen. Das Alles machte sie weich, gut, nachgiebig, leutselig, erwarb ihr Herzen, ohne daß sie wußte, was sie mit diesen Herzen, dieser fremden Liebe anfangen sollte —! So leben ja Tausende! — Fühlen eben so und — beglücken sogar!

Der junge Minister betrachtete seine Gattin mit Verehrung und Aufmerksamkeit. Es war ihm nicht entgangen, welche seltsame Veränderung mit ihr stattgefunden. War allein er es, der so viel bewirkt hatte? Daran mochte er nicht glauben. Es machte ihm manchmal nachdenkliche Augenblicke, über den Grund dieser Erscheinung in's Reine zu kommen. Er wußte es, wie wenig geistiges Leben er doch ursprünglich mit Idalinen geheirathet hatte, und er mußte erstaunen, was er jetzt fand. Steigerte diese Ueberraschung seine Liebe, erhöhte sie ihm das Glück eines solchen Besitzes, so reizte sie ihn doch, sich in Idalinens Herz zu vertiefen, dies auszukundschaften, es von sich selbst, ihm gegenüber reden zu machen. Sie wich seinen Fragen aus. Sie bat ihn, sie so zu nehmen, wie sie wäre. Er lächelte und erbat sich die — „Geschichte ihres Herzens" auf ein ander Mal.

Unbekümmert hätte sie ihm sagen können: Als ich am Altar stand, glaubte ich, Himmel und Erde müßten untergehen —! Ich liebte Dich nicht. Das Ja! war als gesprochen angenommen, auch ohne daß ich mehr gethan, als nur leise die Lippen bewegen. Nach diesem Ja! an den neuen häuslichen Heerd geführt, angewiesen auf ein neues Leben, wird eine Frau dem starken Willen des Mannes so sehr unterthan, daß ihr die Wurzeln der eigenen Kraft lockerer werden und sie in einen dämmernden Zustand geräth, der sich zuletzt aufklärt, lichtet und wol das sein mag, was Ihr Männer eheliche Liebe nennt!

Auch sagte sie Letzteres gelegentlich aufrichtig und Waldemar nahm es hin, um darüber nachzudenken. Es verging ein Jahr über die Beruhigung mit diesem Geständnisse. Dann fiel ihm ein dichter Schleier auf die Augen. Er sah, daß er nicht Alles erfahren hatte. Seine Gattin duldete seine Zärtlichkeiten, aber erwiderte sie nicht. Die Rücksicht auf seine Familie gebot ihm, einem Gedanken nachzuhängen, für dessen Verwirklichung sich keine Aussichten boten. Er hätte seinen altberühmten Namen erhalten mögen, die Vorstellung, einen Erben vielleicht nie zu bekommen, beunruhigte und verstimmte ihn. Er glaubte, daß Luftveränderungen und Reisen auf Idalinen wirken würden. Sie ergriff diese Vorschläge

nicht mit Lebhaftigkeit, doch mit zufriedener Uebereinstimmung. Sie sagte: Reisen wir!

Graf Waldemar befreite sich auf einige Zeit von der Last seines ernsten Berufs. Nichts führt inniger zusammen, als der gemeinschaftliche Anblick fremder Gegenden. In den hundert kleinen Sorgen, die auf Reisen den Muth des Mannes, seinen praktischen Eifer und Schutz in Anspruch nehmen, liegt ein Zauber für das Herz der Frau. So manche Ehe befestigt sich erst durch eine Reise. Die Gewohnheit, gleich nach der Hochzeit eine Reise anzutreten, wäre aus diesem Grunde ganz gewiß zu billigen, wenn anders nicht auf die Ueberflitterung der Flitterwochen nothwendig eine Abspannung folgen müßte, ein Verlangen, die flüchtigen Reize und Abwechselungen eines Reiselebens in der Ehe für immer und auch am häuslichen Heerde fortsetzen zu wollen.

Aber für Idalinen schien der Erfolg ein günstiger zu sein. Waldemar konnte auf und nach der Reise Augenblicke haben, wo ihm seine Gattin sagte: Welch ein Glück, wenn ein Anderer für uns einsteht und wir nicht nöthig haben, uns selbst anzugehören! Wie nervig faßst Du die Zügel des Lebens! Während Du die Rosse des Schicksals bändigst, sitze ich Dir zur Seite und ducke mich unter Deine Schultern! Dein Mantel birgt mich und ich denke: Machte er mich doch unsichtbar und trüge mich wie das Kleid eines Zauberers über Länder und Meere!

„Auch über Meere?“ sagte Waldemar lachend. „Ich wünschte wol, mein Mantel hätte die Kraft, Dir die Furcht vor dem — Wasser zu nehmen. Den Rhein siehst Du von den Ufern aus und England wirst Du unter diesen Umständen nie kennen lernen. Seit wann schreckt Dich so das Wasser?“

„Idiosynkrasie!“ sagte Idaline.

„Du hattest diese früher nicht,“ fuhr Waldemar fort. „Wann fuhrst Du zum letzten Mal auf dem Wasser? Ich entsinne mich, nach einem Abend beim Onkel, dem ich nicht beiwohnen konnte. Ein Herr von Theobald führte Deinen Nachen.“

Fast wäre ihr die Frage von den Lippen geglitten: Wo ist denn der? Wo weilt er denn jetzt —? Das hatte sie laut

niemals gefragt, desto öfterer innerlich. Theobald war für die Welt ein Verschollener; ihr persönlich stand er auf Schritt und Tritt zur Seite. Idaline floh in der That das feuchte Element, das ihr Erinnerungen wachrief. Freilich auch, sagte einmal später ihr Gatte, wie konntest Du im Wasser Deinen Verlobungsring — Ja so, er war zu weit geworden! Die abgemagerten Finger! Er küßte diese Finger, die in der That die frühere Fülle und Rundung nicht mehr hatten.

Noch ging ein Jahr in diesen Nebeln hin. Da trat eines Tages der Graf in Idalinens Zimmer und sagte: „Die Aerzte rühmen den Einfluß, den die Bergluft auf die Gesundheit hat. Noch bin ich Dir die Bekanntschaft mit meinen Gütern in Schlesien schuldig. Ich scheute mich, sie Dir früher zu zeigen, weil ich sie in einem Zustand antrat, der mir eine zweijährige, auf Bauten, Bewässerungen, Feld- und Gartencultur verwendete Mühe zur Pflicht machte. Jetzt glaube ich, sind diese theils heitern, theils pittoresken Gegenden so weit, daß sie sich vor ihrer Beschützerin sehen lassen dürfen. Ich schlage Dir einen Sommeraufenthalt auf meinen Gütern vor." — Idaline nahm den Vorschlag an, fuhr aber fort: „Warum nennst Du mich krank —?" — „Vergieb," sagte Waldemar erröthend, „ich vergaß, ich wollte sagen, daß ich selbst es bin!" — Mit diesen Worten wollte der Graf gehen. Doch kehrte er noch einmal zurück und blieb mit Rührung vor seiner Gattin stehen. „Idaline," sagte er mit unsichrer Stimme; „vergieb, daß ich auf eine Seite zurückkomme, die für uns Beide schmerzlich ist. Die Zweifel, denen ich mich ergeben habe, gehören zu den nagenden, denen keine Macht des Willens zu widerstehen vermag. Man glaubt, man vertraut und ist doch ihr Opfer. Würde ich Dich weniger lieben, als ich Dich liebe, wo sollte ich die Ursachen hernehmen, mich zu beklagen? Du bist hingebend und gut. Dem Kurzsichtigen würde dieser Schein der Liebe genügen. Ich sage, Schein! Wie hart, wie ungerecht von mir! Vergieb, ich hatte keinen andern Ausdruck für einen Zustand, der bei Dir absichtslos ist, mir jedoch, ob Du nun gegen mich wahr bist oder nicht, die gleiche schmerzliche Wirkung macht!"

Dem nach einem Erben verlangenden, das Maß ihrer

Liebe zu gering findenden Manne reichte Idaline die Hand und sagte langsam, ihn auf den Sommer vertröstend: „Unter den Bergen!"

Waldemar ergriff die dargebotene zitternde Rechte mit Heftigkeit, ermannte sich, die Worte auszustoßen: „Idaline, ich erleichterte Dir Dein Geständniß: Du hast, als Du die meine wurdest, einen Andern geliebt und liebst ihn noch!" und ging.

Du hast einen Andern geliebt und liebst ihn noch! Idaline stand erst starr, dann barg sie ihr Haupt in den Kissen des Divans und wiederholte mit allen Quellen ihres Lebens, mit Allem, was im Menschen Thräne ist und die Stelle des Wortes vertritt: „Du hast einen Andern geliebt und liebst ihn noch!" Es war jedoch ein Sturm, dem Friede folgte. Hätte Waldemar nur gesagt: Du liebst ihn noch! sie würde nicht widersprochen haben und in sich zusammengeknickt sein. Aber: Du hast geliebt! Diese Grabschrift auf etwas Vergangenes, dieser Denkstein auf entschwundene Träume, diese Freisprechung der Gegenwart, die nur die Erinnerung anklagte — darin lag für sie ein Trost, ein schon beruhigender Balsam für ihr Herz, so daß sie sich von einem neuen Geist, dem Geist des Muthes und der Erhebung, getragen fühlte. Es rauschte um sie her wie eine Musik. Vielleicht konnte sie ihre zehrende Sehnsucht nach Theobald's Anblick überwinden und zu dem Vorwurf ihres Gatten lächeln.

Graf Waldemar war keineswegs überrascht, daß die einzige Antwort auf seinen gewagten Ausspruch nur in Idalinens verändertem Wesen lag. Er hätte ein Ja, ein Nein, hätte eine Reihe der erregtesten Erörterungen erwarten dürfen. Statt dessen erhielt er von ihr einen Schein von Uebermuth, eine etwas erheiterte Stirn, ein reineres Auge, ein Bedürfniß anschmiegender Vertraulichkeit. „Der Hollunder blüht," sagte sie ihm. „Mach', daß wir Deine Berge sehen! Kommt der Frühling in ihnen später, so haben wir ihn in diesem Jahre zweimal!"

Waldemar sah sie darauf doch prüfend und erstaunt an. Sein Blick verrieth, daß er beruhigt scheinen wollte, zugleich

aber auch, daß er ein Recht hatte, eine wirkliche Beruhigung von ihr zu verlangen.

„Du hast mir Unterhaltungsstoff für diese Reise gegeben," sagte sie scherzend. „Auch werden Regentage kommen," fuhr sie fort, „wo wir in den Sälen Deines alten Schlosses, die gewiß recht hoch und schaurig sind, noch im Kamin heizen und uns durch Erzählungen die Gespensterfurcht verscheuchen können —!"

Waldemar verstand und athmete mit neuen Hoffnungen auf.

Einige Tage darauf fuhren sie im großen sechsspännigen Landau, von einem zweiten Wagen für die Dienerschaft begleitet, auf der Landstraße den Gütern des Grafen zu. Es war ein Frühling, würdig seines Namens. Selten ein Jahr, in welchem so der Mai duftende und sonnige Ansprüche auf den Namen des Wonnemonats geltend machte. Vorher hatte die Natur auf lange Zeit ein anhaltender Regen erquickt. Gärten und Alleen blühten. Auf grünen Wiesenteppichen streckten sich behaglich die Heerden. In den Dörfern, Höfen, auf dem Felde blickten die Arbeiter und Mägde munter und stolz von ihrer Thätigkeit auf, als wollten sie den vorüberfliegenden Reisenden sagen: Seht, das haben wir den Winter über behütet, das sah traurig aus und nun ist doch die gute Zeit wiedergekommen und ihr beneidet uns —!

Die großen grünen Flächen der Ebene verengten sich. Die blauen Höhenränder des Gebirges kamen näher. Die Fahrt ging bergauf und langsamer. Der Hemmschuh, der nicht entbehrt werden konnte, klapperte ab und zu. Die Beleuchtungen wurden malerischer. Die Natur nahm einen geschlosseneren männlichern Charakter an. Nichts ist unmerklicher, als der Uebergang in eine Gebirgsnatur. Links und rechts glänzte auch bald an den Bergwänden noch in einer Felsenspalte oder auf Tannenwipfeln der ungeschmolzene Schnee. Große Vögel, mit schweren breiten Flügeln, schwebten über die Thäler und schossen in die Tiefe hinunter, die sich seitab vom Wege bis zu einem unten dahinbrausenden Gebirgsbach öffnete.

Es war ein Mangel am Grafen, daß er nicht verstand, so natürlich wie die Natur zu werden. Seine Gedanken, nur auf ernste Lebensfragen gerichtet, entnahmen aus den Begeg-

nissen der Reise immer einen andern Stoff, als der seine Gattin beschäftigt haben würde. Während diese die Erscheinungen gern so heiter genossen hätte, wie sie sich gaben, benutzte sie Waldemar nur, um seine administrativen Kenntnisse zu bereichern oder sich über Gegenstände, die ihn täglich im Ganzen und Großen beschäftigten, nun im Detail und an der Quelle zu unterrichten. So interessirten ihn die Chausseebauten, die schadhaften Brücken, die verfallenen Wegweiser mehr, als die unnennbaren wonnigen Athemzüge der Freiheit, die für den gefesselten Menschengeist in diesem Einsaugen und Mitempfinden des Naturlebens liegt. Idaline hätte so recht eines Dolmetschers dieser himmlischen Sprache bedurft, in der namentlich die Natur zu kranken Herzen redet. Sie fühlte es wieder, daß ihr dieser in dem Ideal ihrer Träume nicht fehlen würde. Ein Weib, das den nicht fand, der sie ganz beglückte, kann nur ahnen, welche Schätze in einem Mannesherzen liegen; sie hat eine dunkle Vorstellung davon. Erwartungsvoll sah sie den Gütern ihres Gatten, dem Reich ihrer eigenen Herrschaft entgegen.

Endlich kündigten sich die Spuren einer vornehmen Cultur an. Hier und dort der Zierrath einiger Pappeln. Die Gärten eingeschlossen von frischgekalkten Mauern. An den Bergabhängen zwischen dem Grün ein kleines Häuschen oder hoch oben eine Warte für die Fernsichten. Die Brücken mit eisernen Geländen. Noch eine Biegung und die Kuppel des alterthümlichen Schlosses wurde sichtbar. Eine neue Gegend eröffnete sich. Das Gebirge schien schon im Rücken zu liegen. Der Blick streifte hinaus in eine freie, abschüssige Ebene, die in einen neuen Landstrich zu führen schien. Links eine letzte hohe Felswand, an die sich das Schloß lehnte — und dann Alles Feld, Wiese, Garten mit einer Fernsicht, die sich in blaue sonnige Nebel verlor.

Das Schloß war im Rococogeschmack. Ein Viereck, von rothem Gebirgsstein aufgebaut mit vier schiefergedeckten unförmlich geschweiften Thürmen. Die Fenster groß und auf der Fronte bis zur Erde gehend, so daß sie als Thüren geöffnet werden konnten. Einige Orangenbäume in großen hölzernen Kübeln, die den mit Kies bestreuten Vorplatz zierten — sie waren ohne Zweifel erst vor wenig Tagen herbeigeführt

und standen im Contrast zu dem Schnee auf der linken, hohen, düstern Felswand. Rechnet man noch einen hinter dem Schloß gelegenen See zum Ensemble der Gegend hinzu, so hätte man sich in den steinigten nördlichen Theil des Gardasees versetzt glauben können.

Auf den ersten Blick sah man, daß hier Kunst, Liebe, Ehrgefühl außerordentlich viel Vorbereitungen getroffen hatten. Sogar die größere Belebung des Landsitzes durch Ansiedelung schien von neuestem Datum. Das Dorf schien sozusagen improvisirt. Manches der Nebengebäude war kaum ausgetrocknet. Doch hinderte das Alles nicht, dem Ganzen einen wohnlichen Charakter zu sichern. Im Innern des Schlosses war vom alten barocken Geschmack so viel beibehalten, als sich mit der Mode des Tages verschmelzen ließ und hier und da war sogar das Altmodische wieder neumodisch geworden. Von den Fenstern einer Altane herab sah man, daß dies Schloß die Krone eines gesegneten, zu seinen Füßen liegenden Thales war. Ein Blick durch das Fernglas zeigte Kirchthurm an Kirchthurm und der Gedanke etwa einer schauerlichen Einsamkeit, der bei erster Begrüßung des Schlosses Idalinen angefröstelt hatte, verließ sie.

Nach der ersten Nacht zeigte auch die aufgehende Sonne Alles im neuen Licht. Giebt doch auch die Vormittagssonne ohnehin der Natur eine besonders erfrischende und belebende Beleuchtung. Es überraschte Idalinen, so viel Leben um sich wahrzunehmen. Eine Abwechselung verdrängte die andere. Neue Dienstboten gesellten sich den mitgebrachten alten hinzu. Bei vielen Gegenständen, die sie ungern vermißt haben würde, erstaunte sie, daß sie vor ihrer Abreise schon hierher gebracht worden waren. Schon in einer Woche war sie heimisch.

An Nachbarn und Bekannten fehlte es nicht. Aus allen Ecken und Orten guckte Menschenleben hervor. Kaum geahnt, hinter Hecken und Bergen hatten sich menschliche Existenzen behaglich, bürgerliche und adelige, angesiedelt. Vorerst sprach sie davon wenig an. Sie fühlte zu sehr die Verpflichtung, die sie stillschweigend dem Grafen gegenüber übernommen hatte. Dieser war in dem Grade unerschöpflich in Aufmerksamkeiten, daß sie davon lieber weniger gewünscht hätte.

„Das Geben ist schöner als das Nehmen," sagte sie sich im Stillen, und wenn der Graf so prüfend und erwartungsvoll an ihrem Auge hing, kam ihr all' seine Zuvorkommenheit zu absichtlich, zu berechnet vor. Sie sagte sich: „Es liegt ein anderer Gedanke noch dahinter!" und immer beklommener wurde es ihr, daß sie endlich doch wol ihrem Gatten die Aufklärung geben sollte, die von ihm erwartet werden durfte.

Es liegt ein Unsegen auf dem verpaßten Moment. Die vorübergegangene Gelegenheit schwört keine Macht wieder herauf. Der redlichste Wille erlahmt, lassen ihn die Umstände im Stiche. Je mehr Idaline suchte, da wieder anzuknüpfen, wo sie vor dieser Reise in ihrem Verhältniß zu Waldemar stehen geblieben, desto weiter entfernte sie sich von ihrem Vorhaben. Die Zügel waren nun einmal aus der Hand und der Graf, der immer trüber und nachdenklicher wurde, schien am wenigsten geneigt, sie ihr wieder zurückzugeben. Der Tiefverstimmte fühlte allmälig, daß er Idalinen nichts mehr zu geben hatte, daß das Maß von Freundschaft und Liebe, das er für sie hatte, ein zwar immer gleiches, aber auch das erreichbar höchste war. Er kannte kein sonstiges Mittel, ihr zu beweisen, was sie ihm galt. Und über diese Verstimmung gingen Wochen hin, Wochen, in denen sich die junge Frau nicht entschließen konnte, zu antworten und Waldemar nicht, zum zweiten Male zu fragen.

Da traf in einer Nacht plötzlich ein Courier ein. Eine wichtige Staatsangelegenheit rief den Grafen augenblicklich in die Residenz. Auf der Stelle hätte er abreisen sollen, doch bezwang er seinen Geschäftseifer und brachte seinem Ehrgeize ein Opfer. Er theilte Idalinen, die zurückbleiben mußte, die Nachricht mit und beschloß, ihr noch einen Tag zu widmen, und erst am folgenden Morgen abzureisen. Es war ein peinlicher Tag, ein unerquicklicher für beide Theile. Beklommen saßen sie sich an der Tafel gegenüber. Das Gespräch stockte oder bewegte sich nur um Gegenstände geringfügiger Bedeutung. Pausen traten ein. Der Tag neigte sich. Der Graf schlug einen Abendspaziergang in dem schönen Park vor. Seine Gattin ging schweigend neben ihm her. Von einem Pavillon aus erstreckte sich der See in glänzender Fläche.

Der Grund war düster, die Farbe des Wassers schwärzlich, ein Fels von grauem Schiefer, der sich am jenseitigen Ufer in ihm spiegelte, machte den Eindruck des Elements noch melancholischer. Idaline hing mit zitternder Spannung an dem Gedanken, Waldemar würde vielleicht Veranlassung nehmen, ihr den Uebergang zu erleichtern zu den Geständnissen, die er erwartete, seitdem sie neulich zu seiner Frage geschwiegen hatte. Wußte er etwas von dem Eindruck, den ihr Herr von Theobald gemacht hatte? Die Zeit verstrich. Es fing an, kühl zu werden. Sie gingen in ihr Zimmer.

Als man den Thee getrunken hatte, noch etwas geplaudert, dann Gute Nacht! gesagt, begleitete Idaline ihren Gatten und hielt ihn plötzlich vor ihrem Schreibtisch fest, riß eine Schatulle auf, wühlte einen Augenblick unter Papieren und reichte ihrem Gatten einen zierlich zusammengefalteten Brief. „Lies," sagte sie, „und verurtheile mich! Es ist ein Selbstgespräch, eine Beichte, die ich einst nur in den Busen Gottes schüttete! Daß ich fähig war, diesen Brief nur zu denken, und doch die Deine zu werden, hat meinen Stolz untergraben und mich so tief gedemüthigt, daß ich erst durch Dich mich wieder erheben kann. Nimm mich so, wie ich bin — wie ich war. Jetzt, da kein Geheimniß mehr zwischen uns waltet, jetzt wo ich Dir in diesem Briefe auch die Asche des Gewesenen opfere, fühl' ich mich leicht und ergebe mich in Demuth, was Du auch über mich beschließen mögest."

Waldemar war überrascht, gerührt. Er stellte den Leuchter hin, wollte das ihm dargereichte Papier unschlüssig eröffnen, doch Idaline sagte: „Laß es, Freund! Raube Dir nicht die Erquickung der Nacht! Schlummre, und träume Gutes von mir! Was ich Dir sagte, was ich Dir gebe, sei gewesen, abgethan. Lies dies Papier, wenn Du Dich in mein Geständniß hineingefühlt hast, unterwegs im Wagen und dann schreibe mir, was Du denkst."

„Idaline," sagte Waldemar, indem er sie mit Leidenschaft umfing, „meine Liebe zu Dir konnte nur dann noch zunehmen, wenn sie mit der eines Andern hätte wetteifern müssen. Da ich aber diese nicht mehr zu fürchten habe, wie Du mir sagst, was könnte uns trennen? Ich verspreche Dir, den Brief erst

zu lesen, wenn ich mich in Dein Geständniß hineingelebt habe. Auf der Reise will ich nachsinnen, will von Hause schreiben und Alles aufbieten, Dich bald wieder in meine Arme zu drücken. Treu verbunden und unzertrennlich! Dank! Dank! Und nun leb' wohl!"

Er bedeckte sie mit seinen Küssen. Sie ließ Alles mit sich geschehen, da ihr Herz erleichtert war. Noch lange sah sie ihm über den Gang nach. Er blickte nach jedem Schritt wieder um. Ja, er kehrte noch einmal zurück, um sie an sich zu drücken. Nie hatte sie sich in seinen Armen so hingebend aufgelöst. Sie schieden in dem sichern Gefühl, daß erst von dieser Stunde an ihr Bund treu und wahrhaft geschlossen war.

X.

Nach einer Nacht voll erquickenden Schlafes, wie sie sich dessen lange nicht zu erfreuen gehabt hatte, erwachte Idaline. Die Sonne schien mit heißen Strahlen durch ihr Fenster. Der Graf, hieß es, wäre bereits vor vier Stunden abgereist. Da sie den Weg kannte, konnte sie sich zu jeder Stunde die Gegend vorstellen, wo er gerade weilen würde. Sie rechnete ihm die Stationen nach, sie malte sich den Augenblick aus, wo der Graf wieder an der oder jener Stelle sein würde, wo ihr etwas aufgefallen oder merkwürdig erschienen war. Und dabei tummelte sie sich in ihren Zimmern mit einer so erleichterten Stimmung, wie sie diese lange nicht gekannt hatte. Sie öffnete ihr Piano, nahm ihre alten Noten vor, fand, daß sie Alles verlernt hatte, und gelobte sich, mit verdoppeltem Eifer auf die Musik, die sie seit ihrer Verheirathung hatte liegen lassen, zurückzukommen. Auch ihre Bibliothek wurde gemustert. Sie bemerkte arge Lücken. Sie war zurückgeblieben hinter der fortschreitenden Literatur. Sie besann sich, daß sie hatte Namen nennen hören, von denen sie kein einziges Werk kannte. Sie schrieb sich eine Liste von literarischen Bedürfnissen auf, die sie mit nächster Gelegenheit in die Residenz zu schicken gedachte. Auch ihre alten Farbenkasten sah sie wieder an, ihre

angefangenen Zeichnungen. Sie gelobte sich die malerischen Punkte der Umgegend aufzunehmen und sah sich schon im Geist mit Skizzenbuch und Staffelei auf diesem und jenem gefährlichen Felsvorsprunge, der sie aber nicht mehr schrecken sollte.

Diese Vorsätze wurden nicht nur gefaßt, sondern auch in den nächsten Tagen theilweise ausgeführt. Der Uebermüdung achtete sie nicht; auch nicht ihres sich bräunenden Teints. Besuch war ihr willkommen, lieber noch, wenn er ausblieb. Am liebsten streifte sie allein, von einigen Dienern begleitet, umher in der Gegend, abwechselnd zu Fuß oder sich dem so gebirgsichern Tritt der Esel vertrauend. Ein großer breitrandiger Hut beschattete den schönen Kopf, dem eine natürliche, aller Mode entsagende Frisur des Haares um so reizender stand. Zu den Zerstreuungen, die sie sich verschaffte, gesellten sich manche unfreiwillige. Bei einem so großen Hauswesen fehlt es nicht an Anlässen, wo auch einmal die überlieferte Gewohnheit aus ihrem Gleise tritt. Hier ließ sich die Herrin keine Gelegenheit vorübergehen, Muth und praktische Umsicht zu zeigen.

Ein recht bedauernswerther Zufall trat gleich zwei Tage nach der Abreise des Grafen ein. Man meldete, daß ein Mann im Gebirge einen unglücklichen Fall gethan hätte. Ausgeglitten auf einer der höchsten Felsenkanten, wäre er in die Tiefe zwar nicht jählings gestürzt, aber doch so hinuntergeglitten, daß er sich einige hundert Fuß entlang nicht hätte halten können und auf festen Boden nur mit bedeutenden Verletzungen angekommen wäre. Die Gräfin gab Befehl, ihn in's Schloß aufzunehmen und schnell den Arzt der Gegend herbeizurufen, der tiefer abwärts in einem Oertchen der Ebene wohnte.

So war fast jeder Tag durch einen eigenthümlichen Vorfall bezeichnet, der oft, ohne sie selbst persönlich zu berühren, ihre volle Sorgfalt in Anspruch nahm. Inzwischen kam auch ein Brief vom Grafen. Er schrieb ihr, daß er glücklich wieder in seinem Wirkungskreise angekommen wäre und einen Berg von Geschäften vorgefunden hätte, den er sobald nicht würde erledigen können. In Betreff des Geständnisses, das sie ihm mit auf die Reise gegeben, schrieb er ihr, daß man besser

thäte, manchen Dingen nicht zu tief nachzuforschen oder daß er wenigstens eine einsame Stunde abwarten wollte, um auch dies Element in sein Leben aufzunehmen. Er müsse sich selbst die größten Vorwürfe machen, damals so wenig auf ihre Phantasie gewirkt zu haben. Ich war ein nüchterner Liebhaber! gestand er offen und schloß seinen Brief mit einer Nachschrift, worin er sagte: „Ich liebte auch als junger Mensch eine Frau, der ich jetzt täglich begegne und die mich lachen macht, wenn ich an meine alte Narrheit zurückdenke —! Baron von Theobald ist übrigens seit zwei Jahren nicht mehr in Deutschland. Sein unruhiger Sinn hat ihn in fremde Länder geführt. Bei aller Anziehungskraft, die solche Naturen für Frauen haben mögen, gestehe ich Dir, er würde sich nie für die Ehe geeignet haben, wenigstens für eine Ehe unter Bedingungen — unter denen Du zu leben gewohnt bist!"

„Sonderbar," sagte Idaline, als sie den Brief zusammenlegte, „für die Ehe! Als wenn ich ihn nur hätte heirathen wollen, wenn er Minister geworden!" Doch im Allgemeinen erfreute sie der Brief. Er zeigte ein gutes Herz, das sich nicht so leicht beirren läßt. Er zeigte noch mehr, eine hingebende, feste, fast schwärmerische Liebe, die ihr wohlthat, da sie bei Ehemännern selten ist, oder wenn sie da ist, sich nur zu ihrem Nachtheil in übertrieben verliebte Formen kleidet. Dazu kam, daß der Fremde, den sie in ihr Haus aufgenommen hatte, wie sie hörte, sichtbar in der Besserung begriffen war und sie auch von dieser Seite alle störenden Elemente aus ihrer nächsten Nähe bald entfernt hoffen durfte.

Freude machte Idalinen die Entdeckung, daß die Gegend mit dem fortrückenden Sommer jede Spur ihres frühern etwas rauhen Charakters verlor. Die Orangerie auf dem steinigen Vorplatz des Schlosses nahm sich unter den drückenden Sonnenstrahlen wie einheimisch aus, ihre goldgelb reifenden Früchte erinnerten sie lebhaft an die Schönheit Italiens, das sie mit Waldemar schnell durchstreift hatte. Freilich raubte die übergroße Hitze dem Geiste jede Elasticität. Hinter dichten Vorhängen mußte man stundenlang zubringen, weil die Luft draußen nicht zum Einathmen war, und auch diese gezwungene Siesta hatte etwas Erschöpfendes. Nur am Abend, in der

Kühle des Parks, in der Nähe des sich ihr allmälig freundlicher anlassenden Sees war es möglich, in's Freie zu treten. Dort hinaus nahm denn auch wol die Gräfin weibliche Arbeiten mit oder Bücher oder die Briefe des Grafen, die fleißig einliefen und die sie gern zweimal las; denn sie suchte in diesen Briefen etwas, was sie nicht fand. Sie suchte in ihnen Unruhe, Besorgniß, die sie nicht entdecken konnte. „Den bewußten Brief," schrieb Waldemar, „werde ich nicht lesen, weil es unnöthig ist. Hatte ich denn auf die Zeit, in der Du ihn geschrieben, Ansprüche? Nein, ich verdiente Dich damals nicht. Diese Träume liegen hinter uns. Was sind Träume! Du schwärmtest Dich in die Seele eines Dir fremden Mannes hinein, Du gabst dieser Schwärmerei im Unbedacht des Herzens eine Sprache, deren Gluth ich mir ausmalen kann. Dein Vertrauen war zu edel, Dein Herz fühlt zu gewissenhaft, ich will diesen Adel Deiner Gefühle nicht mißbrauchen. Ich schicke Dir den Brief nächstens zurück."

Es machte ihr der übermäßig zärtliche Ton einen eigenen Eindruck. Waldemar hatte einige Vermählungen, Kindtaufen angezeigt, die sie interessiren durften. Warum hob er aber die Freude des Grafen Rothkirch, einen Erben zu haben, so hervor? Das Zurückschicken ihres an Theobald gerichteten Briefes wünschte sie nicht. Wollte ihn Waldemar nicht lesen, schrieb sie ihm, so sollte er den Brief vernichten. Darauf wartete sie eine Antwort ab. Sie konnte sich nicht verschweigen, daß sie sich über die Folgen ihrer Aufrichtigkeit eine andere Vorstellung gemacht hatte.

Einige Tage darauf, es war am Morgen, als der Bediente das Frühstück abgeräumt hatte — Idaline hatte ein Buch ergriffen, um ihre Langeweile zu vertreiben — sagte dieser beim Hinausgehen: „Der fremde junge Mann ist so weit genesen, daß er nun aufstehen und gehen kann —! Er läßt bitten, ob ihm wol die Herrschaft gestatten würde, sich in den Park führen zu lassen und auf den Bänken auszuruhen."

„Warum nicht?" sagte Idaline mit einem Ton, in dem unverkennbare Theilnahme, zu gleicher Zeit ein gewisses Unbehagen lag, noch ferner durch diesen ihr völlig unbekannten fremden Gast gestört zu werden.

Der Tag war so heiß, wie die vorangegangenen. Bei Tafel fragte sie: „Wie befindet sich der Fremde? War er im Park?"

Die Bedienten sagten: „Es wäre den Tag über eine so drückende Luft gewesen, daß der Leidende erst gegen Abend von der ihm geschenkten gnädigen Erlaubniß Gebrauch machen wollte."

„Ich finde es doch lästig," sagte sie in einem Anfall jener Launen, die Gebietende so schwer unterdrücken lernen. Doch setzte sie hinzu, „man hindere ihn nicht —!"

Mit Sonnenuntergang pflegte die Post anzukommen. Sie brachte vom Grafen einen Brief. Beigeschlossen war das verhängnißvolle Geständniß. „Idaline, es kann mich nichts von Deinem Herzen trennen. Ich habe nun doch gelesen, was Du wünschtest und bin jetzt ruhiger, vertrauensvoller, denn je. Oder wäre es nicht verzeihlich, wenn ein liebebedürftiges Herz ein Wolkenbild statt meiner umarmte, die Schwärmerei einer jugendlichen Phantasie sich in ihrem Fluge verirrte? Es war kein menschliches Wesen, dem Du eine so grenzenlose Hingebung, ein Gebet der Inbrunst, auf dem Papiere widmen konntest, es war die Liebe selbst; eine göttliche Idee, die Dich gefangen hielt und der Du nachlebtest, weil sich der Reiz des Abenteuerlichen, Fremden, Wunderbaren, ja der Reiz des Unglücks damit verband! Denkst Du, Idaline, daß wir Männer darauf rechnen, stets die ersten Knospen Eures erwachten Seelenlebens zu brechen? Weißt Du denn nicht, daß wir bei jedem keimenden Mädchengefühl, als schon lange eingetreten ein schweifendes Suchen, Prüfen und Beurtheilen der Männerwelt voraussetzen müssen? Die Liebe ist im Weibe etwas Uranfängliches, ein End- und Anfangsloses. Das junge Mädchen würde lieben, auch wenn es keinen Gegenstand hätte. Du fandest einen Gegenstand. War er Dir aber mehr als jenes Gerüst, woran man Häuser erbaut und das man nachher wieder abreißt. Mehr als das Gängelband Deines Seelenlebens, das Dich lehrte, zum ersten Mal gleichsam auf freien Füßen zu stehen? So seh' ich die Vergangenheit an, so will ich sie ansehen. Gebe der Himmel, daß ich bald erlöst bin, zu Dir fliegen und Dich in meine Arme schließen kann!"

Eine Episode ihres Lebens, vor welcher Idaline so viel Grauen empfunden hatte, war denn also vorüber, eine Frage schien gelöst, eine Begebenheit abgethan. Sie saß in jenem Pavillon, der die Aussicht auf den See bot. Die Sonne war untergegangen. Dunkelheit umfing die hohen Bäume, deren Laub statt am Regen an der Nachtkühle sich erfrischen mußte. Der Mond stand noch hinter dem dunkeln Felsen. Jetzt fiel sein Schimmer durch die Tannen, die seinen Gipfel bedeckten, goldgelb, magisch, übervoll, wie er in jenen Sommernächten erscheint, wo es uns oft ist, als sollte er uns an sich ziehen, wo wir begreifen lernen, was das Geheimniß des Nachtwandelns sein möge. Idaline fürchtete sich vor den Erinnerungen, die der Anblick solcher Naturscenen in ihr weckte. Sie brach auf, um in's Schloß zurückzukehren, tief ergriffen von den Vorstellungen, die ihr Waldemar's Ruhe, sein Urtheil über ihre — „Verirrung" wecken mußte.

Indem rauschte es am niedern Heckengesträuch in ihrer Nähe. Sie hörte eine männliche Stimme, die immer deutlicher vernehmbar wurde, einen langsamen, matten Ton, den sie einst schon freudiger und lebensvoller vernommen hatte. Sie fragte den Diener, der sie begleitete, wessen die Stimme wäre? — „Der genesene Fremde!" sagte dieser mit einem Ton, als erwartete er Vorwürfe über die Begegnung. Idaline wußte nicht, was sie wie mit tausend Armen hinwegzog und sie eben so gewaltsam an die Stelle bannte. Die fieberhafte Angst verwirrte ihre Sinne. Besinnungslos trat sie einige Schritte vor und stand vor einer männlichen Gestalt, die im schwarzen Kleide gespenstisch sich gegen den monderhellten Hintergrund abzeichnete. Der Fremde richtete einen wehmüthigen Blick auf Idalinen. Ein sanftes Lächeln lag in seinen blassen Zügen. Sie prüfte. Dann erstarrte sie. Es war Theobald.

XI.

Die Schloßuhr summte zwölf Uhr Mitternacht. Aus dem fernen Thale läutete ein Glöcklein, das nie um diese Stunde

schweigen durfte, weil es die Wachsamkeit der Wächter zu bestätigen hatte. Todtenstille herrschte im Schlosse. Nur in immer gleichem Rauschen ließ sich eine Felsenquelle vernehmen, die in nicht unbeträchtlicher Fülle in den See stürzte. Im Schlafzimmer Idalinens brannte eine einzige Kerze. Sonst war Alles in Nacht gehüllt; auch der Mond hatte sich verschleiert.

Idaline hatte sich erst langsam aus einer Betäubung zum Bewußtsein erhoben. Es war ihr dies Wiedersehen wie ein dämonischer Gruß aus dem Geisterreich gewesen. Sie hatte einen Ueberraschungslaut ausgestoßen, hatte aber doch nur an den Sträuchern und das Laub hinstreifend, halb bewußtlos das Schloß erreichen können.

Drei Stunden hintereinander starrte sie nun gleichsam die Seltsamkeit des Vorfalls selbst an. Die Gedanken: Spielte hier der Zufall? und: Was sollen der Diener, der Fremde von Deinem Benehmen denken? verhinderten jede klare Gedankenbildung. Endlich gingen die Kammern und Schleusen des Bewußtseins in Mitgefühl auf. Er litt, er war dem Tode nahe unter Deinem Dache, er hätte sterben können, während Du vielleicht auf dem Clavier Weber's Aufforderung zum Tanze spieltest! Wie karg mein Mitleid, wie arm meine Hülfe! Wie lieblos noch heute mein Unmuth, der mich ergriff, als ich ihm die erquickende Kühle des Blätterdachs gönnen sollte! In diesem Gefühle, in dieser reuigen Anklage war die in sich gebrochene Frau ganz Weib und es tröstete sie schon, und machte ihr den überraschenden Vorfall traulich, zu bemerken, daß ihre ersten Gedanken nach diesem Schrecken schuldlose und verzeihliche, ja nothwendige und nützliche waren.

Da aber ergriff sie die Vorstellung: Was wird Waldemar von diesem „Zufall“ glauben? Und zugleich hatte sie die Vorstellung: Du hast den Brief im Park fallen lassen! Er nahm ihn auf und Du bist verloren —! Sie sah sich um, der Brief war in der That nicht da. In fieberhafter Hast irrten die Augen auf dem Tische, auf dem Boden des Zimmers. Die Vorstellung, Theobald hätte den an ihn gerichteten Brief gefunden, erfaßte sie bis zur Vernichtung, so daß sie im Geist einen Absturz von unergründlicher Tiefe vor sich sah

und einen Engel mit dem Schwerte hinter sich, der sie zwang, hinunterzuspringen — in dem Augenblick fühlte sie es in ihren Kleidern knittern. Sie hatte ja schon ein Papier krampfhaft in ihrer Linken, es war ihr Brief. Das gab ihr einen tiefen Athemzug, Lebensluft, wie dem Erstickenden, dem es noch gelingt, ein Fenster aufzureißen. Dann ging sie auf ihr Lager und entschlief.

Sie erwachte schon früh mit der aufgehenden Sonne. Sonst wol zog sie in solchem Falle erst die Vorhänge recht zu und schlief bis in den hellen Tag hinein; jetzt war sie sofort in jenem ekstatischen Zustande, der uns am Vorabend großer Pläne, in der Unruhe einer Reise und ähnlichen den Menschen in Anspruch nehmenden Aufregungen befällt. Obgleich sie sich sagte, daß sie irgend einen Entschluß fassen müßte, so hatte sie doch eine Ruhe in ihren Bewegungen, eine Freude an diesem so sichtbar heraufkommenden Sonnenlicht und dem allmäligen Lebendigwerden ihrer Umgebung, daß ihr Eines nach dem Andern, was sie vornahm, leicht von Statten ging. Sie war schon geneigt, sich zu sagen, daß jetzt das Peinliche ihrer Erinnerungen bei dem plötzlichen Anblick des verwirrenden Gegenstandes selbst sich zu heben schiene, und die Gefahr wol auch nur in ihr, in ihrer Vorstellung gelegen hätte, nicht im Zauber eines unsichtbaren Bezugs selbst, der sich nun ganz natürlich legen müßte. Sie wurde ruhig und muthig.

Gegen elf Uhr ließ sich auch Theobald, der auch nicht die entfernteste Ahnung seiner geheimnißvollen Beziehung zu Idalinens Herz hatte, der Herrin des Schlosses melden. Sie hatte diesen Besuch vorausgesehen, sich darauf im Stillen vorbereitet, und nun, da sie eigentlich zum ersten Mal mit dem Manne reden sollte, der, ohne es zu wissen, einen so entschiedenen Einfluß auf ihr Dasein ausgeübt hatte, nun fühlte sie es, als stritten Himmel und Erde um sie, als gingen die Bänder ihres geistigen Menschen auseinander. Sie drückte sich in die aufgehäuften Polster ihres Sophas und hatte, Dank der Etikette, nicht nöthig, bei Theobald's Eintritt mehr zu thun, als mit einer leisen Bewegung der Hand auf einen Sessel zu deuten. Theobald, blaß und merklich gealtert, ergriff diesen

mit sichtlicher Befangenheit. Nach dem stummen und unbewußten Drama, das seit Jahren der Poet unserer Schicksale mit diesen beiden Menschen hatte spielen lassen, folgten erst jetzt die eingehend und theilnehmend gewechselten Worte.

„Ich komme,“ begann Theobald, „der gnädigen Frau Gräfin für die mir geschenkte freundliche Aufnahme meinen Dank zu sagen.“ — Idaline konnte sich bei so ceremoniellem Anfang sammeln. — „Ich bedaure nur,“ fuhr Theobald fort, „Ihnen so lange zur Last gewesen zu sein.“ — — Idaline wollte sagen: Vergebung, daß ich Sie mir nicht genug zur Last gemacht habe, daß ich Sie ohne die Sorge und Pflege ließ, die mir die leider nicht beachtete Kenntniß Ihres mir auch entstellt berichteten Namens würde zur Pflicht gemacht haben! Aber von Alledem kam nur wenig hervor, vielleicht sogar das Gegentheil dessen, was sie sagen wollte, indem sie bemerkte: „Die Mittel, die auf dem Lande zu Gebote stehen, sind leider nur beschränkt —“ — Das war dann der erste an Theobald gerichtete Laut aus ihrem Munde. Er erröthete leicht und schwieg. Idaline fuhr fort: „Wie ist Ihnen nur jene unglückliche Katastrophe zugestoßen?“ — Theobald erzählte. Von einer längeren Reise zurückgekehrt, hätte er einen tiefer unten im Gebirge wohnenden Freund besuchen wollen. Seine Neigungen hätten sich durch seine Reisen in letzter Zeit der Naturkunde zugewendet. Bei einem Versuch, sich auf seiner Fußwanderung eines seltenen Steines zu bemächtigen, wäre er verunglückt. „Ich war betäubt,“ fuhr Theobald fort, „und kam erst mehrere Tage, nachdem ich mich schon in der Pflege Ihrer Leute befand, zu klarem Bewußtsein. Ich hätte mich gern zu meinem Freunde, der etwa zwanzig Stunden von hier Pfarrer ist, bringen lassen, der Arzt hielt jedoch die Reise für unmöglich. Als ich vollends den Namen der Besitzerin dieses Schlosses erfuhr —“ — „Erfuhren Sie ihn?“ — „Ich stellte mir vor, wer Gräfin Waldemar sein könnte. Die Diener bestätigten meine Vermuthung.“ — „Hätt' ich den Namen des Herrn von Theobald früher genau erfahren —“ — Idaline stockte und setzte hinzu: „Sie danken für die gute Pflege! Ich aber muß unzufrieden mit mir sein. Ich wäre Ihnen eine größere Aufmerksamkeit schuldig gewesen.“ — „Sollten

Sie," fragte Theobald überrascht, „im Gewühl der Eindrücke, die Sie umrauschen, und ohne Zweifel seit den letzten Jahren im ewigen Wechsel auf Sie eingedrungen sind, noch einen Namen behalten haben, der das Glück einer, wenn auch nur flüchtigen Begegnung mit Ihnen hatte —? — „Und Zeuge einer großen Thorheit war —!" fiel sie ein. „Der damals so schnell geopferte Ring war — mein — Verlobungsring. Fühlen Sie sich gänzlich genesen?" setzte sie, sich selbst unterbrechend, hinzu. — „Ich denke morgen weiter zu wandern." — „Das doch nicht! Sie würden mich mit dem Vorwurf zurücklassen, daß ich nichts für Sie gethan habe. Man hatte mir von einem reisenden — Gelehrten — einem Lehrer — gesprochen. Sie werden eines bequemeren Zimmers bedürfen?" — „Da mir schon in dem Ton, wie Sie Ihre gütige Bereitwilligkeit aussprechen, eine reiche Bescheerung liegt, so möchte ich fast sagen, daß ich vorziehe, meiner allerdings noch schwachen Kraft zu vertrauen und weiter zu reisen." — Idaline widersprach nicht; aber fest und sicher ruhte ihr Blick auf dem bleichen Antlitz des ihr geistig so nahe gerückten Mannes. „Sie waren in Frankreich und in England?" fragte sie. — „In der Schweiz und Italien —" — „Ich hätte glauben mögen, Ihr politisches Glaubensbekenntniß würde Sie eher nach Paris und London geführt haben —?" — „Gerade um in meinem Bekenntniß nicht irre zu werden, vermied ich diese Städte." — „Haben Sie Freiheit in den schweizerischen Waldcantonen gefunden, wo das Volk vor den Priestern kniet?" — „Am Vierwaldstättersee ist die Natur so erhaben, daß man darüber die Menschen vergißt. Wer spricht nicht in dieser Welt von Freiheit? Man darf nur über diejenigen Staatsformen streiten, die dem Bildungsgrade der Nationen angemessen sind." — Idaline sagte nach einigem Nachdenken: „Ich bereue mein Wort über die Schweizer. Vielleicht ist der Gehorsam, den man Priestern schenkt, keine Demüthigung vor Menschen, sondern nur eine vor Gott." — Mit diesen und ähnlichen Wendungeu entspann sich ein lebhaftes und anregendes Gespräch. Bald widersprechend, bald beistimmend, verrieth Idaline, daß sie nicht nur die geistige Entwickelungsgeschichte Theobald's nach dem Rufe, der ihn verfolgte, kannte,

sondern sich auch durch eigene Untersuchung gründlicher mit ihr bekannt gemacht hatte. Theobald's Erstaunen, in ihr ein Wesen zu finden, das die früheren Vorstellungen, die man von ihr hegte, alle Erkundigungen und Tagesgerüchte Lügen strafte, konnte nicht größer sein, als ihr eigenes über sich selbst, über die Geläufigkeit ihrer Rede, über den freien Verkehr auf Gebieten, die ihr sonst fremd waren. Das Ueberraschendste war ihr eine unaussprechliche Heiterkeit, die ihre Seele zu erfüllen anfing. Als Theobald ging und sie ihm unbefangen die Mittel des Schlosses so lange zur Verfügung stellte, als er wünschte, von ihnen Gebrauch zu machen, begriff sie nicht, wie sie je vor diesem verhängnißvollen Zusammentreffen hatte zittern können. Diese räthselhafte Liebe hatte ohne Zweifel aufgehört? Das Geheimniß war entschleiert. Ihr Herz stand in Berathung, aber sie wußte nur, daß sie ungemein glücklich war.

In Idalinen zog der heiterste Friede ein. Nichts peinigte, nichts ängstigte sie noch. Hätte sie sich ernster geprüft, sie hätte sich vielleicht gesagt: Du bist am Beginn einer großen Entscheidung.

Unglücklicher waren Theobald's Stimmungen. Er entschloß sich, noch zu bleiben, und sein Arzt verlangte es.

XII.

Am Tage nach dem ersten Wiedersehen schrieb der Genesende an seinen Freund:

„Georg, ich muß fort von hier! Vergieb, ich habe sie nun doch gesehen, ich habe gegen Dein Gebot gefehlt. Sie war anfangs gleichgültig und kannte mich kaum. In mir wühlte ihr Anblick alle alten Thorheiten auf. Ich muß also fort. — Das Versprechen, das ich Dir gab, bisher hatte ich es gehalten. Ich sagte ihr gar nicht, daß ich absichtlich meinen Namen entstellt genannt hatte. Ich besuchte den dunkeln trauten Blätterhain unmittelbar in ihrer Nähe erst mit Anbruch der Nacht. Aber warum sind die Nächte jetzt so hell, die Boskette und Gänge so labyrinthisch verschlungen? Ich stand vor ihr wie

vor einer marmornen Gartengöttin, geisterhaft vom Mondlicht beschienen. Siehe aber! Sie war kein Marmorbild, sie war eine athmende Brust, die, ich versichere Dich, zu zerspringen drohte, wie die meine. Ich sah die Ueberraschung einer unerwarteten Begegnung. Es fehlte nichts, als daß ich von ihren Lippen meinen Namen gehört hätte. Durfte ich nun gehen und nicht wenigstens das Eine sagen: Dank? Ich sah sie dann wieder, Georg, und es ist mir, als wäre sie noch schöner geworden. Male Dir's aus mit Dichterphantasie. Nähmst Du die hellsten Farben, Deine leuchtendsten Bilder, schmölzest Du die Göttinen Deines Parnasses zusammen, so hättest Du Idalinen von früher. Die, die ich jetzt wiedersah, mag Einiges verloren haben vom Schmelz, der auf der ersten frischen Rose liegt, vom Frühthau, aber die Ehe hat der vollen erblühten Schönheit hinzugelegt, und einen Hauch darüber geweht, der unbeschreibbar ist. Wie sie so mehr lag als saß, auf dem Sopha im himmelblauen Kleide, die Vorhänge roth und weiß — ich schäme mich dieser Schilderung; sie kann wie Sinnentaumel klingen und — und ein unnennbares Etwas ist es vielleicht — fort! fort! — Ich fand sie auch geistig verändert. Nicht die Spur mehr jenes herben Beigeschmacks, der die Süße ihres frühern Wesens verdarb. Der Ton hat einen andern Accent; ich möchte sagen, ihre Sprache ist trochäischer geworden: nicht mehr jambisch anstürmend wie früher. In Trochäen dichten die Spanier ihre Romanzen. Brauche für elegische Liebe nur Trochäen, für Hoffende Jamben! Georg, zittre nicht für meinen Verstand! Morgen reise ich."

Einen Tag später. „Ich bin noch einen Tag geblieben, weil ich fahren will und sich dazu die Gelegenheit nicht machen wollte. Auch hatte ich gestern Abend wieder einen Fieberanfall, der den Arzt mehr Wunder nahm als mich. Ich hatte den Nerven auf einmal zu viel zugemuthet. Das Wetter hat sich geändert. Es ist Regen eingetreten, der die Natur erfrischt, mich aber auf's Zimmer bannt. Meine jetzige Wohnung ist belebender als die frühere. Meine lebhafteste Unterhaltung ist der freie Blick auf die fast den ganzen Tag verhangenen Fenster der Gräfin. Die Rückkehr des Grafen soll noch nicht in Aussicht stehen. Wissen mußt Du doch, wie schwer es mir

auch wird, es niederzuschreiben, daß sich diese beiden Menschen, wenn man anders ihn neben ihr nennen darf, mehr als menschlich lieben sollen. Du siehst, es wird nun wieder Alles kahl, ruhig, mitten im Sommer herbstlich für mich.

„Seit man mich kennt, werde ich allerdings mit rücksichtsvollerer Aufmerksamkeit behandelt. Ich lege mir das, was vielleicht nur Höflichkeit ist, als weibliche Gutmüthigkeit aus. Vor mir steht eine zierliche Krystallschale, ausgelegt mit frischen Weinlaubblättern, überhäuft mit den frischesten Gartenerdbeeren. Zerstöre mir diese Einbildung nicht, wenn ich etwas von einer ordnenden zarten weiblichen Hand in meiner Nähe fühle, ein Walten freundlicher Besorgniß, wie diese Tugend so tief im weiblichen Wesen begründet ist und einen Zauber verbreiten kann, der oft das Geheimniß mancher an sich kaum glücklichen Ehe ist. Es sind aber nur die edelsten Frauen, die zwischen männlichem Muth und männlicher Schwäche diese Abwechselung sinnig und zu ihrem Siege zu benutzen wissen. Seitdem bin ich Idalinen nicht wieder begegnet. Ihre Fenster liegen mir, wie gesagt, gerade gegenüber. Zuweilen weht es geheimnißvoll an den Vorhängen, aber ich erblicke nichts. Nur mein Ohr saugt ihre Nähe ein. Sie ist eine Meisterin im Klavierspiel. Ich begreife nicht, wie wunderlich sich dies Wesen einst zur Welt stellen konnte und wie auffallend die Welt sie mißverstand. Ich kenne die Mehrzahl dieser Schubert'schen Lieder, die sie spielt, nie habe ich einen solchen Vortrag gehört. Selbst berühmte Virtuosen müssen in der eigenthümlichen Behandlung der Uebergänge aus dem sanften in das stärkere Colorit vor ihr zurücktreten. Sie haucht diese Bilder nur so hin wie Wellenschlag. Es tönt in ihnen eine Melancholie, der man das gleichmäßige heftige Pulsiren der beengten Brust anhört. Man fühlt dieses Auf- und Abwogen, dieses Ab- und Zulassen des Tones, dieses rhythmische Schaukeln des musikalischen Gedankens — es ist Sprache, höchste Beredsamkeit, Poesie. Georg, ich bin sehr glücklich, wenn ich diese wortlosen Lieder höre, und sehr unglücklich, wenn sie verstummen. Ich reise aber. Eine Gelegenheit — doch ich unterbreche mich. Die Ministerin ersucht mich, das Frühstück mit ihr einzunehmen."

Den Dritten. „Ich bin immer noch hier, Georg, und werde wol noch einige Tage bleiben, da das Wetter sich nicht halten will. Heute Nachmittag gegen fünf Uhr war zu dauerndem Sonnenschein Hoffnung. Die Natur ist so übermäßig getränkt worden, und doch scheint es bei einem einzigen Sonnenblick, als hätte diese Erquickung nur ein leichter Morgenthau bewirkt. Die Terrasse vor dem Schlosse ist mit feinem Kiese bestreut. Im Nu war sie trocken und die Orangenbäume mit dem glänzenden Grün ihrer Blätter thaten sich wieder an der Sonne wohl. Ein blau- und weißgestreiftes großes Segeltuch wird zuweilen von den Bedienten niedergelassen. Man macht so Anstalt zum Thee oder zum Kaffee, den man gern im Freien nimmt. Man! Die göttliche Frau und ich —! Eine Kammerfrau waltet wol immer umher und ordnet die Tassen, aber Idaline, groß und hehr, wie sie ist, kann von kleinen Wächterinnen nicht umgeben sein. Sie hat meistens ein Körbchen mit weiblichen Arbeiten in der Hand und setzt sich dann unter dem Segeltuch. Ich auf einem kleinen Feldstuhl ihr gegenüber. Das zweite, dritte, vierte Mal, daß sie mit mir redet, und wie bekannt wir schon sind! Wie ich mich nur nehmen mag, ich weiß es nicht. Sie kennt meine Lebensgeschichte und verräth eine gutmüthige Neugier, sich Alles auszumalen, was ich innerlich und äußerlich schon gelitten habe. Es ist eine Sphäre, die ich gern vermeide, weil ich nicht lange in ihr verweilen kann, ohne leidenschaftlich zu werden. Mitten im lebhaftesten Gespräch stockte sie manchmal plötzlich. Ich besann mich, worüber; und waren es kühne Ideen, so fühlte ich die Gluth meiner Mienen, das tolle Feuer der Augen, all' den Zorn, der mich bei solchen Mittheilungen überkommt. Ich weiß nicht, ob ihr meine Heftigkeit gefallen hat oder unheimlich erschien. Ihre Bildung zeigte sich im schönsten Lichte. Ich nenne Bildung, so sehr in der Unterhaltung Virtuose zu sein, daß man wie ein guter Improvisator auf dem Piano jede Dissonanz, jeden grellen Effect mit spielender Grazie sogleich in eine wohlthuende neue Figur aufzulösen versteht. Sie beherrschte das Gespräch mit einer Sicherheit, daß ich, als ich jedesmal nach länger denn zwei Stunden mich erhob, mir sagen mußte: Bei aller Reife und Ab-

geschliffenheit durch das Leben behielt ich etwas Kindisches! Immer wenn ich gehe und meiner Aufregung allmälig mächtig werde, bin ich unzufrieden mit mir. Ich habe mich dann so kahl ausgesprochen, daß mir mein Gespräch wie eine große Dummheit vorkommt. Ich kann nicht eher fort, ehe ich nicht diese Scharte ausgewetzt habe, diese Fehler verbessert. Manchmal ist mir, als müßte ich ihre Hand ergreifen und — Georg, verurtheile mich nicht! Sie hält zuweilen die Hand so, als wenn — ich breche ab."

Später. „Vielleicht war das neuliche Gefühl der Unzufriedenheit mit mir selbst die Eitelkeit, die mit dem Wesen der Liebe verschwistert sein soll. Woraus entsteht Liebe? Woraus saugt sie ihre Nahrung? Aus dem erkannten wechselseitigen Werth. Man scheint der Welt so wenig und Einem bedeuten wir doch so viel! Das ist die Liebe! Ach, Georg, ich sehe nun die engelhafte Frau fast immer. In ihrem Boudoir, im Salon. Aber sie ist ein Luftkind, das in Zimmern nicht lange aushält. Es ist ihre Natur, unter ihren Blumen, unter den Akazien des Parkes zu weilen, und ich sehe natürlich ein Glück darin, ihr so oft zu begegnen, aber auch nur ein Glück, nur Zufall, kein Geschenk. Ich begleite sie, wenn sie irgend einen landschaftlichen Punkt aufnehmen will. Sie ist keine eigentliche Malerin, aber sie skizzirt gewandt und hat einen feinen Blick im Entdecken guter Prospecte. Die sich vom Park aus bildenden Fernsichten sind alle zu regelrecht und bringen nur jene mehr fashionabel beliebten als wirklich schönen Verschiebungen und Gruppen landschaftlicher Gesichtspunkte hervor. Da versuchen wir uns schon tiefer in's Gebirge hinein, was mich glücklich macht, soll ich dabei auch nichts thun, als den Esel führen, den sie reiten will."

Später. „Georg, dieser Brief nimmt den Charakter eines Tagebuchs an und ich schicke ihn nicht mehr ab. Was wirst Du dem saumseligen Freunde zürnen? Ich fürchte sogar, ich zeige Dir nie diese Zeilen, die niederzuschreiben für meinen Zustand Bedürfniß wird. Ich lebe im Himmel. Wir waren mitten in der wildesten Gebirgsparthie. In weiter Ferne, ganz im Blau verschwimmend, lag die Schneekoppe. Ein schneckenförmig geschlängelter Weg führt tief in einen Berg-

kessel, aus dem ein Kirchthurm mit einem grauen Schieferdach mitten unter Wald und Wiese hervorlugt. Es war schwer, dieser Vogelperspective malerisch beizukommen. Fast ging der Tag darüber hin, und als wir den Punkt hatten, der uns ein Bild bringen konnte, da war die Beleuchtung verdüstert. Es regnete leise. Die Bedienten waren mit dem Gepäck etwas weiter zurückgeblieben. Um uns zu schützen, mußten wir schnell in eine Kapelle springen, die am Wege stand. Der Raum von der offenen Thür bis zum Gitter, hinter welchem eine bunt geputzte Mutter Gottes stand, war so eng, daß kaum zwei Feldstühle Platz hatten. Es war eine süße, himmlische Situation. Der magnetische Rapport zwischen uns war immer da — aber draußen gehört das göttliche Weib dem Ganzen. Sie vertheilte sich an Raum und Berg: sie war ein Theil am All und verschwamm in Luft und Duft. Hier nun, in so enger Begrenzung, war sie ein Ganzes, sich nur gehörend, auf sich selbst bezogen. O Georg, ich hielt ihre Hand, ich küßte diese — ich wollte mehr wagen — Da kamen die Bedienten mit Mänteln und Regenschirmen. Nun verdroß mich etwas. Obgleich sich das Wetter noch nicht aufgeklärt hatte, und sie in der Kapelle noch hätte ausharren können, trieb sie doch eine unverkennbare Angst von dannen. Wir dürfen, sagte sie, als ich ihr zu bleiben zuredete, wir dürfen den Frommen hier nicht den Weg zu ihrem Heil versperren."

Den Zehnten. „O wie diese Tage schwinden! Sie kommen und gehen und mein Gefühl ist, als schwebte ich darüber hinweg, als lägen Raum und Zeit tief unter mir. Meine Hand zittert, indem sie die Frage niederschreibt: Könnte ich ihr zum Bedürfniß werden? Könnte sie, sie mich je entbehren? Ich — —! Ach, die Abreise ist weiter hinausgerückt als je. Ich nehme an Allem Theil, was sie selbst beschäftigt. Es ist so viel, das uns trennte, geebnet, wir stehen auf so gleicher horizontaler Erde, daß ich oft versucht bin, vor ihr niederzusinken. Sie weiß es, daß ich sie liebe, geliebt habe seit — — Heut' ist das Kirchweihfest im Dorfe. Sie wird hinuntergehen und sich unter die Freuden der Bevölkerung mischen. Man liebt sie. Die Ministerin, die sonst Alles abstieß, ist für die Herzen ein Magnet geworden. Sie hat mir

die rührendsten Aufschlüsse über ihren Bildungsgang gegeben. Ihre Stimme zittert immer, wenn sie die Anklagen gegen sich selbst beendet hat und sie jener geheimnißvollen, noch für sie so räthselhaft gewesenen Zeit sich nähert, wo eine gewaltsame Veränderung mit ihr vorging. Noch gestern, wo ihre weißen Hände die Küsse duldeten, die ich darauf drückte — — doch die Glocke tönt aus dem Thale herauf und ruft zu dem ländlichen Feste. Ich eile, diese Freuden und diesmal die Königin aus besonderer Ferne zu beobachten."

Später. „Beim Feste war ich und bin außer mir vor Zorn. Georg, ich komme! Diese Zeilen sind doch kein Tagebuch, sondern ein Brief, der Dir gehört, wie mein unglückliches Herz. Ich komme hinunter in das festlich geschmückte, von jubelnden Massen buntbelebte Dorf. Schon hat sich ein festlicher Zug in Bewegung gesetzt. Die jungen Landleute mit Bändern an den Hüten, die Mädchen mit Blumensträußen, voran eine Dorfmusik, die später zum Tanze aufspielen sollte. Unter einigen Bäumen sah ich die herrschaftliche Equipage stehen. Die Gräfin war ausgestiegen und hatte sich mit einer Leutseligkeit, deren sie früher nie fähig gewesen, und die ihr jetzt wie der natürliche Ausdruck eines guten Herzens stand, unter die fröhlichen Menschen begeben. Als diese dann auch meiner ansichtig wurden, öffneten sie ihre Reihen und bewillkommnen mich, bei meinen Wanderungen hatte ich mir unter ihnen Freunde erworben, wie einen Einheimischen, der zum Feste gehöre, und wenden mir die gleiche Huldigung wie Idalinen zu. Die Scene wurde darüber peinlich. Der Welt gegenüber so mit ihr vereint, so ohne Ueberlegung von den Menschen mit ihr zusammengestellt — ich fühlte es plötzlich, es war ein gefahrvoller Augenblick. Aber die herrliche Frau! Abwechselnd wurde sie bald blaß, bald glühendroth und als mich die Honoratioren des Ortes mit Gewalt halten wollten, flüsterte sie mir sanft zu im Ton der innigsten Vertraulichkeit: Gehen Sie jetzt! — Georg, ich riß mich los. Ich wußte, daß ich es nun für immer thun muß. In diesem Ton lag eine einzige Bitte und tausend Belohnungen, wenn ich sie erfüllte."

Später. „Sie hat mich für heute Abend zu sich ent-

boten. Es wird, es kann nur sein, um Abschied zu nehmen, auf ewig!"

Den Elften. „Es giebt keine Worte für meinen Zustand. Er ist, wie wenn ein Schiff auf weiter Meeresfahrt an einer einsamen menschenleeren Insel landet, die Mannschaft steigt aus, das Signal zur Rückkehr ertönt, Alles eilt, wieder an's Ufer zu gelangen, nur Einer verspätet sich, Einer ist unter einem Baum eingeschlummert, man vergaß ihn zu wecken, er erwacht, rafft sich auf und sieht sich auf dem wüsten Eiland allein, das Schiff in weiter Ferne schon, das Zurückbleiben eines Gefährten wird nicht so bald vermißt. Die Heimath ist nie wieder erreichbar!

„Ach, auch mein Lebensschiff ist dahin und nimmer kann es wiederkehren! Ich weiß, daß mich Idaline — lieben könnte, mich — vielleicht liebt, wenn auch ihr Mund stumm bleiben, ihr Herz sich nie verrathen wird. Ich weiß es. Wer hat es mir vertraut? Die Luft, die Erde, der Himmel? Ich kann nicht sagen, wer. Aber ich weiß es. Ich weiß es seit jenem Abend, Georg, wo sie mir zum ersten Mal die Hand reichte und sagte: „Verzeihen Sie mir die Bitte von heute früh!" Mir schwanden die Sinne, ich wankte, das Blut drang mir empor und preßte mir die Stimme fort. Ich konnte nicht reden. Einer langen, langen Pause bedurfte ich, um mich zu sammeln und aus Betäubung zu erwachen. In ihr ging dasselbe vor, wir sprachen von der Welt und von ihrem Glauben, von Freiheit und von Selbstbestimmung. Es waren Schleier, die wir über unser wahres Gefühl zogen. Sie drückte mir die Hand beim Scheiden. Der Diener in Livree stand mit dem Lichte wartend, um mir in meine Zimmer zu leuchten. Ich muß hinausziehen in die Welt — ein Träumender, der dem Leben nicht mehr angehört, unbekümmert, ob ich am Rande der Abgründe hinwandle, ausgleite und zerschmettert in die Tiefe sinke."

XIII.

Längst vorüber war die Zeit, wo der Minister wiederzukehren versprochen hatte. Die Geschäfte, die ihn fesselten, zogen sich in die Länge. Der schönste Theil des Sommers schwand dahin und von Verschub zu Verschub blieb dem geplagten Staatsmann zuletzt nichts übrig, als nur die Möglichkeit, seine Gattin noch abzuholen und höchstens, wenn sich der Herbst schön anließe, noch einige Tage auf dem Schlosse zuzubringen.

Der Graf fand es nach seinem wohlwollenden Gemüth natürlich, daß Idalinens Briefe seltener und kürzer wurden. Er hatte sie Anfangs von Woche zu Woche auf seine Rückkehr vertröstet und konnte deshalb ihre Briefe als kurze Grüße nehmen, deren schriftliche Abfassung ihr nun bald überflüssig erscheinen müßte. Als er endlich mit der vollen Wahrheit heraustrat, daß seine Rückkehr bis zum Herbst hinauszuschieben wäre, da setzte er die Schuld ihrer einsylbigen Briefe auf den Mangel an anregenden Erlebnissen. Wie still ist in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, sagte er sich, der Verlauf des Tages! Wie wiederholen sich im ewigen Einerlei die Erscheinungen! Ein solcher Landaufenthalt, so reich für den Genuß, bietet doch wenig für die Schilderung! Waldemar war so gewöhnt, über Alles den Mantel der Entschuldigung zu breiten, daß er sogar den Genuß bezweifelte und sich dachte: Wer weiß, ob sie mir nicht im Stillen zürnt und diese lange Entfernung wie ein Exil betrachtet! Jedenfalls war der Sommer zerrissen und durch seine ewigen Vertröstungen wider Versehen eine Art Flickwerk geworden. Des Gatten Harmlosigkeit ging so weit, es sogar natürlich zu finden, daß zuletzt Idalinens Briefe fast ganz ausblieben. Seine Rückkehr war ja vor der Thür und er ermangelte nicht, ihr diese in den herzlichsten Ausdrücken anzukündigen.

Die Wirkung dieses Briefes war für Idalinen, wie inzwischen die Dinge gekommen waren, furchtbar. Die heitere Stimmung, die sie den Sommer über beglückt hatte, war dahin. Jetzt erst verstand sie diese entsetzliche Ruhe, die sich aller ihrer Gefühle bemächtigt hatte. Die Liebe, die sie sich

gedacht hatte, auftretend in anderer Gestalt, in Gestalt von Aufregungen, Wallungen, namenlosen Ueberwältigungen, sie hatte sich ihr wie ein spielendes Kind, wie eine schöne Schlange unter Blumen genaht. Sie hatte die Liebe und mit ihr das Glück der Liebe. Seltene Gabe des Himmels! Seltener Sonnenschein einer unscheinbar, still beseligenden Freude, der ihr leuchtete, der sie erwärmte, ohne daß ihr Auge ein einziges Mal einen zuckenden Schmerz, ihr Innerstes eine plötzliche Blendung empfunden hätte. Nun erst fragte sie sich: Wic ist das Alles? Wie wurde es? Sie wußte nur zu gut, es war Alles so geschehen durch die Liebe zu Theobald.

Excellenz kommt in drei Tagen, hieß es im Schlosse. Das war für ein einziges Ohr in diesen Sälen und Corridoren ein martervolles Echo. Wie von dunkeln Schatten verfolgt, irrte die seit einiger Zeit von dem Heißgeliebten Getrennte, die aber im lebhaftesten Briefwechsel mit ihm stand, umher im Schloß. Sie war ihrer nicht mehr mächtig, ihres nächsten Willens nicht mehr gewiß. Alles schwankte und tanzte um sie her. Nichts hatte mehr sichere Formen. Alles war wie ein Gewühl, in dem sie erstickte. Dämonisch faßte sie die dürre Hand des Vorwurfs, ein Furienhaupt grinste sie an und spottete: Treulose! Waldemar trat ihr entgegen wie ein Heiliger, vor dem sie sich winden müßte auf den Knieen, wie ein Märtyrer, dem sie die blutigen Wunden zu küssen hatte. Und sie war es, die ihm diese Wunden geschlagen, sie, die ihn schon einmal getäuscht hatte und ihn nun zum zweiten Mal täuschen mußte! Aber warum las er nicht den Brief? wallte sie auf und ihre Empfindungen gingen in wonnige Erinnerungen an Theobald über.

Sie hatte Scenen mit Theobald gehabt, die nicht mehr zu widerrufen waren. Noch halb in jener traumhaften Dämmerung, die diese beiden Menschen wie in einen sorglosen Schlummer eingewiegt hatte, noch nicht von dem Donnerschlage der Ankündigung, daß Waldemar in drei Tagen auf dem Schlosse sein würde, geweckt, hatte Theobald nun schon oft jenen Abend erwähnt, wo Beide sich zum ersten Mal auf dem mondbeschienenen See gesehen hatten. So oft jetzt Theobald eine solche Fahrt auf dem Bassin des Parkes vorschlug,

hatte ihn Idaline abgewiesen. Die Insel im See war zu dunkel, zu abgelegen, zu gefahrvoll für ihre Festigkeit. Aber wie oft machten sie diese Fahrt im Geist auf dem See! Sie ruderten durch Schilf und Wasserlilien; Theobald stand oben am Steuer, Idaline saß eingehüllt in ihren Shawl und blickte in die Tiefe. Ach! auch im Zimmer gab es solche dunkle, gefahrvolle, abgelegene Inseln — Theobald lag zu den Füßen eines Weibes, das durch einen räthselhaften Zauber ihm bestimmt gewesen schien und das er verloren hatte — verloren durch den Stolz, durch den Trotz, nicht wahr sein zu können — verloren durch die Unfähigkeit, sich der Welt zu geben, wie man denkt und wie man fühlt. „Diesen Ring damals zog das Verhängniß ab und doch —" Das war Alles, was er stammeln konnte. War doch auch die Rede verstummt und die That an ihre Stelle getreten.

Sie mußten sich aus diesen Situationen aufraffen und vorerst trennen. Sie mußten abbrechen, mitten in diesem Gewitter ihrer Seelen. Theobald stürzte hinaus. Er war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Es trieb ihn hinaus in die Welt, er durchstreifte das Gebirge, kam wieder und ging, ohne Abschied zu nehmen. Stumm sah er zu Idalinens Fenster hinauf, sah sie noch einmal, wie sie sich an die Scheiben lehnte und an das kalte Glas die heiße Stirn drückte; er bestieg ein Pferd und ritt, mit zerrissenem Herzen Abschied nehmend, unschlüssig über die Zukunft, vom Schloß hinweg, hinunter, dem Thale und der Gegend zu, wo sein Freund wohnte.

Die Stunden bis zu Waldemar's Ankunft waren für Idalinen ein einziges Fieber. Wenn sie auch Alles sah, was um sie her vorging, sie lebte nicht mehr. Schaudern ergriff sie, wenn sie dachte: Warum geht Theobald, warum nimmt er mich nicht mit, hinaus in die Welt, in die Verachtung der Menschen, die hier schon begonnen hat? Denn alle hatten das trauliche Selbander beobachten können. Sie glaubte den Geliebten zu sehen, wie dieser ihr winkte; sie fühlte, wie er sie mit männerstarken Armen ergriff, vor sich auf sein muthiges Roß setzte und hinunter sprengte in die Ferne, fort in ein Glück der Liebe, das sie anhauchte wie Küsse der Liebe, umspielte wie Kosen der Wellen. Mitten in diesen halbewußten,

halbunbewußten Fieberträumen erklang der Huf eines heransprengenden Pferdes. Idaline schrie auf. Es war ein Diener, der vorausgeschickt war und die Ankunft des Grafen für die nächste Stunde ansagte. Nun sagen sollen: Den ganzen Sommer und Herbst war Herr von Theobald hier bei mir, —!

Herr von Theobald, erzählte ein Diener, ist uns ja auf unserm Fuchs begegnet. Er wird ihn doch wol wieder schicken? Wie der Graf den Fuchs sah, erkannte er ihn und fragte, wer den Fuchs ritte. Herr von Theobald, sagten wir. Er war erstaunt und fragte: Woher wir Herrn von Theobald kennten? Ja, nahm ich das Wort, er hat ja den ganzen Sommer über auf dem Schlosse gewohnt —

Idaline starb in diesem Augenblick. Denn das, was sie noch aufrecht hielt, war nicht mehr das bewußte Leben. Todtenbleich hing sie an des Dieners Munde und nahm seine Rede mit einer solchen Spannung auf, daß dieser vor Schreck verstummte. Zögernd fügte er hinzu, der Graf hätte sich darauf gewendet, die Zügel der Kalesche selbst ergriffen und ganz wild die Peitsche geschwungen. Man hörte auch schon den Lärm eines heranrasselnden Wagenzuges dicht in der Nähe. „Sie kommen!“ rief der Diener und eilte hinaus.

Idaline horchte noch einmal auf, sah sich eine Weile im Zimmer um, öffnete leise die Thür, eilte, wie von Furien gepeitscht, die Stiege hinunter, riß die große Flügelthür des hintern Eingangs zum Schlosse auf, stürzte über die Beete und die gekieselten Wege in den Park, an den See und verschwand.

XIV.

Theobald lebt in der Schweiz. Er ist Mineralog. Seine Wanderungen in die Gletschergegenden, um die Wissenschaft zu bereichern, setzen ihn täglicher Lebensgefahr aus. Er ist düster, lebt einsam, nur im Umgang mit Führern, die ihn auf seinen Excursionen begleiten. Diese behaupten, er suche den Tod.

Waldemar will im Staatsdienst, wie man sagt, den Schmerz betäuben und den Verlust verschmerzen, den er im zweiten Jahre seiner Ehe zu allgemeinem Bedauern der Residenz und dem Beileid des ganzen Landes erlitt. Idaline, Gräfin Waldemar hatte, wie man erzählt, das Unglück, auf einem der Güter ihres Gemahls an einem gefährlichen tiefen See auszugleiten und rettungslos in einem Augenblick zu ertrinken, wo die Dienerschaft des Hauses beschäftigt war, den eben von einer Reise ankommenden Grafen zu bewillkommnen. Der Graf ist seitdem in eine Melancholie versunken, die auch sein Leben zu bedrohen scheint; er legte sein Ministerportefeuille nieder und lebt auf einem seiner Güter in einer andern Provinz seines engeren Vaterlandes.

Ein neuer Verwalter der Güter in Schlesien begann seine Verbesserungen damit, daß er um den Schloßteich ein Gitter anbrachte. Bis jetzt ist dies das einzige Denkmal, das Graf Waldemar seiner Gattin hat setzen lassen. Von Georg, dem Dichter und Freunde Theobald's, erschien eine Ballade, etwa mit dem Sinn: Der Wasserkönig ergriff den Ring in jener Mondscheinnacht und ruhte nicht eher, bis er die Wellenbraut an sich gezogen hatte!

Die Selbsttaufe.

(1844.)

I.

Seine Hochwohlgeboren, der Commerzienrath und Ritter mehrerer Orden, Herr Wallmuth schienen nicht angenehm geruht zu haben. Vielleicht dauerte der gestrige Thee beim portugiesischen Gesandten zu lange; vielleicht hatte ein böser Genius dem glücklichen, jedoch alten Manne im Traum den Gott Saturn mit der Hippe vorgeführt. Der Treffliche schien verstimmt. Jakob, der älteste seiner Diener, kleidete ihn an. Jakob war der älteste Diener; er stand gerade sieben Monate in seiner Stellung zum Commerzienrath. Das war lange, lange für die Principien eines Mannes, der auch darin mit der Jugend fortschreiten und sich jung erhalten wollte, daß er nichts mehr haßte als alte Dienstboten, Menschen, die uns, wie er oft in seiner „geistreichen" Weise sagte, in ihr eigenes Alter hinunterziehen, durch langjährige Gewöhnung beherrschen und uns eine Welt, die voll so heiterer Freuden und einladender Reize ist, langweilig erscheinen lassen. Jakob war ein junger Groom, der noch vor sieben Monaten als Jokey hinter der österreichischen Gesandtin hergeritten war.

Man überreichte dem Commerzienrath seine Morgenkleider. Er schlüpfte in einen gelbseidenen Schlafrock und gähnte sich aus. Jacob erhielt den ersten unfreundlichen Blick, der Herr der Schöpfung den zweiten. Wallmuth hatte das Wetter in Augenschein genommen und fand es nicht lobenswerth. Er warf sich in sein Canapee mit dem Bewußtsein, daß es dem Herrn der Schöpfung verdrießlich war, schon so früh Morgens nicht den Beifall des Commerzienrathes und Ritters mehrerer

Orden, Herrn Wallmuth, erhalten zu haben. Jakob rückte ihm eine Maschine entgegen. Der große Mann wird sich die Chocolade selbst bereiten. Er nimmt die braune Cacaotafel, bricht sie höchsteigenhändig in erst größere, dann diese in immer kleinere Stücke, bis die Stücke klein genug sind, um in dem heißen Wasser zu zerschmelzen. Jakob wischt ihm die braun gewordenen Finger ab. Dann rührt sein Herr den würzigen Trank um und studirt die Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen an dem bunten Schaum, der auf den Rand der Trommel steigt. Hätte Jakob Geist genug gehabt, zu behaupten, daß der Lichtschimmer, der diese prismatischen Farben des Chocoladenschaumes hervorbrachte, von des Commerzienrathes klarem Auge ausginge, die Bitte um eine kleine Zulage würde ihm nicht abgeschlagen worden sein.

Der Morgen eines reichen, geehrten, glücklichen Menschen! Ach! nur die Verdauung ist nicht immer, wie sie sein sollte. Heute ist sie ungestört, denn der Commerzienrath nimmt zu Soupers, die alten Leuten weit gefährlicher sind als Diners, keine Einladungen mehr an. Die Zeitungen beschäftigen ihn, er hält sie alle; alle, die in der Residenz erscheinen*). Er liest sie von rückwärts, von der städtischen Chronik und den Theaterangelegenheiten an bis zu den politischen Ereignissen nach vorn, die ihn seiner Orden wegen interessiren. Heute sucht er nach einer Notiz, die er gestern an alle Redactionen eingesendet hatte. „Herr Commerzienrath, Ritter 2c. Wallmuth hat dem Verein der Gartenfreunde ein vorzügliches Exemplar von Tropaeolum tricolor zum Geschenk verehrt." Sie steht da, die Notiz, ohne Druckfehler, sie steht in allen Blättern. Das machte ihn heiterer, er schlürft die Chocolade mit größerem Behagen, er malt sich aus, welchen Eindruck gerade in diesem Augenblick bei der Morgencollation diese Stelle auf Se. Durchlaucht den Fürsten, auf die Fürstin, auf die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, auf den dirigirenden Minister, auf die Departementchefs und das diplomatische Corps machen wird. Er wird in den nächsten acht Tagen das Casino besuchen, um alle auswärtigen Zeitungen durchzusehen, ob nicht

---

*) 1844.

zwischen den Parlamentsverhandlungen Englands und den Ministerialkrisen Frankreichs auch das dem Verein der Gartenfreunde von ihm verehrte Exemplar von Tropaeolum tricolor zu finden ist. Für den Fall, daß er die Notiz nicht findet, wird er zu denen gehören, die unsre Presse für zügellos erklären.

Es hatte Neun geschlagen. Besuche melden sich. Der glückliche Mann giebt Audienzen. Die Verwaltung seines Vermögens ist so geordnet, daß sie ihn nur alle Vierteljahre bei großen Rechnungsabschlüssen stört. Er lebt nur den Künsten, Wissenschaften, der Wohlthätigkeit, der Gesellschaft. Es kommen Einladungen, kleine zierliche Billette mit Wappenvignetten, es kommen Anfragen, Bitten, man leiht auch Bücher von ihm und trägt ihm Streitigkeiten vor, die sich gestern beim Whist entspannen, und ersucht ihn um seine Entscheidung. Er besitzt in der That nicht nur Bücher, sondern auch Kenntnisse. Er hat einen wundervollen Garten, in welchem ein theuerbezahlter Gärtner Pflanzen zieht, die bei jeder nächsten Blumenausstellung Medaillen gewinnen, Medaillen, die natürlich nur dem Commerzienrath ertheilt werden. Nicht nur ist er Blumist, er ist auch Mineralog, er hat eine Schmetterlings- und eine Siegelsammlung, und wenn der romantisch gestimmte Kronprinz das politische System vielleicht ändern sollte, wird er auch eine mittelalterliche Waffensammlung anlegen. Seine wohlgeordneten, sauber geschriebenen Cataloge stehen Jedermann zu Diensten. Fremde Gelehrte bewundern einen ehemaligen Kaufmann, dem es gelingen konnte, sich zum Ehrenmitglied so vieler wissenschaftlichen Gesellschaften zu machen. Diese Ehren kosten freilich viel Geld, viel Verpflichtungen, viel Gegendienste. „Ruhm gênirt,“ war eine Lieblingswendung des ausgezeichneten Mannes. Aber auch ein gutes Herz ist gênant. Wallmuth galt dafür, ein solches zu besitzen. Man sah ihn bei Unterzeichnungen zwar nie oben an der Spitze prangen (denn dies weisen selbst die Rothschilde als unpassend zurück), aber immer im Verlauf der Namenliste mit großmüthigen Aufopferungen. Besonders gab er da, wo er wußte, daß eine Gabe auch anerkannt, geschätzt, gewürdigt wurde. Dank, welchen Andere nicht begehren, Dank

mußte er, das erforderte nun einmal sein Naturell, in starken Zügen schlürfen. Man will behaupten, daß es Fälle gab, wo er sich von Männern die Hand küssen ließ. Verschämten Armen war er nicht hold, wol aber denen, die ihm von einflußreicher dritter Hand empfohlen wurden. Ein unglücklicher Vater, der um seine Theilnahme bat, that immer besser, statt sich von seinen drei hungernden und frierenden Kindern begleiten zu lassen, sogleich eine Empfehlung von einem öffentlichen Namen mitzubringen. Ein Handbillet von einer tonangebenden Dame öffnete augenblicklich das Herz des edeln Mannes. So hatte er auch heute reichlich geschenkt, golden sich eingeschrieben in die Tafeln der Erinnerung und Dankbarkeit, er konnte sich jetzt in stolzem Gefühl ankleiden lassen, konnte den Wagen bestellen, durfte darauf rechnen, bei seinen Morgenvisiten vom Oberfinanzdirector, der ihm einen leichtsinnig gewesenen jungen Unterbeamten empfohlen hatte, einen stummen Händedruck, von dem Gemäldegaleriedirector, der ihm einen Kupferstecher für seine Visitenkarten empfohlen hatte, einen warmen Dank zu ernten, ja die muntere Baronesse von Leuthold, die ihm eine geheime Subscription für ihre alte Gouvernante an's Herz gelegt hatte, drückte ihm vielleicht einen Kuß auf seine einst schön gewesenen Lippen. Er war befriedigt, erheitert sogar. Jakob staunte, daß er seinem Herrn eine glänzende Hofuniform und seine sämmtlichen Orden anziehen mußte. Es mußte damit etwas Geheimes sein. Der Wagen stand vor der Thür. Er wollte einsteigen. Alles war erledigt, nur unten steht noch der Küster von St. Petri und zieht das Sammetkäppchen vom silberweißen Haupt. Er hatte die Pflege eines Grabes zu besorgen, eines Grabes, das den Commerzienrath nahe anging. „Zehn Jahre,“ hieß es, „zehn Jahre habe ich das Grab der in Gott ruhenden Frau Commerzienräthin gepflegt, bin auch endlich dafür bezahlt worden, aber seit Fräulein Agathe verreist ist —“ — „Ich werde Blumen aus meinem Treibhaus schicken.“ — „Auch grünen Rasen?“ fragte der Todtengräber; „und Abends,“ fuhr er schüchtern fort, „begieße ich die Blumen, wenn die Sonne untergegangen ist. Waren so lange nicht draußen, Herr Commerzienrath.“ Diesem aber war unweltliche Störung

unangenehm. Der Alte hatte ja keinen Empfehlungsbrief; von Niemanden, höchstens von einem Schatten!

„Ich gebe nichts," sagte der in seinem Behagen gestörte Mann und stieg ein.

„Das Grab Ihrer guten, seligen Gattin," flehte bittend der Greis.

„Ich will nicht. Das geht meine Tochter Agathe an. Das ist so abgemacht." Damit schlug er das Fenster zu und bemerkte nur noch befehlend über seine Ausfahrt: „Zu meiner Tochter Sidonie!"

Der Todtengräber sah dem rollenden Wagen nach, blieb eine Weile nachdenklich stehen und richtete an eine alte Haushälterin, die schon unter der Commerzienräthin im Hause gewaltet hatte, die Frage, wann die gute Agathe wiederkäme? Die Alte antwortete nicht. Sie war taub. Seufzend verließ der Greis die Schwelle des Hauses, das sich hinter ihm schon geschlossen hatte. Er wurde bezahlt, aber der Commerzienrath wollte nicht so unmittelbar an Kirchhöfe erinnert sein.

II.

Der Wagen sprengte durch die belebten Gassen. Es war Markttag, der Himmel hatte sich aufgeklärt, aus Verdruß vielleicht, sich früh Morgens die Mißbilligung des geistreichen Mannes zugezogen zu haben. Der Commerzienrath fuhr beim portugiesischen Gesandten vorüber, dem er sich vornahm, gelegentlich einen weniger aufregenden Thee zu empfehlen. Alles war heiter und froh in ihm, wie immer, wenn er seine vier Pfähle hinter sich hatte. Er gehörte zu den Naturen, die nur außer dem Hause liebenswürdig sind. Er gestand dies auch selbst ein, ja er nannte sich zuweilen schwach, verwöhnt, eitel sogar, was er jedoch Alles mit so schalkhafter Grazie, nämlich außer seinen „vier Pfählen", that, daß man gezwungen war, ihn des Gegentheils zu versichern. Der Gedanke, daß ihn die stolzen Renner (ein Schimmel und ein Brauner, nach moderner Art zweifarbiges Gespann) zu seiner Tochter Sidonie,

verwittweten Baronin von Büren, brachten, schien sein, von einer knappanliegenden Perrücke jugendlich umschattetes Haupt zu verklären.

Frau von Büren, die berühmte schöne Frau, bewohnte dicht vor dem Thor ein reizendes Landhaus. Ehe der Wagen dorthin gelangte, bekam Wallmuth einen Anfall plötzlichen Entzückens, riß das Fenster des Wagens auf, klopfte und trampelte, man sollte halten, und rief auf die Straße unarticulirte Freudenlaute hinaus. Der Wagen hielt. Der Kutschenschlag wird geöffnet, die Treppe niedergelassen und heranspringt ein allerliebstes zehnjähriges Mädchen, Harriet, Sidoniens Tochter, seine Enkelin. Küsse, Liebkosungen, hundert Fragen und alle auf einmal. Engel — Großpapa — Großpapa — Engel —! Dieser geistreiche, gefühlvolle und reiche Mann war wirklich glücklich! Harriet, die kleine Baronesse, hatte ihm nur Guten Morgen sagen wollen und sollte dann, der Bediente, der sie begleitete, stand in bescheidener Entfernung, in die gymnastische Unterrichtsstunde. Harriet lernte Leibesübung. Das wollte die Mutter aus künstlerischen, der Großvater aus diätetischen Rücksichten. Ueberhaupt ergriff er jede Gelegenheit, sich als ein Mann ohne Vorurtheile, als Jemand, der in Nichts am Alten hing, zu zeigen. Keine verbesserte Kaffeemaschine wurde erfunden, die er nicht sogleich anschaffte und begutachtete. Man konnte immer sicher sein, wenn von einer neuen Entdeckung die Rede war, daß sich schon Wallmuth über sie ein Urtheil gebildet hatte. Man muß gestehen, daß dies, wenn nicht gerade Geist, wofür man es meistens erklärte, doch eine gründliche Bekanntschaft mit der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, verräth.

Nach einigen Küssen und warnenden Verhaltungsmaßregeln ging die liebliche Harriet, bepackt mit einem Papier voll Bonbons, in die Turnstunde. Der Großvater fuhr zu Sidonien. Diese fand er in ihrem Maleratelier. Es war ein wunderbar gelegenes. Natürlich mußte es nur ein Fenster haben, aber es war hochgewölbt, im gothischen Styl, und gab eine Aussicht in Gärten und Felder zum blauen Gebirge hin. An den Wänden hingen Skizzen, Studien, halbvollendete Brustbilder,

auch ein Apparat zum Daguerreotypiren fehlte im Interesse der Landschaftsmalerei nicht. Rechts und links war dies genial ordnungslose Atelier von eleganten Boudoirs und Cabineten der Besitzerin umgeben.

Sidonie schien verstimmt oder zerstreut. Sie lag auf einem Divan hingestreckt, noch in der Morgentoilette, in einem allerdings reizenden Negligé. Neben ihr lag ein Buch aufgeschlagen. Hatte sie darin gelesen und philosophirte sie über das Gelesene, kurz sie behauptete, als der Vater eintrat, prickelndes Kopfweh zu haben. Dieser, der nur zwei Leidenschaften besaß, die für den Ruhm und die für seine Tochter, wollte ihr in diesem Falle keinen Zwang anthun, aber sie sagte mit melodischer Stimme: „Behüte Papa; bleibe nur! Mit allen Deinen Orden! Ich wollt' es so; aber Du siehst wie ein Harlekin aus.“ Sie ging an eine Staffelei, kehrte das darauf verkehrt liegende Gemälde um, es war der Commerzienrath und Ritter Wallmuth, den sie kunstvoll gemalt hatte, der leibhaftige Großpapa der lieblichen Harriet, in der Hofuniform, mit allen seinen Orden, die Sidonien zu malen mehr Schwierigkeiten machten, als die welken Gesichtszüge des alten Herrn. Sidoniens Kopfweh machte, daß Wallmuth zum Sitzen kaum zu bewegen war. Er küßte sein Kind mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers, gab ihr eine Menge Verhaltungsmaßregeln, schlug ihr vor, mit ihm in's Freie zu fahren, was sie Alles einfach mit einer Oeffnung des großen Fensters ablehnte. Nun strömte ein frischer Zugwind, geschwängert von Jasmin- und Hollunderdüften, in das dumpfe Zimmer. Sie sagte: „Ich will Dich heute fertig malen!“ Das entschied. Gegen dieses Will seiner Tochter war der Vater nicht gewohnt, etwas einzuwenden.

Besuche störten den Act nicht, sondern belebten ihn. Die junge Witwe besaß eine so starke Geisteskraft, daß sie malen und sich doch mit Künstlern oder Theoretikern, die sie besuchten, unterhalten konnte. Die meisten von der letzten Art lieferte das diplomatische Corps. Kaufte man nicht jetzt die Farben schon präparirt und gerieben, Sidonie hätte aus einigen Legationssecretairen und Offizieren ihre Farbenreiber wählen können. Man kam und ging. Man brachte Neuigkeiten und

nahm welche mit. Man bewarb sich um Sidoniens Gunst. War sie doch jung, reich, schön! Sie galt für geistreich und sie war es auch. Nicht so, wie man gewöhnlich Frauen geistreich nennt, die nur das Talent besitzen, ewig zu fragen, Alles zu bezweifeln und über Menschen und Dinge nichts als das Gespräch darüber für ausgemacht zu halten, sondern sie besaß positiven, behauptenden, schaffenden Geist, sie konnte sich für eine Meinung erhitzen, sie konnte so lange für eine Ansicht streiten, bis sie merkte, daß ihre Gesichtszüge darüber unschön wurden. Dann brach sie ab. So leidenschaftlich, wie sie wirklich war, wollte sie nicht scheinen.

Sidonie war schon früh von einem Baron von Büren Witwe geworden. Es war ein junger Elegant gewesen, den Sidonie um so liebenswürdiger finden mußte, als ihn alle Welt so fand. Er heirathete sie, sie wurde Mutter und der Vater, ein junger Mann, scheinbar blühend, starb! Ein Herzfehler konnte ihn nicht länger leben lassen. Er starb, als Sidonie noch in der Lebensstimmung war, um ihn zu trauern. Sie war jung, unfertig, und hatte in ihm ein Ideal für Formen der Geselligkeit gefunden. Nach der Trauerzeit wurde sie reifer, las viel, dachte nach, dichtete, malte; da schwand auch die Erinnerung an ihren Gatten. Sie fand, daß er denn doch keine Eigenschaft besessen hatte, die sie dauernd würde glücklich gemacht haben. Sie sagte sich im Stillen, daß er im Grunde unbedeutend gewesen, und das genügte ihr, das Gedächtniß an ihn auf immer zu vertreiben. Sie hatte sich durch Talent und Lebenstact so über die Menge erhoben, daß sie sich durch Verbindung mit etwas Gewöhnlichem nur wieder in die große Masse der Alltäglichen würde hinuntergestoßen gefühlt haben. Sie sprach diese Stimmung offen aus, in Gedichten, Romanen, die jedoch noch nicht gedruckt wurden und nur in sauberen Abschriften circulirten. Ihr Vater wünschte, daß man ihre geistreichen Arbeiten drucken, jedoch nicht verkaufen möchte. Der vornehm gewordene Mann hielt es für eine Profanation des Standes, Bücher herauszugeben, die von Jedem gelesen und von Jedem — beurtheilt werden dürften. Er wünschte, daß man diese Werke der Baronin von Büren nur auf sauberem Velin

leihweise erhalten könnte, daß man sie als „gedruckte Manuscripte" hohen Personen verehren, sie an diejenigen gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, senden und allenfalls einzelnen hervorragenden Charakteren in der Literatur, in Maroquin gebunden, als Angebinde „vollkommener Hochachtung" zum Geschenk machen könnte. Doch verwarf Sidonie diese und andere Pläne. Sie sagte: „Schreiben ist bei mir Krankheit — Druckenlassen wäre vielleicht ein Heilmittel, ist aber ein so gewagtes, daß ich daran, statt gesund zu werden, vielleicht sterben könnte."

Der Vater liebte solche Aeußerungen nicht. Es waren die einzigen, die er von seiner Tochter zu mißbilligen den Muth hatte. Glücklicher machte es ihn, wenn sich Sidonie folgendergestalt äußerte: „Wenn eine Frau von Stande etwas drucken läßt, so erregt ihr erstes Werk Staunen, ihr zweites Neid, ihr drittes Feindschaft. Im Grunde kann man auch nur ein gutes Buch schreiben, wenigstens eins nur, in dessen Lobe sich Alle vereinigen. Der Seelenzustand, den man in diesem Werke ausgesprochen hat und der alle Herzen fortriß, erscheint nur einmal wahr; nur einmal geben die Menschen sich die Mühe, ihn für wahr zu halten; nur einmal strengen sie sich an, ihn zu bewundern. Später, wenn sich die Stimmung dieses Buches wiederholt, erklärt man sie für gemacht, und wenn man sich gar Fortschritte erlaubt, wenn man den Muth hat, künstlerisch reifer und vollendeter zu werden, dann kann man keinen Roman mehr herausgeben, dessen Schluß nicht jede Kammerfrau anders gewendet hätte." Die Genugthuung, die der Commerzienrath über solche Ansichten empfand, wurde nur dadurch gemildert, daß Sidonie ironisch genug war, hinzuzusetzen: „Diese Meinung von Büchern soll freilich nicht hindern, daß ich deren vielleicht ein halbes Dutzend drucken lasse."

Das Gespräch der anwesenden Morgenbesuche wurde lebhafter, heiterer. Auch Sidonie ging auf diese Stimmung ein. Der Vater fragte, ob ihr Kopfweh verflogen wäre. „Nicht ganz," sagte Sidonie. — „Und doch suchst Du mich zum Lachen zu stimmen?" fiel Wallmuth ein. — „Damit Du im Bild ein freundliches Gesicht machst," bemerkte Sidonie. — Ihr Vater hätte sie umarmen mögen. Sein Auge verklärte sich.

Er war glücklich, der Vater eines Wesens zu sein, dem man so sichtlich bemüht schien, Interesse einzuflößen. Der Stolz wuchs, als einer der berühmtesten Bildhauer angemeldet wurde, der vom Hofe berufen war, einige seinem Genie anvertraute Kunstideen auszuführen. Der stolze Künstler, der, wie so viele seiner Kunstgenossen, durch Glück und Auszeichnungen ein großer Herr geworden war und sich in die Hände einiger talentvoller Schüler, die auf seinen Namen arbeiteten, gegeben hatte, wollte nicht unterlassen, einer so berühmten Dilettantin, wie Sidonien von Büren, seine Aufwartung zu machen. Der Bildhauer, er hatte den Titel Geheimrath, sprach mit Bewunderung von dem Gemälde, war aber so sehr schon Weltmann geworden, daß ihn die Orden Wallmuth's, er trug selbst ein Band im Knopfloch, länger aufhielten, als man bei der Genialität eines Schülers Michel Angelo's hätte voraussetzen sollen. Er erkundigte sich eifrig, ob jener Stern ein Stern erster oder zweiter Klasse wäre, verweilte lange bei dem Unterschiede der Einfassung des griechischen Erlöserordens von der des portugiesischen Christusordens und sagte dann erst: „Ich würde mir ein Vergnügen machen, diesen Kopf zu modelliren, wenn dies nicht hieße, mit einem Gemälde wetteifern, das unübertrefflich ist.“ Während sich das Gespräch des kleinen Zirkels auf die Werke ausbreitete, zu deren Vollendung der große Meister berufen war, sann Wallmuth darüber nach, was er wol thun konnte, um seinerseits diesen Mann, der ihm und seinem Kinde so viel Verbindliches gesagt hatte, zu ehren. Da die Bildhauer mehr mit dem Tode als mit dem Leben zu thun haben, so fiel ihm die widerliche Störung von heute früh ein und brachte ihn auf einen Vorschlag, den er mit schüchterner Ehrerbietung dem berühmten Künstler zu machen wagte. „Schon lange sehne ich mich,“ sagte er, „für das Grab meiner Frau......“ hier traten ihm die Thränen in die Augen, wirkliche Thränen! Er weinte — — die Versammlung ehrte seinen Schmerz und schlug die Augen nieder. Wallmuth sammelte sich und fuhr fort: „Es ist eine düstere Seite im edlen Berufe des Bildhauers, sich so viel mit dem Tode beschäftigen zu müssen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Herr Geheimrath mir die Ehre erwiese, über das Grab

meiner guten Luise aus carrarischem Marmor —" Er stockte wieder. Sidonie mußte ergänzen, was er ohne Zweifel sagen wollte. „Der gute Vater!" sagte sie. „Er hängt mit innigster Zärtlichkeit an meiner zu früh verstorbenen guten Mutter. Aber, Papa, kein Mausoleum für sie allein! Eine Begräbnißhalle für die ganze Familie!" — Dabei fixirte sie den Vater. Dies war für den alten Mann zu viel. Er weinte zuletzt besonders deshalb, weil Sidonie mit ihm sterben zu wollen schien. Der Geheimrath war ebenfalls gerührt und die übrige Gesellschaft gab sich das Wort, diesen schönen Zug edler Herzen, diesen Beweis eines sanften Gemüths von Seiten des Commerzienrathes heut' Abend überall da zu erzählen, wo man gewiß war, daß er selbst beim Whist an den Vorfall wieder würde erinnert werden. Dem Vorfall mit dem armen Grabespfleger von heute früh, der für seinen Rasen, seine Blumen und den erquickenden Thau seiner Gießkanne vielleicht auf ein Jahr mit fünf Thalern zufrieden war, hatte nur die alte Wirthschafterin zugehört und die war taub, nur der Bediente, und der war beschränkt. Den Vorfall mit dem Mausoleum, das vielleicht fünftausend Thaler kosten konnte, erfuhr die ganze Stadt, ja, da der berühmteste Bildhauer es fertigen sollte, vielleicht die Welt.

Der Geheimrath sagte mit Vergnügen zu und ging. Die Anderen folgten. Es war eine Stille eingetreten. Wallmuth bereute es doch, daß er sich so hatte überraschen lassen, er rechnete. Sidonie, die Schwächen ihres Vaters durch und durch kennend, biß sich ironisch auf die Lippen. Die peinliche Stimmung dauerte eine Weile, dann sprang Harriet, die aus der Turnstunde kam, wild dazwischen. Sie kletterte auf einige Tische, um von einem Schrank herunterzuspringen, kugelte sich auf dem Sopha kopfüber, reckte sich so entsetzlich, daß ihr die Arme knackten. „Flegelhaft mußt Du nicht werden!" rief der Alte zornig. Er hatte das Bedürfniß, sich über eine unangenehme Empfindung an irgend Etwas auszutoben. Sidonie, der diese Morgensitzungen langweilig zu werden anfingen, bat ihn, seiner Orden wegen, nur noch eine halbe Stunde ruhig zu sein, und damit er einen Gegenstand fand, seinen Zorn abzukühlen, war der Zufall so günstig, gerade in diesem

Augenblick einen Brief von Agathen zu bringen. „Wie schwer, wie dick, wie lang wieder!“ rief der Commerzienrath. „Ich sterbe noch an diesen bornirten Briefen.“ — „Harriet soll ihn uns vorlesen,“ sagte Sidonie. Harriet war schwer dazu zu bringen. Aber sie mußte, der Großvater wollte es. Er wollte es nicht wegen des Inhalts, der ihn keineswegs zu spannen schien, sondern damit Harriet nach ihren Leibesübungen nun auch wieder „ein geistiges Gegengewicht“ bekam. „Glücklicherweise versteht sie den dummen Inhalt nicht,“ brummte er. Damit setzte er sich wieder in eine Attitüde, Sidonie malte, und Harriet, die wol wußte, daß ihr wunderlicher Großvater vor der Welt zwar immer nur Zuckerwerk, unter vier Augen aber auch manchmal Ohrfeigen austheilte, las mit stotternder furchtsamer Stimme Agathens Brief.

III.

Dieser lautete:

Schönlinde, 6. Juni.

„Theurer Vater, herzliebe Schwester! Jedesmal, daß ich die Feder ansetze, um an Euch, geliebte Menschen, zu schreiben, scheint es mir ein Verbrechen, daß ich mich in diesem ländlichen Aufenthalte so glücklich fühle. Ich kann aber nicht anders! Ich kann ja auch diesen ewig blauen Himmel, diese duftenden Gärten nicht kränken, ich muß mit Lobgesängen davon reden, von dieser Pracht und Herrlichkeit Gottes, ach! von diesem reizenden Schönlinde. Es ist auch zu schön hier! Für mich gewiß, die ich schon mit weniger Grün, mit weniger Blumen zufrieden wäre. Brauche ich Berge, brauche ich solche Thäler? Verdiene ich diesen blauen Spiegel des großen Sees, der sich in seiner majestätischen Größe wiegt und schaukelt und dessen Ufer erst von unzähligen kleinen, oft bunten Kieselsteinen besäet und dann mit Obstbäumen bepflanzt sind, die bald unter der Last ihrer reifenden Früchte seufzen werden? Das solltet Ihr blitzen sehen, wenn man nach einem Regen wieder in die erfrischte Natur hinaustritt und darüber die

Sonne wegscheint, über die nassen Kräuter und Gräser, die tropfenden Sträucher und die großen, großen Bäume, denen man ansieht, wie wohl ihnen ist nach dieser Erquickung! Ich kann mich nicht satt sehen und denke mir manchmal, wenn ich das Alles mit meiner kranken Brust so recht einsauge — ein besserer Geschmack als die säuerlichen Molken — das Herz müßte mir springen, weil's zu schwer, zu frisch, zu reich für mich ist. Seid nicht böse, daß ich von meinem Uebel rede. Die Molken bekommen mir übrigens gut.

„Nun kann ich wol sagen, Ihr edlen Menschen, nun fehlt nur Ihr noch, um mein Glück zu vollenden! Aber Ihr habt wol noch Schöneres gesehen, wenn es Schöneres geben kann. Vor zwei Jahren freilich da waren Eure Briefe aus Italien prächtiger und die aus der großen und wilden Schweiz noch schöner als die aus Italien, aber ich las das damals so still in meinem Stübchen, wo ich nur kleine Resedatöpfchen vor mir hatte und nicht einmal in Sidoniens Garten laufen konnte, weil Ihr den Schlüssel an Andere gegeben hattet, die ich nicht darum bitten mochte. Wer weiß, ob jetzt der Zauber noch so groß wäre, wenn ich das hier noch einmal lesen wollte in meiner Geißblattlaube, die sich dicht an einen Hügel lehnt, von welchem ich über mir in lustigen Sprüngen eine Quelle hinunterhüpfen höre, die oben aus dem alten Klosterhofe kommt. Oben steht ein altes Kloster, liebe Sidonie. Es ist aber jetzt nicht mehr von Mönchen bewohnt, sondern ein Schulgebäude geworden, wohin die Kinder der ganzen Gegend in die Schule gehen. Die armen Kleinen patschen immer barfuß hinauf den steilen Berg, der oft vom Regen glatt ist, Jedes hat sein Büchelchen unter'm Arm und eine Schiefertafel, die es wie sein Leben hütet. Neulich fiel einem seine Tafel entzwei; so bitterlich habe ich noch nie Einen in der Welt weinen hören. Als unsere gute Mutter starb, haben wir selbst nicht so wehmüthig geweint, wie dieser kleine Andres über seine zerbrochene Schiefertafel weinte. Ich schenkte ihm eine neue."

Als Harriet im Vorlesen des Briefes bis an diese Stelle gekommen war, sagte der Commerzienrath, sichtlich von dem Briefe geärgert: „Es ist doch wahr, das Mädchen ist wirklich

dumm! Erinnert diese Geschichte nicht an jenen Brief, in dem sie uns über nichts geschrieben hat, als über das angenehme Knirschen, wenn Ziegen Gras fressen?" Sidonie lächelte. Die Kleine aber, der die Geschichte vom Andres mit der zerbrochenen Schiefertafel gefiel, fuhr fort: „Von der Klosterschule — sie ist evangelisch, wie die ganze Gegend — muß ich aber, und selbst auf Gefahr hin, Euch zu langweilen, noch mehr sagen. Der vordere Eingang ist prächtig und sticht gegen die bescheidene alterthümliche Bauart des Uebrigen ab. Man hat diese Eingangspforte erst in späteren Jahren gebaut. Tritt man hinein, so ist Alles dunkel, winklicht, gothisch, bis man dann wieder in den Kreuzgang kommt, wo die Kinder spielen, Knaben und Mädchen, die, wenn sie ganz klein sind, hier zusammen unterrichtet werden. Was sind die Kinder froh, wenn sie aus den dumpfen Schulstuben kommen! Ich bin schon so bekannt mit ihnen, daß sie mich alle grüßen. Denke Dir, Sidonie, ich stehe dann gewöhnlich an der Quelle, die in der Mitte des Kreuzganghofes entspringt und aus einem alten Granitbassin mit einem pauspackigen Wassergott in der Mitte weiter geführt wird bis hinunter nach Schönlinde. Die Kleinen kommen erhitzt und wollen trinken. Ich hindere es aber und sorge, daß sie sich Alle erst abgekühlt haben. Dann erst lasse ich Jeden heran. Natürlich trinken sie nicht aus Gläsern oder Bechern, sondern mit der flachen Hand, oder sie legen den Mund ohne Weiteres in den Trog hinein und schlürfen das reine felsenkühle Wasser."

„Und dies schöne Trinkwasser," fiel der Commerzienrath lachend ein, „fließt dann wieder nach Schönlinde hinunter?" Er lachte dermaßen, daß sich seine Orden bewegten. „Still, still, Väterchen," bemerkte Sidonie, „ich bin gerade bei der Emaille des kleinen blauen Sterns." Harriet, die sich an diesem Klosterhofe einen Tummelplatz für Turnübungen träumte, fuhr glückselig fort: „Vergebt, daß ich Euch mit Dingen unterhalte, die mir selbst gedankenlos erscheinen müßten, wenn ich nicht in der Lage wäre, ein Geständniß daran anknüpfen zu müssen, das eine der wichtigsten Beziehungen meines Daseins betrifft."

Sidonie hielt einen Moment mit der Arbeit inne. Wall=

muth horchte hoch auf. Harriet las: „Ja, geliebter Vater, theure Schwester, nehmt die Anfänge dieser Zeilen für das verlegene Stottern, mit welchem man sich den Weg zu einem Richterstuhle zu bahnen sucht, von welchem herab über unser Herz auf Tod und Leben geurtheilt werden soll. Ach, ich habe es zu umgehen gesucht, habe den Brief in einer Absicht begonnen, mit der ich ihn nicht enden kann, ich kann nicht verschweigen, nicht zurückhalten, was mein tiefstes Innere bewegt. Seid gut und milde in dem Augenblick, da Ihr dies leset! Seid menschlich, nicht stolz, nicht vornehm — vergebt, daß ich Euch um eine Nachsicht bitte, die Ihr mir Armen ja stets habt angedeihen lassen!"

„Was will sie?" fragte Wallmuth erstaunt.

„Ich bin," fuhr Harriet im Lesen fort, „nach Schönlinde gegangen, wie der Herr Hofmedicus von Müller es wollte, meiner Gesundheit wegen. Die Beängstigungen und Beklemmungen meiner Brust haben sich etwas gelindert, aber wol mehr durch die Landluft als den Genuß der Molken, den ich jedoch fleißig fortsetze. Was mich dagegen von anderer Seite her beunruhigte, war die sichtliche Verlegenheit, in welche unseren guten alten Eberlin meine Ankunft versetzte. Hatte sich der würdige Mann, aus Dankbarkeit für das Gute, das er einst als Lehrer der Mutter im Haus ihrer Eltern genossen, übereilt, indem er uns meine Aufnahme in seine trauliche Pfarrwohnung zusagte, oder war die Nachricht, daß sein Gottfried von der Universität käme, ihm selbst unerwartet, genug, ich gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als ich, kaum angekommen und eingerichtet in dem geräumigen Fremdenzimmer der Pfarrwohnung, hörte, daß der junge Eberlin in einem Briefe seine baldige Ankunft gemeldet hatte. Der Vater schien überrascht von diesem Besuche, er hatte ihn nicht erwartet. Gottfried war im Begriff, sich als Doctor zu habilitiren, hatte seinen Plan aber geändert und wollte den Sommer, als Candidat der Theologie, bei seinem Vater zubringen. Nun paßte das nicht recht, daß ich gekommen war. Gottfried, dachte ich in mir, wird ankommen, sich nach den besten Winkeln und Plätzen seines traulichen Elternhauses umsehen und sich in seinem Frieden, in seinen gelehrten Ar-

beiten gestört fühlen. Dagegen meinte der Pfarrer, daß ich mich vielmehr oder Ihr Euch in meinem Namen zu beklagen hättet. Das Haus ist zu klein, sagte er, man wird finden, daß der Anstand verletzt wird, und so wollte er Gottfrieden abschreiben. Das konnte ich ja aber nicht zugeben und so stritten wir, bis eines Abends ein junger Mann die Gitterthür des Vordergartens öffnete und eintrat, während ich gerade Salat für das Nachtessen breche. Es fiel mir gleich auf, daß der Fremde den geheimen Druck kannte, wie man die Thür von innen öffnet, und wie er schüchtern die Mütze zog und Phylar, statt zu bellen, sich winselnd vor ihm krümmte und ordentlich wie mit Freude um ihn wedelte und heulte, da wurde mir angst und bange und ich sah erschrocken auf mein Eckzimmerchen, auf das gerade die Abendsonne so golden schien. Der alte Eberlin saß und las am offenen Fenster. Wie er den Hund hört, sieht er hinaus, schlägt das Buch zu und ruft erschrocken: Ach, du mein Gott! Da flog er auch schon heraus, der alte Mann, und lag seinem Sohn in den Armen. Das war auf der Schwelle des Hauses. Ich kniete in der Ferne im Salatbeet und mußte weinen, weil ich dabei an unsere gute selige Mutter dachte. Auszuziehen brauchte ich aber doch noch nicht; denn Gottfried hatte es eigen angefangen. Er war schon eine Stunde in Schönlinde, hatte aber sein Quartier beim Schulverweser oben im Kloster genommen, wo es Zimmer die Fülle gab, und der Schulverweser, ein blasser, kranker Mann, war Gottfried's Freund und Schulgenoß und die hatten eine mächtige Freude, daß sie oben beisammen wohnen konnten. Der alte Eberlin lachte und meinte, sie sollten's nun auch so lassen. Jetzt bitte ich, lieber Vater und Schwester, hört mir ruhig zu. Gottfried hatte schon von mir gehört gehabt. Daß er mich nicht stören wollte, gefiel mir. Sein blasser Freund nannte mich oben immer gnädiges Fräulein und war sehr schüchtern. Gottfried schien mir aber noch schüchterner, denn er redete gar nichts, außer mit dem Vater, der nach der ersten Freude des Wiedersehens nicht mehr so zufrieden mit ihm war wie Anfangs. Du verlierst nun wieder einen ganzen Sommer, sagte er ihm, und bringst es in Deinem Leben zu nichts. Gottfried stützte

den Kopf in den Arm und sah in den Teller. Auch schmecken wollte es ihm nicht. Du solltest Doctor werden, sagte der Vater, und kommst als Candidat. Zum Prediger taugst Du nicht. Laß mich nächsten Sonntag predigen! antwortete ganz still der arme Mensch. Der alte Eberlin sagte mürrisch: Wenn Du Dich dazu nicht verunreinigt hast! Ich verstand das nicht. Sie schwiegen. Dann kamen sie auf andere Dinge und sagten sich zuletzt versöhnt gute Nacht.

„Ich gehe ängstlich um etwas herum, was ich sagen will und sagen muß. Aber verschweigen werde ich nichts. Das war schon vor drei Wochen, damals, wo ich so verkehrte Briefe schrieb. Gottfried's Predigt hatte mich verwirrt gemacht. Er sprach so leise, daß die Landleute nicht mit ihm zufrieden sein konnten. Ich aber verstand ihn und begriff Alles, was er sagte, und als er zuletzt betete und zum Segen kam und den Segen nicht, wie ein ordentlicher Pfarrer gab, sondern ihn auch auf sich herabflehte und sagte: Der Herr segne uns und behüte uns —! da war ich in Thränen verloren und hätte sterben mögen. Ich kam nach Hause und wußte nicht wie. Bei Tische konnte ich nicht zu ihm aufsehen. Den ganzen Tag war mir's, als müßte ich mich vor ihm verstecken. Den Abend, als er mit mir und dem kranken Freund am See entlang spazieren ging und sich dann von mir trennte, dankte ich ihm für seine Predigt.

„Der Schulverweser litt an der Zehrung. Sein Amt ward ihm schwer und sein Gehülfe verstand wenig. So trat manchmal Gottfried für den armen Freund ein. Wenn ich zum Kloster hinaufstieg, hörte ich schon seine Stimme von Ferne; denn die Thüren, die in den Kreuzgang führen, standen auf, weil es heiß war. Ich schlich mich dann über den knisternden rothen Sandsteinboden näher und setzte mich auf einen Schaft der schönen blanken gothischen Säulen, die das Dach des Kreuzganges tragen. Da lernte ich, wie man klar und verständig, zutraulich und doch streng mit den Kindern umgehen müsse, um von ihnen geliebt zu werden. Einmal kam ich zu nahe, man merkte meine Nähe, ich mußte an die offene Thür gehen. Da standen alle Kleinen auf und Gottfried lächelte wie beschämt. Die Ehrenbezeigung ängstigte, das Lächeln rührte

mich, und doch setzte ich mich hinten auf die letzte Bank, um zuzuhören. Gottfried war in Verlegenheit. Ich bekam Muth, und um ihm von dem meinigen einzuflößen, sagte ich, ich will Märchen erzählen. Ich erzählte und seitdem muß ich jeden Nachmittag in den Klosterhof und ein Märchen mitbringen. Einige Kinder küssen mir die Hand, andere schenken mir Büschel von Walderdbeeren und ganz, ganz kleine Bübchen, die kaum sprechen können und nur zur Obhut von ihren im Feld arbeitenden Eltern hierhergegeben werden, pflücken Sternblümchen und bringen sie mir mit verschämter Liebe.

„Der alte Eberlin wollte die täglichen Begegnungen mit seinem Sohne stören. Es ging nicht mehr. Eines Abends —"

Sidonie nahm bei dieser Stelle Harriet den Brief ab und schickte die vom Lesen und Turnen hungrige Tochter hinunter zur Haushälterin. Das Portrait war vollendet. Der Vater sah seine Tochter über Agathens Mittheilungen befremdet an. Diese lächelte und fragte den Alten, ob er den Brief zu Ende hören wollte. Wallmuth war in hohem Grade gespannt und Sidonie fuhr mit einem eigenthümlichen halb spöttischen halb neidischen Gesichtszuge fort:

„Eines Abends, der Vater war zu Bett gegangen, begleitete ich Gottfried, der zum Kloster hinauf wollte, eine Strecke seines Weges. Es war Mondschein im abnehmenden Licht, und Alles still im Oertchen, stiller noch, wenn man hinterwärts den Gartenpfad einschlug und das schlummernde Leben unter sich liegen ließ. Da steht ein großer breitastiger Nußbaum am schmalen Wege und eine alte Steinbank, vielleicht für die Mönche, die zum Kloster hinaufstiegen, ein Ruhesitz, vielleicht einst Station eines alten Calvarienberges. Gottfried zog mich auf die Bank nieder und legte schüchtern seine Hand in die meinige. Es war so sanft und feierlich in der Natur. Drüben glänzte der See, unter uns im Orte schlugen die Uhren zusammen, ein Paar Bursche jodelten und im Gebüsch dicht vor und um uns leuchteten die Glühkäfer. Meine Hand hatte schon öfter in der seinigen geruht, aber nie so lange, nie so ruhig. Ich sah ihn schon seit Tagen leiden, ich sah, sein Herz bedurfte eines Trostes, eines empfänglichen Gegenherzens, dem er sich vertrauen konnte. Der Vater schien

kalt und sonst verstand ihn Niemand, auf der Kanzel nicht, wie viel weniger im vertraulichen Gespräch! Ich wußte nicht, wie ich das nennen sollte, was ihn zu mir zog. Liebe wagte ich's nicht zu nennen; denn ich bin nicht schön, bin leidend, kann Niemand gefallen und habe noch Niemanden gefallen. Ich bin die Tochter eines Mannes, der mich nimmermehr an Gewöhnliches wegwerfen würde, und das Außerordentliche ist nicht gekommen. So ward ich vierundzwanzig Jahre und habe die ersten halb bewußtlosen Träume von Liebe schon hinter mir. Gottfried, sah ich, wollte mir schon seit Tagen von Liebe sprechen, er wagte es nicht. Ich hätte ihm selbst den Muth geben mögen, der ihm zu fehlen schien. Es bekümmerte mich, daß ich ihm so viel Scheu einflößte: ich schämte mich, daß ein so reicher und edler Geist sich vor mir demüthigen sollte und irreredete. Ihn nun hinhalten und zu spielen mit seinem Herzen, kalt erscheinen bei doch innerer Wärme und ihm das Geständniß seiner edlen Brust erschweren, das schien mir unwürdig und vermessen. Und so straft' ich ihn nicht, als er mich an sich zog und von Liebe sprach. Sein Kuß bebte auf meinem Munde und ich gelobte ihm die Treue, die ich ihm ewig halten werde. Er brachte mich an sein Vaterhaus, ich brachte ihn wieder an den duftenden Nußbaum, er mich wieder an das Haus und ich ihn wieder an den Baum, bis es elf Uhr schlug. Da schieden wir, aber ich merkte wol, daß er noch lange um das Haus hin- und wiederging, bis ich die Fenster schloß und mein Lichtchen löschte.

„Das war gestern. Und heute schreibe ich den besten Menschen mir nicht zu zürnen, wenn ich mich Gottfried Eberlin's Verlobte nenne. Guter Vater, Du wirst mir vergeben! Für die Welt, in der meine theure Schwester Sidonie glänzt, bin ich nicht geschaffen. Mutter sagte mir oft, in der Zeit, da sie mich unter'm Herzen trug, hätte sie viel weinen müssen. Ach, nun bin ich auch ein so düsterer Schatten geworden, der Euch so oft in Euerm verdienten Glücke, in dem Lichtäther Eures gehobeneren Daseins stört! Laßt mich ziehen, mich meines Gottfried's Braut und künftige Gattin sein! Er wird sich seinem Vater entdecken und Vergebung erhalten, wenn ich ihm die Eurige bringe. Ich komme nun zurück. Die

Wallungen der Brust, die mir diese aufgeregten Tage verursachten, störten den Erfolg der Cur. Laßt mich an Herzen zurückkehren, die mich nicht verdammen! Schämt Euch nicht der künftigen Gattin eines Geistlichen! Gottfried kehrt rasch zur Universität zurück, um die letzte seiner drei Prüfungen zu vollenden. Er schreibt an Dich, geliebter Vater, wenn Du Ihm sein willst, was Du mir bist! Ich bete zu Gott, daß er mir die Liebe Eurer Herzen erhält, und nenne mich, bewegter als je, empfundener als je, Eure gehorsame Tochter und treue Schwester Agathe."

Von Wallmuth's Stirn hatten sich die düsteren Furchen verzogen. Als Sidonie geendet, sah er diese an und schien an ihrem Auge das Zeichen zu erwarten, wie er sich zu benehmen hätte. Die Anrede, die Agathe aus voller Ueberzeugung an ihn gerichtet hatte, die Voraussetzung, daß er der beste, edelste, zärtlichste aller Väter wäre, rührte ihn und Sidonie, die ihn für solche momentane Erregungen genugsam kannte, hätte grausam kalt sein müssen, wenn sie ihm nicht erlaubt hätte, der Thräne, die seinem Auge entquoll, freien Lauf zu lassen. „Die gute Seele!" sagte sie halb theilnehmend, halb mit einer gewissen ironischen Duldung. Wallmuth konnte nun, um sein Weinen zu verbergen, wieder lachen, lachte und weinte zugleich und sagte dann, „sie soll nur kommen! Mag sie ihn nehmen, wenn er eine Pfarre mitbringt. Zu Höherem verstieg sich nie ihr beschränkter Sinn und wenn man ein bischen Talent für's Vornehme hat, kann man auch jetzt im geistlichen Fach zu einer bedeutenden gesellschaftlichen Stellung gelangen!"

„Eine Hochzeit!" sagte Frau von Büren und schlug satirisch verwundert die Hände zusammen. „Gottfried Eberlin!" setzte sie lachend hinzu, „wie kann man sich in einen Menschen verlieben, der Gottfried heißt!"

„Liebes Kind," meinte der Vater, indem er seinen Hut nahm und Sidonie klingelte, um den Wagen zu bestellen, „in unserm neuen Schwager mußt Du Dir einen blonden langaufgeschossenen jungen Menschen denken, mit unbeholfenem Benehmen, wasserblauen Augen, Röcke tragend mit zu kurzer Taille, Beinkleider ohne Sprungriemen, ewig die qualmende

Pfeife im Munde, Gottes Wort vom Lande! Aber vielleicht läßt er sich dressiren. Sieh unsern Oberhofprediger an!"

„Und Agathe neben ihm," fuhr Sidonie fort, indem sie den Vater hinausbegleitete, „Agathe im Gemüsegarten, Salat lesend, die Schulkinder stricken lehrend, die gute Seele! Ich meine doch, man sollte erst Erkundigungen einziehen, ob auch dieser Gottfried ihrer würdig ist. Sie ist so gutmüthig, daß sie im Stande gewesen wäre, ihn schon darum zu nehmen, damit sie ihm nicht wehe thut —" — Der Vater küßte seine, wie er sie nannte, gefühlvolle und kluge Sidonie, versprach, diese Erkundigungen einzuziehen und stieg die Treppe hinunter. Unten rief er nochmals hinauf: „Sidonie, wie hieß er?" Sidonie rief lachend von oben herab: „Gottfried!" Beide lachten herzlich. Der Wagen rollte von dannen.

IV.

Ein Brief väterlichen Inhalts wurde nach Schönlinde abgesandt, Sidonie legte einen Zettel bei, der im Albumsstyl einen geistreichen Glückwunsch enthielt, und von Agathe erfolgte eine jubelndfrohe Rückantwort, und die Nachricht, daß sie binnen Kurzem wieder bei den Ihrigen eintreffen würde. Auch Erkundigungen über den Sohn des Pfarrers wurden eingezogen. Sie gaben ein unvollständiges, uninteressantes, aber nicht nachtheiliges Resultat. Frau von Büren, die sich noch immer nicht entschließen mochte, etwas von ihren poetischen Arbeiten drucken zu lassen, bemerkte mit feiner Beziehung auf sich selbst: „Geistliche und Frauen sind desto besser, je weniger die Welt von ihnen weiß." Die Anwendung dieses bekannten Schiller'schen Spruches auf die Theologie durfte allerdings neu genannt werden.

Agathe kam an. Eine etwas baufällige Kalesche, mit Körben und Koffern bepackt, führte die Tochter mit einem weiblichen dienstbaren Geist, der sie begleitet hatte, in das väterliche Haus zurück. Man hatte sie so gern, daß ihr von den Hausgenossen Alles freudig entgegenkam, sie inniglich

bewillkommte. Sie stieg aus; eine kleine behende Gestalt, mit dunkelschwarzem Haar, das einem nicht schönen aber feinen Gesichtchen etwas Interessantes gab. Hände, Füßchen, Alles war außerordentlich schmächtig an ihr. Es war eine jener Gestalten, die wir öfter sehen müssen, um uns ihre Züge ganz einprägen zu können; sie fiel nicht auf, sondern verlor sich in's Allgemeine, wogegen auch die einfache bescheidene Tracht keinen Einspruch zu machen versuchte. Man mußte sie kennen, lange und sicher kennen, um von ihr auch nur angehalten, geschweige gefesselt zu werden. Dem aber, der sich die Mühe gab, bei und in ihr zu verweilen, dem mußte sie, wenn auch nicht bedeutend, doch lieb und theuer werden.

Sie hatte die Stunde ihrer Ankunft bestimmt angegeben und dennoch erwartete sie weder Vater noch Schwester. Jener ließ sich nicht in der gewohnten Runde seiner Morgenvisiten stören, diese hatte ihre bestimmten Tage, an welchen man sie in der Galerie vor gewissen berühmten Bildern copirend fand. Dafür erwartete Agathen die ganze Dienerschaft und alle Nachbarn. Sie gab Jedem die Hand und wußte Jeden nach dem Stand seiner Angelegenheiten, wie sie ihn verlassen hatte, zu befragen. Darin war sie Meisterin, in Jedes Kern, in Jedes innerstes Bedürfniß drang sie ein. Selbst der Canarienvogel in ihrem dunkeln Zimmerchen schien sie zu erkennen und hüpfte behend von Steg zu Steg, als wollte er seine Freude verrathen. Freilich kam ihr Alles im Hause dumpf vor, die Fenster mußten geöffnet, die niedergelassenen Jalousieen aufgezogen werden. Was war sie an Luft gewöhnt! An Luft und Sonne! Die alte Haushälterin hatte Blumen auf ihr Zimmer gestellt, sie standen schon seit gestern und neigten welk ihre Häupter. Den Ankömmling selbst fand man wohler aussehend und sprach von der Molkenkur. Von ihrer Liebe, die für ihr Aussehen das Meiste gethan hatte, wußte im Hause noch Niemand.

Die Geschenke, die sie Jedem mitbrachte, brannten sie förmlich. Sie mußte sie rasch austheilen. „Was kann man freilich vom Lande mitbringen?“ sagte sie. Aber Alle waren zufrieden, die Mägde mit ihren bunten Tüchern, die sie von Dorfhausirern gekauft hatte, die Bedienten mit feingeschnitztem

hölzernen Messern und Gabeln, die im Gebirg kunstvoll gefertigt werden, mit schlanken Pfeifenröhren, gestrickten Tabacksbeuteln, und der Secretair ihres Vaters mit einer Cigarrenspitze aus einem Stein, wie solcher im Gebirge gefunden wird. Selbst dem Canarienvogel machte sie ein Geschenk mit einem zierlich geschnitzten Holzringe, den sie in den Bauer hängte und auf dem sich nun Peppi wiegen und schaukeln konnte. So war Alles froh und nur der gute Vater fehlte und die gute Schwester saß in der Galerie und copirte einen Ecce homo von Guido Reni.

Agathe ging in den Garten, wo die Treibhäuser die Hauptrolle spielten. Diese Cactus und Camelien sehen so vornehm auf uns herab, als wollten sie sagen, daß sie für unpoetische Menschen nicht in die Welt gekommen seien! Hier bekam sie keinen andern Gruß, als vom Gärtner, der sie über die frühjährigen Engerlinge und die große Raupenernte unterhielt. Von ihrer Liebe wußte Niemand etwas. Aber der Vater! Das Herz schlug ihr, als sie mit wohlbekanntem Ton seinen Wagen vorrollen hörte. Sie lief was sie konnte durch den Garten und Hof zurück, weil sie ihn noch auf der Treppe zu erreichen hoffte. Aber er war schon in sein Cabinet und von diesem scheuchte einmal für allemal ein Verbot zurück. Sie durfte es ungerufen nicht betreten. Mancher Andere durfte hinein, z. B. Frau von Büren; aber Agathe deshalb nicht, weil sie die Gewohnheit hatte, auf Schritt und Tritt zu räumen und sich einigemal hatte beikommen lassen, die geniale Unordnung dieses Zimmers weniger auffallend zu machen. Fünf Minuten stand sie zögernd, ob sie klopfen sollte. Der Vater war so eigen! Endlich wagte sie, zu räuspern, seine Aufmerksamkeit zu erregen und mit erstickter Stimme nicht weit vom Schlüsselloch zu rufen: „Guten Tag, lieber Vater!“ Da öffnete dieser, eben in einer Umkleidung begriffen, die Thür und, den Kopf herausstreckend, lauteten die Begrüßungsworte: „Was machst Du denn? Du sollst Dich ja anziehen! Frau von Büren erwartet uns ja zu Tisch! Schon halb vier Uhr! Rasch! Rasch!“ Und nun flog sie auch schon und eilte auf ihr Zimmer, um sich anzukleiden. Sie hatte eine außerordentliche Freude, daß die Schwester sie so

schnell sehen wollte. Das ging nun — ein Kleidungsstück nach dem andern — Rosa freilich nicht, was ihr die liebste Farbe war, die sie aber niemals tragen durfte, wenn sie mit Frau von Büren zusammen war, da Rosa ein- für allemal von ihrer Schwester in Beschlag genommen war; aber himmelblau, veilchenblau, erbsengrün, das durfte man ihr nicht nehmen und ihr Mädchen half das Schönste wählen, das Schönste wenigstens von dem, was sie besaß. Nun war es gleich Vier, der Wagen hatte gehalten und auf der Treppe umarmte der Vater mit Innigkeit seine gute Tochter. Sie hätte ihm gern wenigstens noch rasch ihre kleinen Geschenke gezeigt, aber dazu war keine Zeit. Der Vater lebte jetzt nur für die Möglichkeit, sich bei seiner ältesten Tochter zu verspäten. Im Wagen hätte er von Agathens Liebe sprechen können, aber da hatte er sein Auge immer nur nach der Straße gerichtet, um ja keinen Gruß, den er etwa draußen empfing, unerwidert zu lassen. Dabei fand er noch Zeit, einige Male recht „herzlich“ zu sagen: „Ich freue mich doch, daß Du wieder da bist! Und wie gut Du aussiehst! Und Harriet sollst Du sehen! Die klettert auf alle Bäume und springt an einer Stange über eine Barrière von vier Fuß Höhe!“

Fast kindisch freute sich Agathe auf das trauliche Alleinsein mit den Ihrigen. Bei Tische, dachte sie, wird Alles besprochen werden und ich werde von Ihm reden, von Ihm! Hätte sie ahnen können, daß Frau von Büren schon Gottfried's Namen lächerlich fand! Mit Schrecken bemerkte sie aber schon beim Empfang, daß die Bedienten ihre bessere Livree trugen und daß von einem Familienkreise heute nicht die Rede war. Im Salon oben harrten schon einige Künstler und Gelehrte und der Vater flüsterte ihr zu: „Wie gut Deine Schwester ist! Sie hatte heut' ein Diner und war sogleich bereit, Dich mit einzuladen!“ Agathe hätte gewiß ihrer Schwester dafür innig gedankt, wenn sie Gelegenheit gehabt hätte, sie sogleich zu umarmen. Die schöne Frau erschien aber erst nach einer kleinen Weile, in rauschendem Gewande, bezaubernd und effectvoll. Ohne aber im Geringsten der Herren, die sich verbeugten, zu achten, rief sie wirklich: „Ach, Agathe!“ legte ihren schönen Arm mit den langen, diesen halb bedeckenden

Glacéhandschuhen um die Schulter der Schwester und drückte sie an die weichgebauschten Falten ihres seidenen Brustlatzes. Da sie Rosa trug, so war es in der Ordnung, daß sich Agathe nur erbsengrün producirte. Im Bewillkommnen der Herren meldete der Bediente, daß angerichtet wäre. Der durch seine Reisen bekannte Legationsrath K. führte Agathen zu Tische.

Verspätet kam Harriet gesprungen und fuhr rasch, ohne sich viel um die Anwesenden zu kümmern, mit ihrem Löffel in die schon servirte Suppe. Da sah sie die Tante und, theilnehmender fast als Alle, ließ sie die Suppe fahren und herzte erst die Tante. Der Großvater fand das viel zu unmanierlich und empfahl Harriet Sorgfalt für ihre langen Kleiderärmel, die sie fast in die Suppe getaucht hätte bei Gelegenheit der Umarmung. So dämpfte auch hier wieder die Etikette die Natur. Und doch wurde Harriet eigens für die Natur erzogen! Sie kam so eben, frisch und rosig, aus der kürzlich errichteten Schwimmschule für junge Damen von Stande. Sidonie berichtete dies und der Gegenstand des Tischgespräches wurde die Frage, ob es gut wäre, daß Damen schwimmen lernten. „Es eröffnet sich mir," sagte der fremde Gast, den Sidonie durch das Diner ehren wollte, ein berühmter Zerrissenheitsdichter, „es eröffnet sich mir eine neue Aera für den gesellschaftlichen Roman, wenn ich mir denke, daß künftig nicht mehr von den ewig reitenden Indianen, Valentinen und Faustinen, sondern von schwimmenden die Rede sein wird. Wie wir früher die Seeromane hatten, werden wir jetzt die Flußromane bekommen, die Periode einer Literatur, die man vielleicht, im Gegensatz zum Salzwasser des Meeres, die Süßwasserromantik nennen könnte —!"

Der Legationsrath, der Vielgereiste, fiel beistimmend und ergänzend ein: „Es sind auch die Seebäder bereits dieser neuen Entwickelung der Literatur entgegengekommen. In Ostende hat die grüne Meereswoge längst erreicht, was einer George Sand unmöglich war. Das Meer hat die Frauen emancipirt. Ich erstaune, daß unsere im Allgemeinen schon auf den Strand gekommene Literatur sich den Strand von Ostende hat entgehen lassen. Ein Roman, der sich beim

feuchten Begegnen in den Umarmungen Amphitritens anspinnt, eine Liebe, die sich entzündet, während zwei Wesen den elektrisirenden Schlag einer und derselben heranrollenden Welle abwarten, ist noch nicht erfunden worden."

Wallmuth glaubte es den Rücksichten schuldig zu sein, daß er das Gespräch von Harriet's Schwimmstunden auf ihre Leistungen im Turnfach ablenkte. Der berühmte Bildhauer, der gleichfalls zu den Geladenen gehörte und mit dem größeren Theil seiner Orden gekommen war, bemerkte, daß dies die plastische Seite der neuen Erziehung wäre, und setzte hinzu: „Wenn die Schwimmkunst mehr den Maler interessiren muß, da Najaden und Nixen ganz eigentlich in sein Bereich gehören, so sind die turnenden Frauen eine desto größere Ueberraschung für den Bildhauer. Der Sinn für Formenschönheit wird eine angemessenere Pflege finden. Die ursprüngliche Hinneigung zu meiner Kunst, die, wie ich glaube, im Geschmack tiefer begründet ist, als der Sinn für Malerei, wird sich freier herausstellen, als es bei den störenden früheren Vorurtheilen möglich war. Es gab Zeiten, die ich selbst erlebt habe, wo bei den öffentlichen Kunstausstellungen, die der Malerei und Plastik zu gleicher Zeit gewidmet waren, die Säle der Bildwerke immer leer standen, während man die der Gemälde überfüllt antraf. In Berlin hatte man auch deshalb das Auskunftsmittel getroffen, einen Theil der Gemäldegalerie von dem andern durch den dazwischen gelegenen Saal für die Bildwerke zu trennen, so daß Jeder, der den einen Theil besucht hatte, um zum andern zu gelangen, gezwungenermaßen einige Aufmerksamkeit den Gegenständen der Plastik widmen mußte. Aber da hätte man sehen sollen, wie die Frauen mit niedergeschlagenen Blicken vorüberhuschten, um nur durch die Bildwerke schnell hindurch wieder hinüber zu den trauernden Juden und den trauernden Königspaaren zu gelangen. Ich zweifle nicht, daß diese Vorurtheile mit dem Anblicke turnender junger Mädchen und Frauen immer mehr verschwinden werden."

Der fremde Dichter warf einen langen geistreichen Blick auf Harriet und sagte nach einer Pause: „Je länger ich dieses liebliche Wesen betrachte, desto schöner gruppirt sich mir schon

eine künftige Dichtung, in welcher die liebliche Harriet die Heldin sein müßte. Ich denke mir einen Roman, der in der Herzensentwickelung eines weiblichen Wesens, das in seiner Jugend schon schwimmen und turnen lernte, unstreitig Alles übertreffen müßte, was wir schon in dieser modernen Sphäre besitzen."

So und in ähnlicher Weise glitt das Gespräch belebt und anregend vorüber. Wie konnte freilich Agathe daran Theil nehmen? Waren das Handgriffe, die aus dem zarten Gesaite ihrer Seele einen Ton hervorbringen konnten? Aber etwa das Thema dieses Gespräches darum zu verurtheilen, das fiel ihr nicht ein. Nur im Stillen dachte sie bei sich selbst: „Ob wol Gottfried darüber etwas zu sagen wüßte?" Sie hing diesem Gedanken so lebhaft nach, daß sie, als Sidonie so gütig war, auch einmal eine Frage an sie zu richten, diese überhörte und glühendroth vor Scham wurde, als der Vater mit strengem Blick sie erinnerte, ob sie Sidoniens Frage nicht gehört hätte. Sie sah fragend die Schwester an, diese hatte aber schon einen andern Gegenstand ergriffen und kam auf die Kleinigkeit nicht zurück. Das machte sie doppelt verlegen und zog ihr vom Vater einen Blick zu, der ihr durch's Herz fuhr.

Nach Tisch war es besser. Man erhob sich und Frau von Büren hatte es so einzurichten befohlen, daß man den Kaffee im Garten unter einem ausgespannten Zelttuche trank. Um den Herren das Rauchen zu gestatten, hatte sie die Gewohnheit, selbst eine kleine spanische Cigarre anzuzünden, die sie jedoch kaum einen halben Zoll weit ausrauchte. Den Moment, wo ihr Taback verglomm, benutzte sie, um sich zu Agathen zu setzen, mit Freundschaft ihre Hand zu ergreifen und zu sagen: „Nun, gute Seele, wie geht es Dir?" Agathe war mit einem Wort, mit dem einen Handdruck ganz in ihrer Gewalt. Sie zog die beiden Hände der Schwester an sich, sah ihr in's schöne Auge und sprach nichts als den glücklichen Seufzer: „Ach, Sidonie!" Sidonie erhob sich und machte sich etwas in den nächsten Sträuchern zu schaffen, wohin sie Agathen mitzog. Sidonie sprach dort erst noch mancherlei Herzliches, aber doch Gleichgültigeres, dann aber, als sie unbemerkt

schienen, sagte sie plötzlich, mit einer lachenden, stark von Ironie gefärbten, aber frauenzimmerlich wohlwollenden Miene: „Also, Agathe, Du liebst?"

Da flammten des armen Mädchens Augen auf. Da ward es licht und hell um sie her, als hätte sie vorher nur Nacht und Nebel um sich gesehen. Da schlug die Brust vor Seligkeit hoch empor und das Herz zuckte wie in einem Wonnekrampf, an dem man lachend sterben könnte. Sie wollte reden, sie konnte nicht. Sie wollte einen Ton der Freude ausrufen, ihre Stimme erstickte. Sie schlang den Arm um den Hals ihrer Schwester und sank ihr, während ein Baum sie vor der Gesellschaft schützte, mit stürmisch hervorquellenden Wehmuthsthränen auf die Brust. Ach, daß es die Schwester war, die nach Ihm fragen konnte, nach Ihm, den sie liebte, so innig, so herzig, so treu! Sie schluchzte nur noch mehr, je mehr es sie drängte zu reden und ihr die Worte nicht kommen wollten. Sidonie war herzlich! Dafür bedeckte sie die Schwester mit Küssen, küßte ihre Hand, nannte sie mit allen Schmeichelnamen der zärtlichsten Schwesterliebe und raffte sich dann von diesem vernichteten, aufgelösten Zustande zur Fassung durch Lachen empor, künstliches Lachen, das bald natürliches wurde und ihrer Schwester das größte Vergnügen machte. „Du sollst von Ihm hören," sagte Agathe in stürmischer Eile, „sollst Ihn sehen! Er ist zur Universität zurückgekehrt, um seine letzten Prüfungen zu bestehen, er ist siebenundzwanzig Jahre, nicht groß, und engelgut. Daß er nur dem Vater gefällt, daß er Dir gefällt!" Und so jubelte sie in einem Entzücken fort. Sidonie mußte sie nur beruhigen, weil ihr Zustand jetzt zu auffallend mit ihrer Schweigsamkeit bei Tische contrastirte und sie doch Beide zur Gesellschaft zurückkehren mußten. Selbst wer nicht tief sah, mußte doch bemerken, daß in dem stillen Mädchen eine Aenderung vor sich gegangen war. Sie kümmerte sich um die Servirung des Kaffees, befahl, daß man den Herren Aschenbecher brächte, hüpfte mit Harriet auf und ab, erzählte ihr von dem kleinen Andres aus der Klösterschule und war auch nicht im mindesten verstimmt, nicht im mindesten gekränkt, als der Vater nach der Uhr sah und bemerkte, es wäre Zeit zum Theater. Er hatte eine Loge ge-

nommen, um das Debüt einer berühmten Sängerin zu hören. Vier Plätze waren zu vergeben. Zwei für den Vater und Sidonien, zwei bot man dem Legationsrath und dem Geheimrath an. Der Zerrissenheitsdichter war dem Commerzienrath zu modern und noch nicht recht vornehm genug. Etwas anders wär' es gewesen, wenn er schon den Hofrathstitel gehabt hätte, den er sich später von einem Fürsten, dem er schmeichelte, erwarb. Harriet mußte englische Stunde nehmen, die vier Inhaber der Loge fuhren in die Oper und Agathe wanderte allein, verlassen, zu Fuß, aber glücklich und ohne Groll, ohne Bitterkeit, umklungen vom Echo der Frage: „Also Du liebst?“ nach Hause.

V.

Am folgenden Morgen wußte nun wol Agathe, daß sie mit ihrem Vater eine große Unterredung würde zu bestehen haben. Der Tag ließ sich bereits feierlich dazu an. Der Vater stand früher als gewöhnlich auf und blieb länger allein als sonst in seiner Gewohnheit war. Wahrscheinlich schrieb er sich einige Punkte der Rede, die er Agathen zu halten gedachte, auf; ein in seinen Auseinandersetzungen immer umständlicher und wunderlicher Mann. Agathe wußte, wie sehr er ihre gute Mutter mit seinen professorlichen Anfällen gequält hatte, wie kränkend der armen, zuletzt leidenden Frau seine Frühpredigten und Mittagsunterhaltungen gewesen. Etwas, was er ihr leichthin, mit wenigen Worten und darum doch eben so nachdrücklich hätte sagen können, sagte er ihr wie ein Bruder Redner, ein Meister vom Stuhl. Ja, er hatte die Gewohnheit, wenn er über gewisse Fragen recht bedenklich erscheinen wollte, seine Ansichten, die jedoch meist Befehle waren, niederzuschreiben, das Papier als Brief zusammenzuschlagen und diesen auf den Schreibtisch seiner Gattin legen zu lassen. Die arme Frau hatte immer einen tödtlichen Schreck, wenn sie eine solche Depesche mit der Aufschrift: An meine Frau! auf ihrem Tische liegen sah. Mit bebender Angst öffnete sie dann und

lief sogleich zu Wallmuth hinüber, um mit Thränen ihm Alles einzuräumen, was sein Begehren war. Das Monatsgeld, welches er ihr verabfolgte, wickelte er in geschriebene Klagen ein, in Vorwürfe über die Ausgaben der Wirthschaft, und oft waren es die Kinder selbst, die in ihrer Schürze der Mutter diese Schmerzensgelder hinübertragen mußten.

Trotz dieser Erinnerungen flammte es freudig in Agathen auf, als es hieß, das Fräulein sollte zum Commerzienrath hinüberkommen. Schüchtern trat Agathe bei dem strengen Pedanten ein. Er stand von seinem Lehnstuhl auf, nahm bald die goldene Dose, bald sein seidenes Taschentuch, um damit zu spielen, und fing erst von Kleinigkeiten an, die Agathe beklommen beantwortete. Dann stellte er sich, wie es Redner, die der Lichtreiz stört, gern halten, rückwärts an's Fenster und sprach, indem er ab und zu sich umwendend zur Straße hinuntersah: „Meine Antwort auf einen Deiner letzten Briefe, Kind, hat Dir schon zeigen können, daß mein weiches Gemüth Deinem Glück nichts in den Weg legen will. Indessen erheischt die Wichtigkeit der Angelegenheit doch, daß dabei noch manche Punkte von meiner väterlichen Fürsorge erwogen werden. Ein Herz, wie das meinige —"

Hier machte eine Anmeldung, die sich Jakob, der Bediente, erlaubte, eine unangenehme Störung. Der unterbrochene Redner verwies jedes Wiederbetreten der Schwelle, bis er selbst klingeln würde. „Ein Herz, wie das meinige," fuhr er fort, „will nur das Wohl seiner Kinder. Mein Leben floß nicht immer heiter dahin. Zwar war irdische Sorge, Sorge um des Lebens irdische Güter mir fremd; denn mein Vater hinterließ mir ein wohlgeordnetes Geschäftswesen, eine völlige Freiheit von der trüben Nothwendigkeit, an meinen Erwerb selbst Hand anzulegen. Ich bekam früh von ihm die Aufgabe, nur den Glanz seines Hauses zu mehren und durch den Duft einer feineren Bildung, den Duft jener Farben-, Leder- und Gewürzstoffe zu verscheuchen, welche die Grundlage unseres geschäftlichen Wohlstandes waren. Deine Mutter, ach, ob sie meinen vielleicht geringen Werth zu schätzen verstand?!" — Agathe, von Rührung ergriffen, legte ihren Arm auf seinen Nacken und zeigte ihm das Bild der Verewigten, das über

dem Schreibtische hing. Wallmuth, der den feinsten Takt für die Momente hatte, wo die Welt es liebt, daß die Herzen aufthauen, sah das Bild mit feuchten Augen an, ging an einen Schrank und nahm ein Kästchen heraus, das er behutsam öffnete. Das ist der Schmuck Deiner seligen Mutter! Ich schenke ihn Dir am Tage, wo Du Dich vermählst! Agathe sah mit Wonneschauer diese heiligen Reliquien. Es fiel ihr nicht ein, daß Sidonie am Tage ihrer Vermählung vom Vater Colliers, Bracelets, Brochen, Diademe erhalten, gegen welche dieser alte Schmuck der Mutter armselig war. Es war der Schmuck ihrer Mutter! Diese Bernsteinkorallen an verblaßten gelbseidenen Bändern aufgezogen, diese plumpgefaßten großmächtigen Rubine mit dicken knolligen Perlen schienen ihr unschätzbare Reichthümer. Ein schwarzes Kreuz, das die Mutter auf der Brust getragen hatte, schien ihr ein Amulet. Wallmuth war zufrieden, daß sich der immer genügsame Sinn seiner Tochter auch jetzt nicht verleugnete.

Nun ging er auf Agathens Wahl über und runzelte nachdenklich die Stirn. „Mein Sinn hat nie nach Auszeichnungen gestrebt,“ sagte er, indem er den Schmuck neben jenes Kästchen stellte, welches seine Orden enthielt, und wieder zuschloß, „nie habe ich äußere Vorzüge über den innern Menschenwerth setzen mögen; allein die Nachricht, daß Du mir einen völlig unbekannten, eben von der Universität kommenden, noch dazu nicht ganz jungen Mann zu Deinem Geliebten machen kannst, hat mich denn doch überrascht. Der Umstand, daß dieser Mann fünf Jahre über seine Universitätszeit hinaus zwecklos an dem Musensitze oder sonstwo verweilen konnte, erscheint mir bedenklich für seine geistigen Fähigkeiten und nur der Zufall, daß Gottfried der Sohn des würdigen Eberlin ist, an dem Deine Mutter schon mit kindlicher Verehrung hing, kann mich mit dem, was gegen ihn spricht, aussöhnen. Ich habe mich über Gottfried erkundigt und erfahren, daß er nach vielem Hin- und Herstudiren und verkehrtem nichtssagenden Experimentiren zu dem Plane, Geistlicher zu werden, zurückgekehrt ist, und das höre ich gern, besonders Deinetwegen! Laß keine unangenehme Erinnerung diese Stunde trüben, Agathe; allein das steht zwischen meiner

Wahrheitsliebe und Deiner Bescheidenheit fest, daß der Himmel, wie Sidonie einmal allzu bescheiden in einem ihrer Gedichte von sich gesagt, Deinem Geist keine Adlerschwingen gegeben hat. Ich kann mir denken, daß Du als die Gattin eines Geistlichen Deinen Beruf erfüllst. Auch würde die Landluft Deiner Gesundheit wohlthun."

Agathe küßte dem Vater die Hand. Er wollte es aber abwehren, weil er, wie er sagte, noch Bedingungen zu machen hatte, die Agathen nicht erfreulich sein würden. „Wann denkst Du, daß Ihr Euch verheirathen werdet?" — „Verheirathen?" sagte Agathe. Sie dachte erst an die Liebe, noch nicht an die Ehe. Sie wurde roth, dies Verheirathen lag ihr so fern, war so wenig in den Gefühlen, die sie jetzt bestürmten, ausgesprochen. Der Vater erwartete aber eine Antwort und so sagte sie beklommen: „Wenn Gottfried ein Amt hat." — „Ich glaube," fiel Wallmuth ein, „für ein Amt gutsagen zu können — wenn Dein Verlobter die letzten Prüfungen bestanden hat. Wie konnte er sich diesen überhaupt so lange entziehen! Genug, Agathe, Du siehst, daß ich Alles thue, was ein liebender Vater nur vermag. Nur gestatte mir zur Sicherheit Deines durch junge Leute nur zu bald gefährdeten Rufes folgende Anordnungen zu treffen: Gottfried wird, wenn er seine Prüfungen bestanden hat, ein halbes Jahr auf Reisen gehen. Ich halte das für nothwendig, weil mir ein Mensch, der nicht wenigstens einen Theil der gebildeten Welt gesehen hat, stets die Empfindung macht, als müßte ihn etwas aus seinem häuslichen Leben hinausdrängen, als würde ihm durch seine bürgerlichen Pflichten ein Genuß vorenthalten, den Manche vielleicht nie erreichen und darum auch ewig grämeln und namentlich im einsamen Landleben Hypochonder sind. Während dieser Reise schreibst Du an Gottfried so viel Du willst, jedoch offen, durch mich, als Einlage für die Briefe, die ich selbst an ihn richten werde. Ebenso werden die an Dich gerichteten Briefe offen durch meine Hand gehen."

Agathe stand wie vom Donner gerührt. Es regte sich in ihrem duldenden Gemüthe etwas wie Einspruch, wie Widerstand. Als aber der Vater die Schatoulle öffnete und eine Rolle mit dreihundert Ducaten herauszog mit dem Bemerken,

daß er die Summe seinem künftigen Schwiegersohn zum Behufe jener Bildungsreise zu schenken beabsichtige, erstarrte sie so vor Schreck über diese an ihrem Vater, ihr gegenüber, wunderbar seltene Großmuth, über diese zwar aller Welt bekannte, ihr jedoch noch nie erwiesene Freigebigkeit, daß sie sich an seine Brust warf und ihren Dank mit Worten aussprach, die in ihrer schluchzenden Stimme erstickten. Wallmuth hielt immer Stand, wenn man ihn in einem großen und blendenden Lichte betrachten konnte. So dazustehen, im Widerschein einer großen That, angeleuchtet vom Verklärungsschimmer einer edeln Handlung; in solchen Attitüden war er Meister. Auch verstand er bei solchen Momenten passend abzubrechen, ihren Effect nicht durch Alltäglichkeiten wieder zu vernichten. Mit einer sanften Handbewegung entließ er Agathen, die mehr schwebend als gehend in ihr Zimmer zurückkehrte.

So hatte sie denn nun das, was ihr so viel Furcht und Beklommenheit verursacht hatte, hinter sich. Sie hatte des Vaters, wenn auch sehr bedingte, doch wiederholt zusagende Beistimmung und fühlte sich besonders glücklich in dem Gedanken, daß Gottfried durch sie nun schon etwas höchst Erfreuliches gewonnen hatte, die Aussicht und die Mittel zu jener Reise, die ihn zwar örtlich von ihr entfernen, ihn aber geistig ihr nur näher bringen konnte. Denn was würde sie nun von ihm noch Alles hören, erfahren und lernen können, sagte sie sich und gedachte mit Wehmuth, daß sie ihm und er ihr nur in gestörter Vertraulichkeit, im beklemmenden Dreibunde mit dem Vater oder gar mit der Schwester schreiben sollten, die nun Alles prüfen und bekritteln würden, was sie beide Liebende sich zu sagen hätten! In einem Briefe, den sie nach der Unterredung sogleich an ihren fernen Geliebten aufsetzte, sprach sie unverholen, obgleich in mildester Form, die Betrübniß aus, ihm noch nicht ganz so gehören zu können, wie sie sich's in Schönlinde unter dem Nußbaum gedacht hätten! Auch von der Reise sprach sie und der dreihundert Ducaten that sie so zart als möglich, aber doch tröstend und nicht ohne einen kleinen geschmeichelten Stolz Erwähnung. Der Vater las diesen Brief, gab demselben in den Hauptsachen

seine allerhöchste Billigung und sandte ihn, mit seinem Petschaft versiegelt, zur Post.

Im Uebrigen entrollte sich nun wieder für Agathen der Kreislauf ihrer alten Pflichten. Sie war des Hauswesens vielbeschäftigte Leiterin. Ein großer Korb mit Schlüsseln war ihr Scepter. Aus diesem wurde bald diese bald jene Vorrathskammer geöffnet. Es hatte sich so Vieles aufgehäuft, was jetzt durch ihre Rückkunft erledigt werden mußte. In den großen Waschkellern des väterlichen Hauses wurde auch Sidoniens Wäsche besorgt. Agathe war es, die der Schwester zu ihren gelehrten Diners die weißen Tischtücher und Servietten lieferte. Gab der Vater selbst Gesellschaft, so hatte sie ihre Noth. Wenn es hieß, ich will einige Gäste sehen, wandelte sie ein Schwindel an. Denn es war schwer, richtiger gesagt, unmöglich, seine Anforderungen zu befriedigen. Agathe saß natürlich an der Tafel, sollte auch mitsprechen, aber ihre Gedanken durften nur in der Küche, im Vorzimmer sein. Aufzustehen und selbst nachzusehen wäre unschicklich gewesen und doch zitterte sie bei der kleinsten Lücke, die sich bemerkbar machte, der kürzesten Pause, die einmal hätte eintreten können. Der Vater war im Gespräch mit seinen Gästen ganz Liebenswürdigkeit, ganz Gemüth und Großmuth; sie wußte aber nur zu gut, daß er seine Rolle wie ein Künstler spielte. Sie empfand diese jeweiligen finstern Blicke, die mitten in einer pikanten Anekdote, die er vortrug, zu ihr hinüberschossen und sie tief verwundeten. Die Gesellschaft trennte sich immer auf das Angenehmste angeregt und Niemand ahnte, wie schwierig es war, eine solche Anregung zu veranstalten. Niemand wußte, daß am Tisch ein Wesen saß, das mitten in den Scherzen, mitten in dem heitern Lachen zitterte. Niemand wußte, daß, nachdem der Kaffee genommen war, über dies Haus, diese Säle eine plötzliche Todtenstille kam und derselbe Mensch, der eben die Gefälligkeit und urbane Weltlaune selbst war, wie im Handumwenden abstoßend, bitter und verletzend sein konnte. „War Alles gut und recht?" fragte dann wol Agathe schüchtern den plötzlich mißlaunig gewordenen Mann. Selten, daß er nichts zu tadeln gefunden hätte, selten, daß er, während er sich noch die Zähne stocherte,

seinem Kinde ein Wort der Ermunterung in jenem Tone gesprochen hätte, mit welchem er eben erst seine Gesellschaft bezauberte. Wenn auch Alles tadellos von Statten gegangen war, eines konnte ja Agathe nicht verhindern, die Schalheit, die nach dem Genusse eintritt, das Gefühl der Uebersättigung, den Zorn, daß man alt wird, die Verzweiflung, daß man von diesem heitern geist- und trüffelreichen Leben scheiden müsse, scheiden und wie bald scheiden! Agathe war schon glücklich, wenn der Vater schwieg und er auf die Frage: „War Alles gut?" die Antwort ganz vermeidend, erwiderte: „Ich will in den Club fahren."

Agathe trug mit Engelsgeduld. Kaum fühlte sie das Verletzende. Sie war seit ihrer frühesten Jugend an Zurücksetzung gewöhnt. Ihre Schwester war es, die das ganze Herz der Eltern, auch der Mutter, die Agathe so liebte, besessen hatte. Sidonie verheirathete sich früh und glänzend, glänzte selbst durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit. Agathe war klein, nicht schön; gewöhnlich, nicht auffallend. Früh nahm ihre Liebe die dienende Gestalt an, früh beugte sie ihren Nacken unter den Fuß der Tyrannei. Wie hätte sie nicht dienen sollen einer Mutter, die von ihr angebetet wurde, dienen einem Vater, der so ernst, so wichtig, so gefürchtet war? Betrete nur Einer mit bescheidener Ehrfurcht den Weg der Pflicht und Mühe, die Schlinge der Ungroßmuth ist ihm von Denen, denen wir dienen müssen, bald umgeworfen und läßt ihn nicht wieder los. Agathe machte keine Ansprüche. Sie war von ihrer Liebe so überzeugt, so sicher darin, daß sie die Anlässe einer unfreundlichen Behandlung nur in sich, in ihrer eigenen Mangelhaftigkeit suchte. Sie sah doch, wie sehr sie gegen die Uebrigen zurückstand, wie konnte sie murren, daß man sie nicht hervorzog! Ihr noch so junges Leben war eine Dornenkette von Zurücksetzungen aller Art. Oeffentlich zwar nie verleugnet, nie vom Vater oder der Schwester mit einer Ungunst behandelt, die der Welt hätte auffallen können, kam sie doch um jede Auszeichnung, jede Freude. Wenn die Schwester im Salon glänzte, mußte sie im Nebenzimmer den Thee machen. Die schlechtesten Plätze im Wagen, im Theater waren auch die ihrigen. Oft war bei Landpartthieen

die Zahl der Mitfahrenden so übel ausgerechnet, daß nothwendig Einer zurückbleiben mußte, Agathe. Und sie murrte darüber nicht. Sie fand's in der Ordnung, ja an den Triumphen ihrer Schwester hatte sie ihr Vergnügen. Sie half Sidonien schmücken, sie entsagte Einladungen, wenn sie nicht die Zeit finden konnte, außer ihrer Schwester sich selbst zu putzen. Agathe hatte trotz ihrer leidenden Gestalt, trotz ihrer schwachen Brust eine schöne Stimme und viel Gehör für die Musik. Da Sidonien Beides fehlte, so wurde — auch Agathens Talent unterdrückt. Es hätte das ihren Uebungen zu viel Effect für die Nachbarschaft, ihren Leistungen im Salon zu viel Widerschein auf sie selbst gegeben. Und das Alles geschah nicht absichtlich. Niemand wollte sie kränken, Sidonie liebkoste sie sogar, wenn sie allein waren; es verstand sich das Alles von selbst. Es war wie bei den Rollenaustheilungen, wenn Sidonie im Winter dramatische Leseabende veranstaltete. Die ganze Gesellschaft würde gelacht haben, wenn man Hamlet las und Einer sich hätte einfallen lassen wollen, Ophelia Agathen zuzutheilen. Ophelia konnte nur Frau von Büren sein, obgleich diese Frau bei all' ihrem Geist, all' ihrer Genialität, all' ihrem poetischen Vermögen die Rolle der Ophelia nicht so vollkommen las, wie sie vielleicht die einfache, geknickte Agathe mit ihrer kindlichen Stimme würde gelesen haben. Diese bekam nur Pagen, Kammerfrauen oder mußte, wenn das männliche Personal nicht ausreichte, sich zur Aushülfe für Verschworene und Mörder im Trauerspiel oder Bediente und Bauernbursche im Lustspiel hergeben, wo sie denn natürlich statt Beifall immer nur Lachen ernten konnte.

Alle diese Verhältnisse hatten seit Agathens Rückkehr von Schönlinde nicht etwa aufgehört, sondern blieben wie sie waren. Ihre Liebe konnte am wenigsten dazu beitragen, ihre Stellung zu heben. Im Gegentheil drückte dies unebenbürtige Verhältniß sie nur noch mehr hinunter. Sie hatte sich mit ihrem Geliebten, Gottfried, die letzte Anlehnung an ihre Geburt, ihre Erziehung und Verwandtschaft genommen. Sie hatte sich in dieser Neigung die Sphäre angewiesen, der sie anzugehören wünschte. Und trotz dieser ironischen Nachfrage ihrer Schwester, trotz dieses ewigen Selbstlobes ihres Vaters, der sich durch

die Duldung einer solchen Neigung ein Wunder wie großer Philosoph dünkte, trotz dieser Nichtachtung ihres Juwels, schloß sie ihn tief in ihr Herz und bewahrte ihm eine heilige, treue Liebe. Sie gab Alles auf, Eines besaß sie, dieses Herz eines Mannes. Man mochte ihr nehmen Ehre, Auszeichnung, Freude, was war das Alles gegen das, was sie besaß! Fast stolz trug sie ihr demüthiges Haupt und dünkte sich groß in ihrer Erniedrigung.

Wie entsetzt mußte sie daher sein, als eines frühen Morgens ihr Vater, noch in Schlafrock und Pantoffeln, in ihr Zimmer trat! Dunkelroth vor Zorn streckte er ihr einen offenen Brief entgegen, den er zerknickt in der beringten Hand hielt. Dieser Elende! Das war Alles, was er im ersten Ausbruch seines Zornes sagen konnte. Agathe, von einer schrecklichen Ahnung ergriffen, nahm den Brief. Er war von Gottfried. Unfähig, ihn zu lesen, eingedenk des väterlichen Verbotes, blickte sie den entrüsteten Mann starr an und erwartete in bebender Todesangst, blaß und wesenlos, was die Ursache dieses entsetzlichen Zornes wäre. „Das zu wagen!“ schrie Wallmuth. „Mir gegenüber! Diese Schamlosigkeit! Ein Bettler mir diesen Trotz! Ein Nichts, das sich aufbläht wider mich, wider mich!“ Unter Agathen wankte der Boden, sie wußte nicht, woran sie sich halten sollte, und wankte mit dem Ausrufe des kläglichsten, mitleidswürdigsten Schmerzes auf den Sessel. „Lies, was er schreibt!“ sagte Wallmuth. Da sich aber Agathe kaum zu sammeln vermochte, so polterte er den Inhalt des Briefes mit den Worten heraus: „Vorwürfe macht er Dir, daß Du eine Liebe so entweihen und sie nur durch dritte Hand könntest pflegen wollen, Vorwürfe mir, daß ich mich zum Vertrauten eines Bundes aufwürfe, den ich ja gebilligt hätte und den die Mitwissenschaft eines Dritten nur zu einer unwahren Komödie herabwürdigen könnte! Den Vorschlag einer Reise weist er von der Hand, weil ihn die Welt nur zerstreuen würde, und selbst wenn er reiste, schließt er, würde er lieber zu Fuß wandern, als mit einem Stipendium, das er sich nicht erworben hätte!“ Agathe fand blitzschnell heraus, daß Gottfried sie nicht anklagte, sie sah nur auf den Vater, auf den sich jetzt vor Ingrimm kreideweiß

färbenden stolzen Mann, der nie gewohnt war, sich in seinen allerhöchsten Anordnungen stören zu lassen. Widerspruch konnte er allenfalls im äußersten Falle da ertragen, wo er von Anderen etwas forderte, da aber, wo er gab und den edeln Mann entwickelte, verletzt zu werden, das konnte er nimmermehr vergeben. Wie er so stand und sie mit Basiliskenblick durchbohrte, fiel sie ihm zu Füßen und flehte um Nachsicht, um Schonung, Vergebung. „Wer ist denn dieser Mensch," war die vernichtende Antwort, „daß er sich gegen einen Mann aufzulehnen wagt, der sich so tief herabgelassen hat, wie ich mich gegen ihn? Das der Dank für meine unendliche Güte, für ein Vaterherz wie das meinige, eine Handlung, die in der Gesellschaft ohne Gleichen dasteht?" Agathe bot Alles auf, ihn zu beruhigen. Ihre Zunge beflügelte sich. Sie versprach, dem Geliebten seinen Irrthum vorzuhalten und bedeckte die Hände des verletzten Mannes mit Küssen, mit Thränen. Alles das war ihm widerwärtig. Er stieß sie von sich. Er zerriß den Brief und warf die Fetzen auf die Erde, zertrat diese und schied mit den Worten: „Die kleinste Zeile, die Du ihm ohne mein Wissen zukommen zu lassen wagst, ist Dein Unglück, Dein Verderben!"

Die Thür wurde zugeworfen. Agathe war allein, auf den Knieen, in Verzweiflung die Hände ringend. Sie war wie ohnmächtig. Sie verstand das nicht. Das konnte sie nicht geduldig hinnehmen, das mußte erklärt, zusammengesetzt, mußte erst ganz verstanden werden, um es nur tragen zu können. Sie erhob sich nur langsam, besann sich und stöhnte sich in Seufzern aus, die erst nach und nach in milden Thränen sich beruhigten. Es war ein endloses Weinen, wie milder Mairegen. Lange, lange währte das. Es war so viel, was aus der Erinnerung in diese Schmerzen mit hineinströmte. Sie sah nun doch, daß sie unglücklich war. Sie fühlte es tief und unheilbar. Die Fetzen des Briefes lagen auf der Erde. Sie sammelte sie und versuchte, sie zusammenzusetzen. Sie konnte deutlich lesen, was den Vater so empört hatte. Wol hatte er geschrieben, was sie schon hören mußte. Offene Briefe an eine Geliebte, sagte der junge Mann, sind Diogeneslaternen am Tage! Die dreihundert Ducaten hatten ihn

verletzt. Sie sann darüber nach und konnte diese Stimmung nicht vollkommen begreifen. Sie war zu sehr daran gewöhnt, die großmüthigen Regungen ihres Vaters bewundert zu sehen. Im Grunde fand sie in dem Befehl, daß der Briefwechsel durch den Vater geführt werden sollte, gerade nichts Anderes als das Privilegium väterlicher Macht und Würde. Daß dabei Wallmuth etwas Apartes bezweckte, ahnte sie nicht. Sie war nicht scharfsichtig genug, die eitle Natur ihres Vaters zu durchschauen und in jenem Befehl die eigentliche, im unverbesserlichen Egoismus entspringende Quelle zu entdecken. Bei Allem dabei sein, bei Allem den Mittelpunkt, in jeder Gruppe die Hauptperson zu machen, das war die Rolle, die er haben wollte. Durch ihn, mit ihm, von ihm — dann Alles! Ohne ihn aber Nichts! Eine solche Natur zu ergründen, lag Agathen fern. Sie sah in des Vaters Handlungen nur Liebe, in seinen Befehlen väterliche Fürsorge und hätte auch nimmer gewagt, dagegen einen Einspruch zu thun.

Die lieben Schriftzüge in der Briefmosaik, die vor ihr lag, sprachen sie so traulich an. Wie gern hätte sie geantwortet! Wie gern den Geliebten von seinem Irrthum, von seinem verletzten Ehrgeiz zurückgebracht! Nun war es ihr verboten. Wol regte sich ein Eva-Gelüst. Sie dachte, wenn ich ihm nun doch schriebe, und wie sie gedacht hatte, setzte sie sich auch hin, schrieb einen langen rührenden Brief voll Versöhnung und guter freundlicher Zurede; aber den Brief abzuschicken, wagte sie nicht. Doch ging sie damit zum Vater und zeigte ihm diese Antwort. Dieser las sie, verzog nicht die Miene und zerriß das Blatt. „Ich, ich werde antworten,“ sagte er kalt, und indem er ihr wiederholt das Verbot, sich in irgend einer Art mit Gottfried in Verbindung zu setzen, einschärfte, wies er sie aus dem Zimmer.

Agathe verlebte nun Tage des tiefsten Kummers. Sich ihrer Schwester zu entdecken, wagte sie nicht; denn sie war gewohnt, in Dingen, die ihren Vater ganz in Anspruch nahmen, keinen Schritt vor- oder rückwärts zu thun. Seit Jahren hatte Wallmuth seine Familie gewöhnt, sich in solchen Haupt- und Staatsactionen nicht zu rücken und zu rühren, sondern Alles, was dabei zu thun oder zu lassen war, seiner Weisheit an-

heimzugeben. Auch sah sie die Schwester seltener denn je. Es schien ihr, als hätte auch diese Leiden, Leiden freilich anderer Natur. So weit sich Agathe in ihre Schwester vertiefen konnte, bemerkte sie wol, daß sich auch diese nicht glücklich fühlte; wahrscheinlich, weil sie zu glücklich war oder in dem Gewühl von Zerstreuung sich gelangweilt, unter ihren zahllosen Bekanntschaften sich einsam, unter den auffallendsten Huldigungen sich ohne Liebe fühlte. Und um Agathens Qual zu mehren, ein Tag verging nach dem andern, ohne daß von dem Geliebten eine Nachricht kam. Sie merkte es dem Vater an, daß auch er ohne Antwort geblieben war. Wochen vergingen. Sie schlich wie ein Schatten dahin. In ihre Wangen trat wieder jene Röthe, die der Hofmedicus durch die Molkenkur vertrieben glaubte. Oft sagte sie sich: „Auch das Letzte, das Letzte hat man mir geraubt!“ Dann sprang sie auf und rief: „Nein, es ist nicht möglich, ich ertrag' es nicht!“

Ein Monat war vergangen. Keine Kunde kam von dem Manne, an dem ihr Herz hing. Der Vater, der seinen Zorn, ohne Antwort zu bleiben, nur an ihr auslassen konnte, würdigte sie keines Wortes, keines Blickes mehr. Die Schwester erklärte sich für krank und zog sich ganz zurück. Harriet wurde in eine Pension geschickt. Agathe war ein Bild des Leidens und rührte doch Niemanden, da sie sich Niemanden entdecken konnte, ja durch ihre Lage gezwungen war, sich jenen häuslichen Geschäften hinzugeben, welche über das tiefste Elend den lügnerischen Schein einer befriedigten und gleichgültigen Alltäglichkeit verbreiten können. So nahte der Spätsommer und mit ihm der Todestag ihrer Mutter. Sie wollte das Grab der Verewigten besuchen und sich dort auf dem grünen Rasen von Herzen einmal ausweinen.

Mit Mühe erübrigte sie sich einige Morgenstunden. Aus dem Kunstgarten des Vaters, der an schmerzliche Begebnisse nicht erinnert zu werden liebte, nahm sie einige Stöcke der Lieblingsblume der Mutter mit und setzte sich in einen Fiaker, der sie vor's Thor an die Friedhöfe führte. Diese „stillen“ Plätze lagen dicht au der großen Heerstraße, waren aber tief genug, um doch dem Geräusch der Welt die liebende Betrachtung und verehrende Erinnerung etwas zu entziehen.

Agathe sah mit Wehmuth, daß sich die Blätter schon gelb färbten. Sie gedachte des Frühlings, in dem sie gekeimt waren, dieses einzigen Frühlings, der nun auch für sie sich so entfärben sollte! Sie fühlte einen Schmerz wie noch nie. Langsam stieg sie an der Pforte des Friedhofes aus dem Wagen und ließ sich von dem Kutscher die Blumenstöcke nachgeben, sich von ihm das schwarze, an den Spitzen vergoldete Eisengitter öffnen und trug mit eigenen Händen ihre Bürde den wohlbekannten Weg hinauf bis zur Schlummerstätte der Mutter. Hierher war sie so oft gepilgert in frühern Tagen und hatte ihre stillen Klagen mitgenommen, nicht um sie hier auf dem grünen Hügel niederzulegen und anzubringen — Vorwürfe waren ihr fern — sondern nur, um dagewesen zu sein, der Mutter näher. Sie kehrte immer gekräftigt wieder heim vom Friedhof. Sie brauchte diese Kraft aus der Geisterwelt, diesen Trost vom Jenseits, der so sanft erhebt, so lind uns zuruft: Trage, dulde, hoffe! Indem sie so weiter schritt, bot sich ihrem Auge ein sonderbar störender Anblick. Sie war in der Gegend des theuern Grabes und entdeckte einen Wirrwar von Steinen und Arbeitern. Was sollte der? Sie suchte das Grab, sie fand seine Stelle, aber der grüne Hügel war niedergetreten; die Arbeiter hatten ihre Kleider darauf geworfen. „O mein Himmel," rief sie, „was geschieht hier!" Indem erblickte sie auch schon den Todtengräber, der ein wenig weiterhin arbeitete, sein Käppchen lüftete und sich der zum Tod Erschrockenen näherte. „O mein Fräulein," sagte der Alte, „was sind Sie so lange ausgeblieben! Was habe ich Sie vermißt, die fleißigste Kirchhofgängerin der Stadt! Ja, sehen Sie da! Ihr Herr Vater hat es nun groß im Sinn mit seiner Seligen! Den Spaten des Gärtners verdrängt der Meißel des Steinmetzen! Es wird ein prächtiges Monument geben, aber kalt und hart!"

So wurde denn wirklich die Idee ausgeführt, von welcher Wallmuth gleich im ersten Schmerz gesprochen hatte, als er seine Gattin verlor. Jahre waren darüber hingegangen. Nun war das marmorne Mausoleum in Arbeit. Die Unordnung machte Agathen einen trostlosen Anblick. Es war ihr, als wären die theuern Gebeine in ihrem Frieden gestört. Sie mußte

diesen Anblick fliehen, es preßte ihr das Herz ab, auch hier sich nicht mehr heimisch fühlen zu können. Traurig nahm sie ihre Blumen und ließ sie auf einem Nachbargrabe stehen. Es war der Hügel eines hoffnungsvollen jungen Mädchens, das der Sturm in der Blüthe knickte. So berichtete ihr's der alte Gärtner.

In Thränen aufgelöst wankte Agathe zur Pforte zurück. Es machte ihr zu großen Schmerz, sich auch von hier wie verscheucht ansehen zu müssen. Diesen Hügel hatte sie so lieb gehabt! Er war ihr ganzes Eigenthum, ihr Asyl, ihre Trostesstätte. Nun war ihr auch das genommen. Es beugte sie zu tief. Sie mußte sich halten, um nicht zu sinken. Auf einer steinernen Bank, die eine Trauerweide beschattete, saß sie wol eine halbe Stunde und betete zum Geist ihrer Mutter und bat sie, sie hinüberzunehmen in ihr stilles Reich. Wer sie sah, hätte glauben mögen, sie beweinte einen eben erst begrabenen Todten. Und war ihr nicht auch eben erst ein frisches, freudiges Leben abgeschieden? Fehlte ihr denn mehr, als nur noch ein schwarzes Trauerkleid? Hier hatte sie Trost gehofft. Sie schied ohne Trost, durchwühlt von einem Schmerz, der ihr die Worte entlockte: „Vergebens! Vergebens!"

Da schweifte ihr Blick in die Weite hinaus. Es fiel ihr in der Ferne ein Strohhut auf mit breitem Rande und einer grünen Schleife daran. Sie hatte in Schönlinde dem Geliebten eine solche Schleife an den Hut genäht. Auch der weiße Staubmantel des fernen Wanderers fiel ihr auf. Er trug grüne Bänder auf den Achseln, wie sie ebenfalls solche Gottfried auf sein Reisekleid genäht hatte. Sie stand erregt auf. Der Wanderer kam näher. Gang, Haltung wurden ihr immer bekannter. Sie mußte sich an einen Denkstein halten, so schwindelten ihr die Sinne. Der Wanderer trug einen leichten Ranzen auf dem Rücken. Das war keine gewöhnliche Erscheinung, kein gewöhnlicher Wanderer. Bald trat er in der Allee licht heraus, bald fielen wieder verdunkelnd die gelben Schatten der Kastanienbäume auf ihn. Nun aber wurde er immer kenntlicher, immer sichtbarer, Agathens Herz pochte, sie sah es, es war kein Zweifel — der Wanderer war ihr Geliebter —! Und mit dem Gedanken: die Mutter sendet ihn

dir! stürzte sie hinunter, die leichte Anhöhe, riß das schwere Eisengitter des Friedhofes selbst auf und lag in des Ueberraschten Armen. Gottfried Eberlin war trotz seines Fußwanderns todbleich, entsetzte sich auch über den Hintergrund des Wiedersehens, den Kirchhof, den er sogleich erkennen mußte, doch war er so bewegt und ergriffen von Agathens Freude, daß es Secunden währte, bis er sich sammeln und die stürmischen Fragen der nun nach allem Leid so überglücklichen Agathe beantworten konnte.

VI.

Agathe hatte einen unruhigen Tag, eine schlaflose Nacht. Gottfried war in einem bescheidenen kleinen Gasthofe eingekehrt. Sie hätte ihn am liebsten sogleich in das väterliche Haus geführt, hätte ihm die schönsten Prunkgemächer desselben zur Wohnung umgestalten mögen. Unterwegs, auf der Heimkehr vom Friedhofe, hatte er ihr in aller Kürze erzählt, daß ihr Vater ihm mit schnöden und wegwerfenden Ausdrücken verboten hätte, des Weiteren an eine Verbindung mit seiner Tochter zu denken. Er hätte ihm dabei ein langes moralisches Kapitel über die Pflichten der Jugend und die Rechte des Alters gelesen und ihn in der That dahin gebracht, sich vorläufig zum Stillschweigen zu entschließen. Inzwischen wäre seine letzte Prüfung glücklich von Statten gegangen, doch kehrte er jetzt nicht als Candidat der Theologie, sondern als Doctor der Philosophie von der Universität heim. Er wäre nun hier, um sich eine Zukunft zu gründen, und sähe, seine Stimme zagte etwas, als er diese Worte aussprach, das plötzliche Wiederfinden seiner lieben Agathe als ein heiliges und bedeutungsvolles Wahrzeichen an.

Das zu hören, that Agathen wohl, und sie hatte nun nichts Ernsteres für das Leben zu thun, als zwischen dem Vater und Gottfried eine Versöhnung zu stiften. Als sie dicht am väterlichen Hause, sich vorsichtig umblickend, Abschied nahmen, hatte der Geliebte noch dies zu ihr gesagt: Agathe,

noch Eines, nennen Sie mich nicht Gottfried! Seitdem ich in Schönlinde predigte und der Gemeinde so unverständlich gewesen bin, ist ein tiefer Riß durch mein Herz gegangen. Ich fühle mich nicht fähig, für die Verbreitung eines Gottesreichs zu wirken, wie es dieser Welt verständlich, vielleicht auch nützlich und heilsam ist. Zweifel, nagende, sind über mich gekommen und ich fühle mich, es mag komisch klingen, aber es ist im Ernst so, durch meinen Vornamen, der mir ewig „Frieden in Gott" verkündigt, förmlich beängstigt, ja verhöhnt; mit einem Wort, ich fühle mich nicht wohl in diesem Namen. Agathe sah den theuern Freund erstaunt an und meinte: „Wie soll ich Sie dann nennen?" Er zog ein Portefeuille aus der Brieftasche, öffnete dasselbe und gab ihr eine zierliche Visitenkarte, auf welcher sie las: Ottfried Eberlin, Doctor der Philosophie. Es war ihr bei dieser Umgestaltung seines eigenen Namens wunderlich zu Muthe und gern hätte sie bittend und prüfend an seinem Auge verweilt. Es klang ihr sonderbar, als der junge Mann sagte: Haben wir doch Alle ein zweites Leben oder sollten es dahin bringen, zum zweiten Mal geboren zu werden. Das Eine giebt uns die Welt, das Andere der Geist; im Einen sind wir abhängig, im Andern frei. Jedermann sollte das Recht haben, sich in einem gewissen Alter über seine Stellung zur Gesellschaft, über seinen Stand, seine Religion, ja selbst über seinen Namen entscheiden zu dürfen. Jeder, der es bis zur Fähigkeit, es zu thun, gebracht hat, sich aus sich selbst zu erzeugen! So habe ich es wenigstens für mich gethan. Ich wollte, ich könnte meinen alten Namen mit Freuden tragen. Ich kann es ja nicht. Ich habe den Frieden nicht und habe Gott nicht. Liebe Agathe, nennen Sie mich von heute an Ottfried. — Agathen schlug das Herz vor Angst, aber auch vor Verehrung. Der Geliebte schien ihr so unerreichbar groß, wahr, gewissenhaft, indeß sie sich klein vor ihm dünkte. Es war etwas Majestätisches in dieser Umtaufe, nichts Kleinliches, Furchtsames. Dann besprachen sie noch rasch, wie sie sich durch geheime Botschaften in Verbindung setzen wollten, und trennten sich mit Innigkeit und glücklichem Vertrauen auf ihre Zukunft.

Die ernsteste und heiligste Aufgabe des wie im Traum wandelnden Mädchens war jetzt die, den Vater und Ottfried — gehorsam wie sie war, nannte sie, wenn auch beklommen, den Theuern gleich so, wie er befohlen hatte — auszusöhnen. Eine unmittelbare Vorstellung an den strengen Mann, wußte sie, würde nicht zum Ziele führen. Wie es anstellen? Sie sagte sich, daß es hier nur einen Weg gebe, den, sich der Schwester zu vertrauen. Sie kannte die unwiderstehliche Gewalt, die Sidonie auf den Vater übte, und so schwer es ihr wurde, mit Liebe bei diesem Gedanken zu verweilen, so bannte sie doch an seine Nothwendigkeit die klügere Erwägung. Nur Sidonie kann helfen! Das stand fest bei ihr, und ängstlich schrieb sie der Schwester einige Zeilen mit der Bitte, ob sie zu einer ihr sehr wichtigen Angelegenheit morgen in aller Frühe ihren Rath in Anspruch nehmen dürfte. Frau von Büren antwortete herzlich und schon nach neun Uhr machte sich Agathe zur Schwester auf den Weg.

Die elegante Frau erstaunte über die Anwesenheit des Geliebten, fand aber vor Allem dessen plötzliche Umwandlung in Ottfried höchst sonderbar, ja wunderlich und originell. „Sieh, sieh," sagte sie nachdenkend, „als Ottfried Eberlin erregt mir dieser Mann eben so viel Interesse, wie ich ihn als Gottfried Eberlin gleichgültig gefunden habe!" Sie versprach ihr Möglichstes zu thun, bedingte sich aber erst die persönliche Bekanntschaft des Fremden. Man kam überein, daß sich Ottfried noch im Laufe des Tages zwischen drei und vier Uhr bei Frau von Büren sollte anmelden lassen. Agathe, überquellend von Dankbarkeit, küßte der Schwester tausendmal die schönen zarten Hände, schrieb auf dem zierlichen eleganten Schreibtisch der Dichterin zwei Worte an Ottfried, die Sidoniens Bedienter in den Gasthof tragen sollte, und eilte dann glücklich und behend nach Hause. Wie schmerzlich ihr Erstaunen, als der Bediente die Rückantwort brachte, Herr Doctor Eberlin bedauerte, sich um jene Zeit versagt zu haben. Auch morgen habe er zur selben Zeit nicht frei, aber wenn es erlaubt wäre, würde er übermorgen etwas früher kommen. Agathe sah darin Hindernisse und Abhaltungen, Sidonie, weltklug wie sie war, schrieb der Schwester: „Gutes Kind,

er wird die Ankunft seiner Garderobe abwarten. Also übermorgen.“ Durch einige Zeilen wurde die in Allem kindlich und unbefangen Fühlende von Ottfried unterrichtet, daß Sidonie recht gerathen hatte.

Das war ein langer peinlicher Tag für Agathen. Sie hatte an ihm von dem Geliebten nichts, als in der Fremdenliste seinen Namen, den der Vater in seiner jetzigen Gestalt nicht kannte, nichts, als beim Vorübergehen vor seinem Gasthofe das Flattern eines Vorhanges an den Fenstern, das sie von ihm bewohnt glaubte. Am Tage, wo er zu Sidonien gehen sollte, schrieb er zur Antwort auf zwei zärtliche Mittheilungen, welche er von ihr empfangen hatte, ein Billet voll Freundlichkeit und Hingebung, das sie deshalb sogleich an Sidonien schickte, weil der Schluß lautete: Von Frau von Büren habe ich so viel Ausgezeichnetes gehört, daß ich mit Spannung dem Augenblick entgegensehe, sie kennen zu lernen.

Sidonie konnte sich nicht verbergen, daß ein Besuch, den man erwartet und erst später zugesagt bekommt, etwas hat, was selbst ohne alles tiefere Interesse einigermaßen beschäftigt. Sie konnte sich nicht verbergen, daß sie auf die Bekanntschaft des jungen Mannes gespannt war. Sie sammelte alle Eindrücke, die sie nun schon durch dritte Hand von ihm empfangen hatte. Sein langes, unentschlossenes Verweilen auf der Hochschule, oder in der Gegend derselben, seine Rückkehr in's Vaterhaus, der Eintritt in den Garten (während Agathe Salat schnitt, sie malte sich's wieder lächelnd aus), seine vorhergegangene rücksichtsvolle Wahl einer anderen Wohnung, um Agathen nicht zu vertreiben, die etwas gespannte Beziehung zum Pfarrer, seinem Vater, die mißlingenden Predigtversuche, die gefällige Aushülfe für den kranken Freund in der Schule, die sanfte und ruhige Art der Verständigung mit Agathen, die stolze Antwort auf die bevormundenden Zumuthungen des Vaters, das Ausschlagen der dargebotenen Summe Geldes zu einer Bildungsreise, deren er nicht mehr bedürftig zu sein erklärte, endlich seine merkwürdige Namensänderung, worin Sidonie einen heroischen Willensact erblickte, Alles das führte sie sich lebhaft vor. Dennoch bei allen diesen günstigen Vorbedeutungen konnte sie die erste Vorstellung, die sie vom

Gottfried gefaßt hatte, nicht ganz aufgeben, die Vorstellung von einem hagern, blonden Candidaten der Theologie. Geistreiche Leute sind träge oder eitel. Ihr erster Einfall bleibt ihnen immer der liebste.

Endlich wurde Ottfried gemeldet. Frau von Büren, um den Eindruck zu erhöhen, ließ ihn in den Salon des mittlern Stockwerks verweisen, wo sie ihn zu empfangen gedachte. Als sie aus ihren Zimmern trat, erstaunte sie über das Rauschen ihrer seidenen Gewänder auf der Treppe. Sie hatte sich fast bewußtlos gewählter als sonst gekleidet. Wie sie eintrat und sich der Fremde verbeugte, wie sie ihm anbot, sich eines Sessels zu bedienen und selbst in ein Sopha zurücksank, hatte sie von dem Besuche noch keinen klaren Eindruck empfangen. War sie doch selbst nicht ohne Verlegenheit! Erst als sie saß und den jungen Mann betrachtete, der sich's mit einer gewissen Nachlässigkeit in seinem Sessel bequem machte, bekam sie eine Anschauung, die sie zwang, auf dem Fremdling prüfend zu verweilen. „Es ist mir immer merkwürdig," sagte sie, den jungen Gelehrten musternd, „von irgend einem neuen mir begegnenden Menschen den ersten Eindruck zu empfangen. Man glaubt eine so große Kenntniß der Physiognomieen und Charaktere zu besitzen, glaubt die Menschen klassenweise beurtheilen zu können und ist doch in Verlegenheit, sich sogleich auf den rechten Namen zu besinnen, wenn man einer neuen Species begegnet."

„Mit Frauen ist es umgekehrt," bemerkte mit sicherm Ausdruck Ottfried Eberlin. „Der Mann erscheint als ein Vereinzelter; um ihn zu verstehen, sucht man ihn in eine allgemeinere Gattung unterzubringen. Die Frauen dagegen machen im ersten Augenblick den Eindruck, als wären sie alle Mitglieder einer einzigen großen Familie. Erst allmälig löst die genauere Kenntniß das einzelne weibliche Individuum von der Masse ab und stellt es unter die Beleuchtung seiner eigenen Schönheiten oder Verdienste."

Frau von Büren hatte Mühe, diesen Satz zu verstehen; sie war zerstreut. Der Muth, eine so zusammenhängende Phrase gleich bei erster Begrüßung zu sprechen, interessirte sie eben so sehr wie das Organ Ottfried's, sein Dialekt, seine

gerundete Satzbildung. Sie mußte eine Pause machen, um sich aus den Worten Otifried's durch stillschweigende Wiederholung dessen, was er gesagt hatte, seine Behauptung zu vergegenwärtigen. „Sie meinen," sagte sie endlich, „daß das weibliche Geschlecht schon früh durch seine Erziehung darauf angewiesen wird, besondere Kennzeichen zu verlieren und frischweg im Allgemeinen unterzugehen? Sie haben Recht, eine Frau kann sich selten durch mehr auszeichnen als durch ihr Schicksal. Sie sind zum ersten Mal in der Residenz?" — „Nach Vollendung meiner Studien war ich," entgegnete Ottfried, „vor fünf Jahren einige Wochen hier, die ich sehr angenehm im Gräflich Schönburgk'schen Hause verlebte." — „Gräflich Schönburgk? Kennen Sie die Familie?" — „Der junge Graf war mein Jugend- und Schulfreund. Wir wohnten sogar auf der Universität zusammen und wollten nach Vollendung unserer Studien eine Reise nach Paris und London machen. Wir kamen nicht weiter als bis an den Rhein." — „Wie das?" fragte Sidonie lächelnd. — „Wir reisten, wie eben Studenten reisen, zu Fuß. Bis an den Rhein gekommen, waren wir so müde, daß wir beschlossen, uns gründlich auszuruhen. Die Ruhe war zu bestrickend, zu poetisch. In dem reizend gelegenen Bonn trafen wir die Natur so ababweichend von heimischen Eindrücken, der große majestätische Strom mit seinen grünen Wogen verlockte uns so, das Siebengebirge, die frohe Art, dort das Dasein zu genießen, steckte uns dermaßen an, daß wir sagten: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen und wir ver — entschuldigen Sie — kneipten unser Reisegeld!" — Sidonie mußte lachen, und indem auch Ottfried lachte, bemerkte sie, daß er gute Zähne hatte.

Ottfried fuhr fort: „Zwei Monate gingen darüber hin. Wir wollten über Strasburg nach Paris und rafften uns endlich doch zur Weiterreise auf. Aber ein Unglück wollte, daß Schönburgk alle Ritterburgen und ich alle Klosterruinen liebte. Wir sahen auf den Bergen keinen Trümmerhaufen, den wir nicht erkletterten. So ging es den Rhein natürlich sehr langsam hinauf. Eine schöne Gegend, ja ich gestehe, selbst irgend einer Frau Wirthin Töchterlein konnte uns be-

stimmen einzukehren und tagelang mit süßem Nichtsthun hinzubringen; denn, dachten wir, Paris entläuft uns nicht und London, das viel stabiler als das unruhige Paris ist, am Wenigsten."

Frau von Büren hatte bei einem ersten Besuche nie so viel geschwiegen. Sie schwieg, weil sie sich unterhielt und wirklich unterhalten fühlte.

Ottfried fuhr fort: „Wir hatten nun für unsere Wallfahrt, die ein Jahr dauern sollte, schon über vier Monate verbraucht und kamen jetzt erst nach Heidelberg, nach dem göttlichen Heidelberg. Hier war an kein baldiges Scheiden zu denken. Im Hof der alten Schloßruine, auf grasdurchwachsenen Steinen, unter schattigem Buschwerk, schlugen wir rasch unser Wanderzelt auf. Während die andern Studenten in den Hörsälen kritzeln mußten, durften wir schon freigesprochenen Akademiker den Vormittag mit seinem frischen goldenen Sonnenlicht genießen. Es giebt nur Eine wahrhaft schöne Naturanschauung, die vormittägige. Da saßen wir mit guten und schlechten Büchern und sahen träumerisch über die Blätter hinweg durch die offenen Fenster- und Mauerlücken der alten Ruine, sahen die so ernst niederblickenden alten rothsteinernen Ritter und belebten uns diese Eindrücke mit dem alten Leben und der alten Sitte. Dann gingen wir in den Schloßgarten, bahnten uns verbotene Wege durch die Büsche, kletterten höher und erreichten den malerischen Weg, der zum Wolfsbrunnen führt. Dort — doch wie kann ich das schöne poetische Leben, wozu auch gekochte Eier und gesottene Forellen gehören würden, in seine Einzelheiten zerlegen! Genug, gnädige Frau, auf Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, auf die Weinlese zuletzt ging der Sommer und Herbst hin, und als wir noch vier Monate auf Paris und London Zeit behielten, hatten wir auf Paris und London keine Wechsel mehr und kehrten, fröhlich und um Menschenkenntniß bedeutend bereichert, für den Winter nach Hause zurück."

Frau von Büren kannte sehr wol diese berühmte und seiner Zeit vielbelachte Reise des jungen Grafen Schönburgk und erstaunte, daß Ottfried der Theilnehmer derselben gewesen war. „Seitdem," sagte sie mit Beziehung, „scheinen

Sie am Reisen keinen Gefallen mehr zu finden." — „O doch!" erwiderte Ottfried, „aber ich habe mir eine eigene Philosophie gebildet. Ich glaube, daß man Unrecht thut, sich in erster Jugend den Genuß von Eindrücken zu gewähren, die wir uns für ein späteres Alter aufsparen sollten. Man trachtet sicher noch einst nach manchen Freuden, die uns das Schicksal zu versagen grausam genug ist; darauf hin soll man sich die Freuden aufsparen, die uns nicht genommen werden können, die Freuden der Natur. Ich werde, wenn ich heute einen Schmerz erlebe, morgen nach Paris reisen, und bin ich alt und sehe mit Trauer, daß es bergab geht, dann gedenke ich das bekannte Sprüchwort buchstäblich wahr zu machen: Neapel sehen und dann sterben!"

Sidonie war erstaunt, wie in Ottfried's Aeußerungen Scherz und Ernst so lieblich wechselten. Sie wußte nicht, was von jenem Natur und von diesem Kunst war; nach beiden Seiten hin fühlte sie sich von einer großen Wahrheit in seiner Rede getroffen. „So viel ich diesen Aeußerungen entnehme," sagte sie endlich, „besitzen Sie einen für Ihr Alter seltenen Ueberblick über das Leben, ja sogar über Ihr eigenes Leben! Sie kommen mir vor wie ein Kaufmann, der ein großes Geschäft abzuschließen gedenkt und sich hinsetzt, um den Ueberschlag eines möglichen Gewinns oder Verlustes zu machen. Im Ausgaben-Etat setzt er Soviel an für zufällige Schäden, Soviel für Ausgaben, die nicht vorauszusehen waren, kurz, Sie ziehen Ihre Bilanz und unterschreiben das Geschäft des Lebens erst, nachdem Sie sich auf alle Fälle sichergestellt haben."

Ein ironischer Zug flog über Ottfried's Lippen. „Es klingt philisterhaft, was Sie da sagen," entgegnete er, „und ist doch wahr, sehr wahr verglichen. Wie soll man sich anders mit dem Leben abfinden?" setzte er düster hinzu. „Entweder ein Pistolenschuß oder diese Klugheit. Das ist die Kunst des Daseins, das Leben unter sich, nicht über sich zu haben. Wenn Sie aufstehen, gnädige Frau, wenn Sie um eine Ecke biegen, worauf sind Sie gefaßt, was erwarten Sie, das Ihnen begegnen wird?" — „Die meisten Menschen," antwortete Sidonie, „erwarten das Glück." — „Wohl denen, die es immer

finden! Ich verstehe aber diese Menschen nicht; ein einziges Unglück schlägt sie zu Boden." — „Wo finden Sie denn aber den Genuß des Daseins?" fragte Sidonie. — „In uns selbst! In dem Gefühl unserer Kraft, in dem Bewußtsein unsers Willens, im Stolz unserer Ausdauer, ja im Trotz gegen das Geschick. Was hatte ich denn, als ich auf die Welt kam? Was wurde mir geboten? Meine Mutter starb, indem ich geboren wurde. Ist das nicht schrecklich? Ist das nicht fluchwürdig, sich zum Leben einzudrängen, indem man Andere tödtet? Und doch, konnte ich dafür? Die Moral dieses Lebens ist grausam. Einige sind glücklich, aber nur Wenige; Millionen sind es nicht. Sollen wir nun seufzen, uns schleppen, stöhnen, ächzen und den Schöpfer anwinseln: Glück, Glück! Ich will kein Glück und das ist meine Zufriedenheit!"

Sidonien preßte sich die Brust zusammen. Sie stützte das Haupt und ihre langen Locken fielen über die schneeige Hand. „Zu dieser Philosophie," sagte sie nach einer Weile, „müssen wir kommen, wenn wir beobachten, daß sich unser Jahrhundert so entsetzlich in den Materialismus verliert und alle Stände, die höchsten wie die untersten, nach Behaglichkeit trachten. Schwer wird es freilich Denen werden, die eine Zeitlang glücklich wie der Glanzkäfer in der Rose schlummerten und nur vom Duft der Rose und vom Rosenroth des Daseins träumen durften! Denen wird es schwer, sehr schwer, umzulenken und anders zu fühlen und anders zu hoffen, sehr schwer!" — Sidonie sah, daß Ottfried sie schärfer betrachtete und dann, von einem Gedanken beschlichen, den er wahrscheinlich vermeiden wollte, sich im Zimmer umschaute, die Gemälde, Statuen, die Kronleuchter, die Stehuhren und Vasen flüchtig betrachtete. Er zupfte an seinen Handschuhen und strich sich die Fläche seines Hutes glat. Sidonie erschrak, als er die eingetretene drückende Pause so zu verstehen schien, als wäre er entlassen. Um dies Mißverständniß schnell zu beseitigen, fragte sie etwas Gleichgültiges: „Sind Sie noch mit der Schönburgk'schen Familie bekannt?" — „Der junge Schönburgk," erwiderte Ottfried, „ist in den Staatsdienst getreten und hat wol seitdem andere Grundsätze angenommen, als daß er noch in alter Unbefangenheit an seinen Studiengenossen

zurückdenken könnte. Es ist auffallend, welchen Einfluß das praktische Leben auf jugendliche Gemüther ausübt. Ich habe Charaktere gekannt, die beim ersten Schritt in eine Amtsstube, beim ersten Actenstück, das sie gravitätisch vom Büreau mit nach Hause nahmen, absolut umgeschlagen sind. Deshalb auch habe ich bisher eine so große Furcht vor irgend einem praktischen Wirkungskreise gehabt. Ich erschrecke, wenn ich mir so plötzlich eines Morgens selbst abhanden gekommen sein könnte oder wenn ich mich auf mich selbst besinnen müßte oder mir selbst so langweilig vorkäme, wie ich es vielleicht Anderen bin ... ich glaube, mein guter Schönburgk weiß nichts mehr von unserer Pariser Reise, vom Wirthshaus zum Stern in Bonn, vom Drachenfels und den alten Granitsäulen im Schloßhof zu Heidelberg." — „Vielleicht erinnert er sich daran, wenn Sie bei ihm Ihre Karte abgeben," sagte Sidonie. — „Nein," antwortete Ottfried, „eine Freundschaft, die mit heißen Abschiedsthränen endete und dann vier Jahre stumm blieb, kann man durch keine Visitenkarte wieder anknüpfen. Schrecklicher noch als der Haß ist die Gleichgültigkeit." — „Wie gedenken Sie sich hier einzurichten?" fragte Sidonie immer lebhafter. — „Ich werde mich auf der Bibliothek mit alten Handschriften beschäftigen. Ich vergaß vorhin zu bemerken, daß mich damals in Heidelberg eine große Vorliebe für altdeutsche Literatur ergriffen hatte. Ich bekam die Erlaubniß, alte Handschriften in meine Wohnung zu nehmen, und nahm sie in die Schloßruine, setzte mich vorn auf eine der Steinbänke, die an der großen Altane angebracht sind, und las die buntverzierten alten Gedichte von jenen Rittern und Fürsten, die hinter mir, aus Stein gebildet, über die Schulter in das Pergament hereinlugten. Das Uebrige — dafür erwarte ich Ihren Rath." — „Meinen Rath?" fiel Sidonie ein und fühlte sich sonderbar ergriffen. Es wogte und wallte in ihren Gefühlen auf und ab. Die ganze Bedeutung dieser Unterredung erfaßte sie mit beklemmender Gewalt. Schon überzeugte sie sich, daß sie sich fast eine Stunde lang mit dem interessanten jungen Manne unterhalten hatte, ohne der Aufgabe, der doch diese Stunde gewidmet sein sollte, auch nur die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Erschreckend hi er-

über, sah sie zur Erde nieder, suchte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, nach einer ausweichenden Bemerkung, fuhr aber zusammen, als sie einen Wagen vorfahren hörte, in welchem sie den Wagen des Vaters voraussetzen konnte. Sie sprang auf, eilte an's Fenster — der Vater stieg wirklich aus. Ihn Agathens Geliebten hier finden zu lassen, war nicht möglich. Sie bat Ottfried um Entschuldigung, sagte einige Dinge, die ihr selbst als unverständlich hätten vorkommen müssen, deutete etwas von einem Wiederbesuch an und entließ Ottfried durch eine Thür, wo er dem Vater nicht begegnen konnte.

Der eintretende Vater fand seine geliebte Tochter erschöpft in einem der ringsstehenden Lehnsessel ruhen. Er bedauerte, sie so nervenleidend zu finden. Er befühlte ihre Stirn, ihre Hände und erklärte es durchaus für nothwendig, daß sie im nächsten Jahre Seebäder nähme. Sie meinte das auch, sprach wenig und entließ den Vater, der beim Handelsminister zu Tisch gebeten war und nur im Vorbeigehen sie hatte begrüßen wollen.

Nun war die vollkommen Rathlose allein und fühlte, daß der Schein, den sie sich gegeben hatte, unpäßlich zu sein, Wirklichkeit geworden war. Mit eiskalter Hand fuhr es ihr über den Nacken. Sie entsetzte sich, wie es möglich war, nicht mit einer Sylbe den Gegenstand zu berühren, um dessentwillen Ottfried gekommen war! Sie erschrak, was sie Agathen sagen sollte! Sie erschrak vor dem jungen Manne selbst, der ihr einen so eigenthümlichen Eindruck gemacht hatte —! Das fühlte sie, sie mußte ihn wieder sprechen und das bald. In zwei Worten, die in eine zierliche Briefenveloppe geschlossen wurden, bat sie ihn, zur Fortsetzung des gestörten Gesprächs, sie heute Abend noch zwischen sieben und acht Uhr zum Thee zu besuchen. Ottfried versprach zu kommen, und wie der Bediente diese Antwort brachte, fühlte sie sich neubelebt. Stören mußte man sie in diesem Augenblicke nicht; für heute war sie keiner Mittheilung mehr fähig, selbst nicht für Agathe, die bald nach Tisch gemeldet wurde. Frau von Büren befände sich außerordentlich unwohl, hieß es. Sie nahm Niemanden an. Auch Agathen nicht. Arme Agathe!

VII.

Ottfried kam zum Thee. Er wußte schwerlich, wie dringend er erwartet wurde, wie oft der träge Zeiger an der Pendeluhr mißmuthig von seinem schönen Gegenüber angeblickt worden war. Sidonie rief sich den ganzen ersten Eindruck wieder zurück. Sie fand den jungen Mann noch nicht so geschult, daß sie gewagt haben würde, ihn ohne Weiteres der Gesellschaft als Matador zu präsentiren, aber sie gefiel sich darin, sich ihn in der Ausbildung dazu zu denken und sich selbst als diejenige, die dafür an ihn die letzte Hand zu legen hatte. Ja eben das noch Unfertige eines Stoffes, der für die Zukunft soviel versprach, reizte sie. Sie dachte sich als Bildnerin. Dann aber staunte sie wieder, wie hoch das Geschöpf über dem Meister stehen könnte. Was kann ich denn noch an ihm aussetzen? sagte sie sich und lächelte, als sie fand, daß für einen ersten Besuch höchstens sein Halstuch etwas zu bunt gewesen. Das lernt sich, dachte sie, und sie schämte sich, an solche Dinge zu denken. Sie war gespannt, wie er sich am Abend ausnehmen würde. Sie hatte selbst eine Toilette gemacht, die für Beleuchtung ihre vortheilhaftere war. Einen großen Zirkel von Diplomaten hätte sie nicht gespannter erwarten können. Als Ottfried endlich gemeldet wurde, fühlte sie, daß sie erblaßte.

Er kam mit Befangenheit und schien von diesem traulichen Tête-à-tête mit der jugendlich schönen Frau in eine befremdliche Spannung versetzt. Es schien ihm seltsam zu Muthe zu sein in diesem kleineren Gesellschaftszimmer, das von einer in mattgeschliffener Glocke brennenden Flamme magisch erleuchtet wurde. Die siedende Theemaschine, die silbernen Geräthe, die großen Tassen — und doch war Alles das nur ein Atom in dem Eindruck des Ganzen, dem unwiderstehlichen Zauber der traulichen Begegnung. Sidonie bemerkte den Eindruck; auch, daß das bunte Halstuch mit einem einfachen schwarzen vertauscht war. Größer aber noch war ihre Freude, als Ottfried erzählte, daß er zu Hause eine angenehme Ueberraschung gehabt hätte. Der junge Schönburgk, jetzt schon Regierungsrath, wäre in seinen bescheidenen Gasthof gekommen, hätte ihn mit alter Freund-

schaft umarmt und versprochen, ihn morgen seiner Familie vorzustellen. Damit war denn nicht nur eine angenehme Thatsache, sondern auch ein Gegenstand der Unterhaltung gegeben, der sich nach allen Richtungen hin ausspinnen ließ. Dieser traulich unterhaltende Verkehr ließ die Stunden unbemerkt vorüberziehen. Als es dreiviertel auf zehn Uhr schlug, erhob sich Ottfried betroffen und Sidonie raffte ihre Kraft zusammen, ihn doch wenigstens noch mit folgenden Worten zu entlassen: Was die bewußte Angelegenheit in Betreff meines Vaters betrifft, so glaube ich, der kürzeste Weg ist der, Sie essen morgen mit ihm bei mir zu Mittag. Kommen Sie aber schon um drei Uhr, damit ich Sie vorher eine Stunde allein habe. Meiner Schwester könnten Sie davon in einigen Zeilen, die ich besorgen lassen werde, Anzeige machen.

Ottfried that das am folgenden Morgen und Agathe war nach einer verzweiflungsvoll durchwachten Nacht glücklich, endlich den Schimmer einer ihr leuchtenden Hoffnung zu erblicken. Ottfried schrieb ihr mit freundlicher Güte, daß er erwarten dürfte, noch heute mit dem Vater ausgesöhnt zu werden und sie dann bald an sein Herz drücken zu können. Besonders froh wurde Agathe durch die Lobsprüche berührt, die Ottfried ihrer Schwester ertheilte. Sie erkannte darin die Möglichkeit, daß auch Ottfried der Schwester nicht mißfallen hätte, und las die Worte, die auf Sidoniens Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit gingen, mit vorzugsweisem Wohlgefallen. Sie ahnte in ihrer Güte nicht, daß ihre Schwester den Brief, den diese ganz in der Frühe zu besorgen empfing, wol eine Stunde lang von allen Seiten betrachtet, die Aufschrift mit Eifersucht wol hundertmal gelesen und sich selbst hatte zurückhalten müssen, den Brief geradezu in's Kaminfeuer zu werfen, das zum ersten Male wieder, da es zum Winter ging, neben ihr loderte. Erst mit einer Resignation, die ihr fast das Herz abdrückte, hatte sie sich entschließen können, ihrem Bedienten den Brief zur Besorgung an Agathen einzuhändigen.

Was nur dem Fräulein ist! dachten die Leute im Hause, als sie Agathen fröhlich singend treppauf treppab hüpfen sahen. Da hätte man aber erst ihre Freude sehen sollen, als

Frau von Büren vorfuhr und, sich losringend aus den Umarmungen der glücklichen Schwester, ihr mit lächelnder Ironie sagte: Lass' mich, Kind, ich gehe eben zum Vater, um den Gegenstand abzumachen. Sie näherte sich den Zimmern des Commerzienrathes. Agathe, leise auf den Zehen trippelnd, warf ihr hundert Kußhändchen nach, sie durfte sich nicht hören lassen, um den Vater nicht zu verstimmen. Ach, sie hätte so gern das Geräusch belauscht und glücklich war sie, als sie in der That im Nebenzimmer einige Worte von dem drinnen geführten Gespräch aufhaschen konnte. Sie verstand, wie Sidonie „ihr zu Liebe" Märchen erfand. Sie hätte früher schon längst im gräflich Schönburgk'schen Hause vom Doctor Eberlin gehört, hätte auch jetzt in ihm einen liebenswürdigen, höchst empfehlenswerthen jungen Mann kennen gelernt, den sie beschlossen hätte, sogleich in ihr Haus einzuführen und den sie auch heute, wenn der Vater nichts dagegen hätte, mit ihm bekannt machen und mit ihm aussöhnen wollte. Der Vater schien überrascht und wiederholte einige Mal mit Nachdruck: Graf Schönburgk? Sidonie war klug genug, ihren Vater von seiner schwächsten Seite zu fassen. Das gräflich Schönburgk'sche Haus war eines der ersten des Landes. Wallmuth erstaunte, wie jener halsstarrige junge Mann dort aufgenommen, dort so wohlgelitten sein konnte. Noch ehe Sidonie Ottfried's Stellung in jenem Hause mit Phantasiefarben auszumalen nöthig hatte, war der „gute Vater" schon gewonnen und ausgesöhnt. Agathen rauschte es um's Ohr wie Himmelsklänge, sie konnte nichts mehr vernehmen, eilte hinunter in die Küche, um das heutige Mittagessen zu vereinfachen, und faßte dann Posto an ihrem Zimmer, um Sidonien zu sich hereinzuziehen und sie vor Dankbarkeit und Schwesterliebe „fast todtzudrücken". Diese kam denn auch bald, nahm den stürmischen Anfall von Liebkosungen der Schwester mit gerührtem Lächeln entgegen, entzog sich aber fernerer Unterhaltung durch den Vorwand von Geschäften, die heute zu dringend wären. „So seh' ich Dich bei Tisch?" sagte Agathe. „Bei Tisch nicht!" bemerkte Sidonie. „Erst müssen sich der Vater und Ottfried allein begegnen! Aber der Vater wird ihn den Abend zum Thee einladen. Vielleicht komme ich da auch." Damit ging sie, mühsam ihre Aufregung verbergend.

Die Aussöhnung mußte vollständig gelungen sein; denn um sechs Uhr kam der Vater nach Hause gefahren, angeröthet, echauffirt, wie immer, wenn er sich irgendwo besonders gefallen hatte. Ottfried hatte ihm in einem Grade zugesagt, daß er in seiner Zufriedenheit über den geistvollen, taktfesten, klugen und weltmännisch gebildeten jungen Mann kein bezeichnenderes Wort fand, als Agathen scherzend zu sagen: Sie wäre seiner gar nicht werth! „Vater!" rief sie mit zitternder Stimme, indem sie die Hände flehend zusammenlegte und bat, sie nicht mit solchen Scherzen zu ängstigen. „Ja," sagte er, „wäre Ottfried von Adel, ich gönnt' ihn einmal am liebsten unserer holden Turnerin, der Harriet!" Er meinte es aber nicht bös, sondern lachte und bat sich aus, daß am Abend beim Thee Alles nach der besten Ordnung herginge. Frau von Büren würde ebenfalls kommen.

Diese aber kam nicht, sondern nur Ottfried. Als er gemeldet wurde, stand Agathe gerade allein im Zimmer und bereitete den Thee. Wie er eintrat, flog sie auf ihn zu und schloß ihn selig in ihre Arme. Ach, nun hatte sie ihn! Es war der Zeitraum einer Secunde. Sie flogen auseinander, als sie nebenan den Vater hörten; Wallmuth trat ein. Man sprach über Viel und Mancherlei, über Vergangenheit und Zukunft, vom alten Eberlin, Schönlinde, vom Zeitgeist, Münzsammlungen, Kupferstichen, Erziehung und den Preisvertheilungen bei der vergangenen Industrieausstellung. Ottfried trank drei Tassen Thee und aß vier Stücke Kuchen. Er schämte sich seines Appetites, gestand aber dem Commerzienrath zu, daß er bei Frau von Büren nur wenig gegessen hätte. Einige Minuten nach neun Uhr empfahl er sich; er hatte bemerkt, daß der Vater schläfrig wurde. Agathe gab ihm mit Innigkeit die Hand und bot ihm holdselig und voll Liebe gute Nacht.

Die Nerven des wie in den Lüften schwebenden jungen Mannes waren so aufgeregt, daß er noch nicht in seine Wohnung zurückkehren mochte. Um sich zu beruhigen, entschloß er sich noch zu einem Spaziergang durch die Promenaden der Stadt. Es war hier Alles still, Alles dunkel. Das Laub raschelte unter seinen Füßen, so zahlreich fiel es von den fröstelnden Bäumen. Er begegnete keinem Wanderer, kein Licht erhellte

die dunkeln Wege, nur von den Landhäusern fielen aus den Fenstern zuweilen einige helle Streifen. Auch an Sidoniens Wohnung führte ihn sein Irrgang. Er fand das Fenster des Zimmers, wo sie Abends verweilte, matt erleuchtet. Gedankenvoll blieb er stehen; es war ihm, als stünde eine weibliche Gestalt am Fenster und drückte eine Stirn, die glühen mußte, an die Scheiben. Sie war es gewiß — sie verschwand wieder; nach einer Weile leuchtete das weiße Gewand — Er stand und stand — sie war es gewiß — die Sirene, gewiß — sie verschwand dann wieder. Ottfried harrte noch lange — sie erschien nicht mehr. Bewegt schlich er nach Hause.

VIII.

Agathe hatte nun nichts Emsigeres zu thun, als dem Geliebten, soweit sie es konnte, seinen Aufenthalt so heiter und bequem als möglich einzurichten. Kannte sie doch von Schönlinde her noch seine Bedürfnisse, in denen er ihr so gut, so liebenswürdig erschienen war. Sie schickte ihm einige dreißig Adressen von Wohnungen, die sie aus dem Ankündigungsblatt abgeschrieben hatte. Als er endlich eine passende gefunden hatte, trug sie, soweit sie sich in die gewählten Zimmer, ohne sie zu kennen, versetzen konnte, Sorge für die Einrichtung jeder nur wünschenswerthen Bequemlichkeit. Ihre Sorgfalt erstreckte sich von den Blumen an, die sie ihm aus ihres Vaters Treibhäusern sandte, bis zu Kaffee- und Zuckervorräthen. Gern auch hätte sie die Sorge für seine Wäsche übernommen, ihm fehlende Bänder und Knöpfe angenäht, aber Ottfried ging zu ihrem größten Leidwesen auf ihre liebevollen Anerbietungen nicht ein, indem er behauptete, in seinem Hause trefflich bedient zu werden.

Inzwischen vermehrten sich sowol Ottfried's gesellschaftliche Beziehungen, als Wallmuth's Vertraulichkeiten zu einem Manne, der ihm in der Gesellschaft so wohlempfohlen erschien. Er hatte in dem verstorbenen Baron von Büren einen Schwiegersohn gehabt, der seiner Billigung oder Ungnade sehr

wenig achtete, und konnte sich dagegen sagen, daß er jetzt in Ottfried Jemanden gefunden hatte, der so recht der Gegenstand seiner Launen, der Ableiter seiner Wünsche und Träger seiner Grillen werden konnte. Selbst Ottfried's Unentschlossenheit über seinen künftigen Beruf war ihm nicht so verdrießlich, als man Anfangs hätte vermuthen sollen. Hatte er doch dadurch Gelegenheit, in einer steten erörternden Anregung mit ihm zu verkehren, anzuhören, zu widerrathen, Weisheit gegen Bescheidenheit auszutauschen, Häuser zu bauen, wieder einzureißen, gerade wie seine Liebhaberei. Vom Predigtamte war natürlich keine Rede mehr. Der Lehrerberuf mißfiel dem Vater und so kam man allmälig von der ursprünglichen Bildung und Lebensrichtung Ottfried's in solchem Grade ab, daß der Vorschlag des jungen Schönburgk, Ottfried sollte mit ihm in die Diplomatie eintreten, durchaus nicht mehr abenteuerlich erschien. Freilich war dies eine Berufswendung, bei welcher zwei Dinge stillschweigend vorausgesetzt wurden, einmal, daß in diesem Falle Ottfried auf Reisen gehen und sodann, daß er noch eine geraume Zeit unvermählt bleiben mußte. Wallmuth hatte sich in kurzer Zeit so an Ottfried gewöhnt, daß er ihn ganz selbstständig ohne alle Rücksicht auf die künftige Bestimmung, sein Schwiegersohn zu werden, betrachtete. Agathe, die in der Tretmühle ihrer täglichen Verpflichtungen ohnehin nicht scharf beobachten konnte, nahm in ihrer Herzensgüte immer nur das Beste an und dachte an nichts, was ihr hätte Besorgnisse erregen müssen. Ein kurzer Besuch, ein freundliches Billet, ein Wort der Liebe genügte ihr schon. War sie doch nicht verwöhnt.

Sidonien hatte Ottfried seither nicht mehr gesehen. Er fürchtete sich zu ihr zu gehen, und daß sie sich begegneten, traf sich nicht. Endlich mußte er doch zu ihr, des sogenannten „Anstands" wegen. Sie empfing ihn leidend, nachdenklich, ernst. „Ich glaubte, Sie hätten mich vergessen," bemerkte sie, indem sie sich tief in die Sophaecke drückte, ruhig die Arme übereinanderkreuzte und auf Ottfried, der niedriger saß, sinnend herabblickte. „Vergessen?" sprach Ottfried mit scharfer Betonung und einem Ausdruck, der etwa sagen wollte, ob dies wol möglich wäre? „Was ist eine Frau, die ihre Be=

stimmung erfüllt hat?" fuhr sie fort und peinigte damit Ottfried nur noch mehr; denn ein bedeutender Mensch hat vor nichts mehr Abscheu, als da, wo er tiefer empfindet, leere Höflichkeiten auszusprechen. Das Gespräch kam auf Sidoniens schöngeistige Arbeiten. Er hatte davon gehört und bat sie, ihm davon mitzutheilen. Nach einem längern verlegenen Sträuben, das sie liebenswürdig erscheinen ließ, willigte sie darein, ihm einige ihrer saubergebundenen und mit Goldrand verzierten geschriebenen Hefte nach Hause mit zu geben. Sie wollte sie ihm schicken, er nahm sie aber selbst mit und versprach ein offenes ehrliches Urtheil. Es überraschte sie, als er schon am folgenden Morgen selbst erschien und die Hefte zurückbrachte. Es hatte sie immer so gepeinigt, daß Manche, denen sie diese Ergüsse ihres Talentes geliehen hatte, vierzehn Tage darauf verwenden konnten, ihre Neugierde zu befriedigen. Ottfried dagegen hatte sogleich eine halbe Nacht geopfert und milderte schon durch dieses warme Interesse den Tadel, den er sich über Mancherlei auszusprechen erlaubte. Sie gestand ihm offen und frei, daß ein Tadel aus seinem Munde nichts Verwundendes für sie hätte; er sollte nur rügen, was ihm misfiele; nur müßte er versprechen, ihr so viel zu lassen, daß sie den Muth nicht verlöre, sich zu bessern. Ottfried erröthete und küßte zum ersten Male ihre Hand, die sie ihm, als Zeichen der schon im Voraus bewilligten Verzeihung, mit Grazie darbot. Diese weiche Hand, die blendendweiß gegen ein rothes Korallenband mit goldenem Schloß abglänzte, verwirrte ihn dergestalt, daß er Zeit bedurfte, sich zu sammeln. Sie verlangte von ihm die reinste Wahrheit. Er nahm Gelegenheit, seine Ansichten über Kunst und Literatur zu entwickeln, und statt dadurch auseinanderzurücken, kamen sie sich nur näher. Magischere Begegnungen giebt es nicht, als durch die Poesie.

Dadurch wurde die Beziehung zu Sidonien wieder so lebhaft, daß ihr Ottfried jeden Augenblick widmete, den er nur erübrigen konnte. Kurz vor dem Zeitpunkte, wo nun nach dem Willen des Vaters, der seinerseits feierliche Veranstaltungen liebte, die Verlobung mit Agathen geschlossen werden sollte, trank eines Abends Ottfried bei Frau von Büren den Thee.

Agathe hatte nach dem Willen des Hofmedicus, der ihren Gesundheitszustand nicht durchaus befriedigend fand, sich früh zu Bett gelegt und selbst gewünscht, daß er den Abend bei ihrer Schwester zubrächte. Der Zufall wollte, daß Ottfried von seinem frühern Leben sprach, und Sidonien war es schon oft aufgefallen, daß er dabei mit den Jahren so leicht umsprang, als wären es Monate. „Ihre Reise mit Schönburgk fand vor fünf Jahren statt, was haben Sie denn seither getrieben?" fragte sie mit freundlicher Laune. „Gestehen Sie nur," fuhr sie lebhafter fort, als er schwieg; „wo steckten Sie denn drei Jahre hindurch, die mir ganz räthselhaft in Ihrem Leben sind? Wo haben Sie Ihre sichern Manieren, Ihren Weltton, Ihre reifen Ansichten her? Auf der Universität, unter den schweinsledernen Büchern lernt man doch dergleichen nicht."

„Ihnen," sagte Ottfried nach einer Pause, während er nachdenklich zum Teppich niederblickte, „Ihnen kann ich nichts verschweigen." — „Erzählen Sie," sagte Sidonie, indem sie einen grünen Lichtschirm so rückte, daß das blendende Licht ihre Augen nicht reizte und sie im Schatten auf dem Sopha mehr lag, als saß. — „Ich habe nicht viel zu erzählen," bemerkte Ottfried; „denn ich will Ihnen ganz kurz mein Geheimniß anvertrauen. Sie werden es heilig halten und etwas, das nur S i e wissen außer mir und meinem Vater, keinem Menschen mittheilen. Erschrecken Sie nicht! Ich war drei Jahre hindurch Schauspieler!" — Sidonie richtete sich betroffen auf, sah Ottfried, in dessen schmerzlich bewegtem Antlitz ihr plötzlich die Geschichte einer langen leidenvollen Verwirrung geschrieben schien, mit weitgeöffneten Augen an und lehnte sich wieder schweigend vor Staunen in die Ecke ihres Sophas zurück. Ottfried, bewegt, erzählte mit weicher Stimme, wie ihn ein abenteuerlicher Sinn zu einer Gesellschaft getrieben hätte, die in der Umgegend der Universität Vorstellungen gab. Mitleid mit dem Unternehmer hätte ihn länger zu bleiben vermocht, als Anfangs sein Wille gewesen. Dann aber wär' er so in den Strudel dieses sogenannten Künstlerlebens gerathen, daß es eines heroischen Entschlusses, einer zusammengenommenen letzten moralischen Kraft bedurft hätte, ihn aus einer Bahn zu entfernen, für welche er noch

obenein den Beruf in sich vermißt hatte. „Es ekelte mich an,“ sagte er, „der Sklave einer rohen Masse zu sein. Ich fühlte, daß diese trivialen Charaktere, die ich so oft darzustellen hatte, eine Blasphemie gegen meine eigene Bildung waren, ich hatte von einer Kunst geträumt und lernte ein Handwerk kennen. Mein Gemüth versank in Schwermuth. Im fernen Ungarn hörte ich einen deutschen Dorfpfarrer eine weihevolle Rede halten, mir fiel mein armer gekränkter Vater, mein eigener Beruf ein, ich brach die Kette meines Schicksals durch die Flucht. Nicht von der Universität kam ich nach Schönlinde, sondern von langer, langer Wanderschaft aus dem fernen Ungarland. Ich kam geistig elend, zerknickt in meinem kühnsten Aufschwunge, wehmuthsvoll und vom Vater eine Vergebung hoffend, die ich nur in Worten, nicht in seinem Herzen fand. Kein Mensch hatte eine Ahnung von Dem, was mit mir geschehen war. Ich suchte still wieder in die Geleise meines ersten Berufs zurückzukehren und bestieg, gleichsam um mich auszusühnen, die Kanzel. Es war aber, als wäre der Geist von mir gewichen. Ich konnte nur noch mich selbst rühren. Ich war krank an mir selbst. Der Birke im Frühling gleich, die leicht geritzt schon ihren Saft verspritzt, ergriff und rührte mich das Geringste. Kranken ist es so, die nach langem Leiden in die Genesung treten. Schämen meiner damaligen Stimmung mag ich mich nicht. Aber erschrecken muß ich, wenn ich bedenke, was Reue und Schmerz und das Gefühl eines anknüpfungslosen, verfehlten und von fremder Gnade abhängigen Lebens aus uns machen können. O Gott — —! In dieser zerflossenen Dämmerung, in diesem ohnmächtigen Bewußtsein meiner selbst, lernte ich damals Agathen kennen —!“ Ottfried stockte. Sidonie hielt gepreßt den Athem an. Die nie besprochene Frage that sich zum ersten Mal zwischen ihnen wie ein gähnender Abgrund auf. Stand Ottfried jenseit dieser Kluft bei Agathen oder diesseits ihrer bei Sidonien? War Agathe des unglücklichen jungen Mannes Trost und Erquickung geworden, oder war der Bund der Liebe, den er mit ihr geschlossen, das letzte Symptom seiner gedämpften Geisteskraft, seiner muthlosen Ergebung gewesen? Ottfried's Auge war umflort, Sidoniens

Auge strahlte. Es war kein Zweifel, daß Ottfried schwieg, weil er das Muthigste nicht zu sagen wagte. Wie eine Schlange lauerte sie auf die erste Bewegung, die Ottfried machen würde. Er war wie verloren, sie ganz Bewußtsein. Er schwach und zerschmettert, sie stark und triumphirend. Sah sie ihn nicht im Geist sich zu ihren Füßen krümmen? Durfte sie jetzt mehr, als nur die Hand ausstrecken, um den Aermsten zu ihrem Sklaven zu machen? Sie erwartete eine Scene, ein Geständniß, sie war vollkommen gerüstet, wenn er von Liebe stammeln würde, ihm zu erwidern: Ottfried, ich bin Dir so nothwendig, daß Du keiner Andern auf der Erde gehören darfst, als mir! Und in der That, der in sich Gebrochene erhob langsam sein Haupt und richtete einen langen verzehrenden Blick auf die schöne Schwester der armen Agathe, die er nicht mehr liebte. Er sog den Anblick des hingegossenen reizenden Weibes mit wonnetrunknem Fieberschauer ein. Er genoß diesen grausendsüßen Moment eine Weile, brach dann aber plötzlich ab und erhob sich, um, wie es seine Weise war, wenn er zu einem andern Gegenstand übersprang, im Zimmer auf- und abzugehen.

Hätte Agathe diese Scene belauschen können, sie würde geglaubt haben, daß sie gerettet wäre. Aber sie war es nicht. Ottfried lebte und glühte nur für Sidonien. Er trennte sich zwar jenen Abend schnell und fast ohne Abschied von ihr, aber gerade die Ueberzeugung, daß ihn Sidonie wieder liebte, machte ihm das Blut starren, nahm ihm den Muth sich zu erklären, ließ ihn zwar eine Sammlung, aber keinen Entschluß finden. Sidonien lieben zu dürfen! Sidonien, dieses Abbild der edelsten Schönheitsformen, diese Zauberin, der Alle huldigten, diese Künstlerin nicht blos mit der Palette oder der Feder, sondern diese Lebenskünstlerin, die Alles verklärte, Alles verschönte, was sie nur anlächelte, anhauchte! Er gestand sich mit dem bittersten Schmerz, was ihn jetzt von Agathen trennte. Nicht ihre geringeren Reize, nicht der Minderwerth ihrer einfachen und prunklosen Liebe; weit eher der Stolz, die Eitelkeit des Mannes, der zwischen dem Glück und der Beschränkung wählen durfte, und dem bei dieser Wahl eine Krone zu verschmähen lächerlich erscheinen mußte. Die

sklavische Lage Agathens und die glänzende Freiheit ihrer Schwester! Die dunkle dumpfe Unterwerfung, in welcher die Erste gehalten wurde, schauerte ihn an. Er schleppte schon selbst an der Fessel dieser ihm klar gewordenen Demüthigungen mit. Alles was Agathen betraf, zog ihn nieder, Alles was Sidonien, zog ihn empor. Er fühlte, daß er sich vor einer gewissen moralischen Stimme seines Innern nicht vertheidigen konnte und ein wilder Trotz sagte ihm dennoch wieder: Mache Dich frei von diesen kleinlichen Gefühlen! Und in diesem Trotz, in diesem wilden Abschütteln lästiger beschränkender Vorurtheile fühlte er sich größer, bedeutender, werthvoller. Die Gesellschaft, in die er eingeführt war, hatte ihn geblendet. Von seiner künftigen Laufbahn schwebten ihm berauschende Ideale vor. Das hatte er nie erwartet, das nie so geträumt! Und nun sollte er mitten in diesem äußern Glanz, mitten in diesen stillen Wonnen einer Liebe, die ihn von Sidonien jeden genährten Wunsch seines überquillenden Herzens erwarten ließ, ausscheiden aus diesem beneidenswerthen Geschick und sich durch öffentliche Verlobung einem Mädchen verschenken, das von allen weiblichen Wesen, die er jetzt täglich sah, gerade die geringsten Ansprüche auf seinen Besitz hätte machen dürfen — seinen Besitz, wie er mit Stolz und Verzweiflung hervorhob!

Es war ein rauher Novembertag. Der Winterfrost kam spät, dafür tobten die Stürme und entblätterten gewaltsam die Bäume, die den Rest ihres vergelbten Schmucks nicht fahren lassen wollten. Der Regen nahm kein Ende. Es waren unfreundliche Tage, die nur Den nicht stören konnten, dem es im Herzen warm und traulich war. Agathe sah nichts von diesem öden Tage, der endlich ihr Verlobungstag werden sollte. Ihr war er sonnenhell und frühlingsmild, der endlich erschienene Erlösungstag! Nie hatte sie gedacht, solch' einen Ehrentag noch erleben zu dürfen. Nun schenkte ihr das Schicksal diese große Freude, das unerwartete Glück. O sie nahm es auch dankerfüllt von ihrem Schöpfer hin, sie begrüßte schon die erste Morgendämmerung dieses Tages, während im Hause noch Alles schlief, mit Thränen im Auge, mit seliger Beklommenheit und freudiger Unruhe im Herzen. Wie ihr das Alles so

geschäftig heut' von Händen ging! Es war ihr, als schwebte sie, ein Vogel in den Lüften. Sie hatte Scheu vor sich selbst, sie griff nach Allem, was ihr sonst alltäglich war, heut' mit einem feierlichen Ernst, als wenn es alles andere Dinge wären als sonst, als wenn selbst das Leblose, das sie umgab, heute ihre geheimnißvolle Stimmung mitempfinden müßte. Noch wußte man im Hause nicht, welche Entscheidung der heutige Tag in seinem Schooße führte, sonst würde man ihr Glück gewünscht und recht sehr das garstige Wetter bedauert haben. Selbst die gewählte Toilette, die sie für den Mittag zurechtlegte, konnte nicht auffallen, da sie heute mit dem Vater auswärts aß. Morgen wußte es ja alle Welt! Morgen durfte sie Jeden umarmen und für seinen Glückwunsch danken! Der kleine Vogel im Käfig, der Hofhund, die Katze, die den Garten von den Feldmäusen zu reinigen hatte, Alle hätten es im Grunde merken sollen, was mit ihr vorging; denn sie war aus allen Fugen, sie schwärmte auf und ab und schonte ihre zarte Gesundheit nicht, wenn sie sogar im Regen über die Höfe lief.

Auch der Vater trieb Dinge, die ihre glückliche Unruhe noch vermehrten. Er hielt sich den Vormittag verschlossen, nahm keinen Besuch an, öffnete, um sich nicht stören zu lassen, keinen Brief, zankte auch nicht, war aber auch nicht freundlich, kurz, sein Benehmen verrieth das tiefste Versenken seiner Gedanken in sich selbst. Sie hatte es bald weg, was der gute Vater trieb. Er hatte ohne Zweifel die Absicht, die heutige Verlobung durch eine, wie man an ihm gewohnt war, „geistreiche" Rede einzuleiten. Er gab diese Reden, die er gern bei feierlichen Familienvorfällen hielt, für Eingebungen des Moments aus, war aber viel zu besonnen, als daß er nicht vorgezogen hätte, diese Improvisationen vorher sorgfältig auswendig zu lernen. Agathe hatte ihn heute schon zweimal überrascht, einmal wie er laut eine schöne Vergleichung der Ehe mit der Obstcultur niederschrieb, das andere Mal, wie er dieselbe auswendig lernte. Er blieb bis fast zur Tischzeit im Schlafrock und brach sein feierliches Schweigen, als er ein kleines Dejeuner nahm, nur mit den Worten: Ich bin begierig, wie der Minister den Doctor finden wird! Ottfried

sollte gerade auch heut' dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorgestellt werden.

Die Verlobung sollte am Schluß eines größeren Diners stattfinden, welches dem Anstand und dem speciellen Befehle des Vaters gemäß Frau von Büren zu diesem Zweck zu geben hatte. Auszuweichen war hier ganz unmöglich: Sidonie sollte in ihrem eigenen Hause der Ceremonie des Ringeschenkens beiwohnen. Agathe kam in einfachem Festkleide — ihre Garderobe war ärmlich bedacht — eine Stunde vor der Mittagszeit. Der Vater sagte, sie könnte ihrer Schwester in den Anordnungen des Tisches noch behülflich sein, und Agathe, die zu dienen gewohnt war und selbst an ihrem Hochzeittage sich hätte entschließen können, ein Theebrett herumzureichen, ging gern. Sie erstaunte über die Aufregung, in der sie ihre Schwester antraf. Sie mußte diese für krank halten oder für zerstreut. Eine Stimme sagte ihr, es wäre lieblos, sie an ihrem Freudentage heut' so gehässig zu empfangen. Sidonie musterte Agathens Anzug von allen Seiten, zupfte und zerrte daran und fand ihre Haltung, ihr Benehmen unausstehlich. „Es sitzt Dir nichts, und wenn Du die schönsten Kleider anhättest," sagte sie. Agathe antwortete ruhig: „Ich weiß das." Diese ruhige Antwort verletzte die Verzweifelnde vollends; sie fand, daß dieser Freudenschimmer auf dem Antlitz der zum Dienen geborenen Schwester etwas Hochmüthiges hätte. Agathe bat sie um schwesterliche Liebe. Darüber gerieth Sidonie in ein heftiges Weinen und erschreckte damit ihre arme Schwester so sehr, daß diese nun selbst in Verzweiflung gerieth und um Alles in der Welt die Schwester nach ihrem Kummer fragte.

Sidonie faßte sich und wies sie mit Kälte von sich. Es hatte sie nur so der plötzliche Anblick übermannt. Sie hatte es nicht geglaubt, daß Ottfried es in seiner zarten Rücksicht auf Agathen so weit würde kommen lassen. Seit einigen Tagen war er ausgeblieben. Der Vater hatte sie mit der Eröffnung seines Vorhabens überrascht. In der Meinung, Ottfried zu einem entscheidenden Entschluß zu treiben, hatte sie eingewilligt, daß die Verlobung im Kreise einiger Verwandten an ihrer Tafel stattfinden sollte. Ottfried ließ das zu, ließ sich aber nicht sehen. Sie hielt es nicht für möglich,

daß er zustimmte und nun war es doch, Agathe kam und die Feier war da, unwiderruflich. Sie begriff sich nicht, nicht Ottfried, sie hätte können einen gewagten Streich unternehmen, und die Thränen, die sie weinte, waren nur die des Zorns und der glühendsten Eifersucht.

Agathe rief im Nebenzimmer: „Was ist Dir? Laß mich zu Dir!" Sie hatte hinter sich verriegelt, gab keine Antwort. Agathe hörte nicht auf zu bitten. Die Schwester antwortete nicht. Endlich als Agathe eine Weile schwieg, und dann immer wieder in ihrer guten zärtlichen Weise begann: „Oeffne doch! Was ist Dir nur?" da faßte die von Eifersucht Gequälte der Gedanke, wenn sie sich der Schwester entdeckte, und wie sie das noch dachte, hatte sie schon geöffnet und umklammerte Agathen mit fieberhafter Aufregung. Eine Meisterin des Ausdrucks, brauchte sie nur wenig Worte, um Agathen zu sagen, daß Ottfried sie nicht liebe, sie nie geliebt hätte.

Agathe wankte. Das hatte sie nicht erwartet. Dieser Dolchstich ging zu tief. Sidonie erzählte mit flammenden Worten, was sie in Ottfried gefunden hätte, und ließ sich fortreißen zu sagen: Agathe, prüfe Dich doch selbst, ob Deine Arme stark genug sind, einen Mann zu tragen, wie diesen! Ich rede von Ihm! Ich rede von Dir und Ihm! Wird Deine Kraft ausreichen, ihm ein Leben zu schaffen, wie er es bedarf? In einer Abspannung seines Gemüths ist er Dir begegnet, er hat Dein körperliches Leiden gesehen, es hat ihn gerührt, er wollte Dich mit seinem freundschaftlichen Wohlwollen, das nur die Gestalt der Liebe annahm, emporrichten. Hat Dich, als Du ihn wiedersahst, niemals diese majestätische Erscheinung erschreckt? Bist Du nicht Staub geworden im Anblick eines Mannes, der mit seiner Liebe Dich nur tödten kann? Ich nenne es Vermessenheit, auf ein Wesen solcher Art Beschlag legen, von einer solchen blüthenreichen, lebenstrotzenden, anspruchsvollen Zukunft sagen zu wollen: Sie ist mein!

Mit bebender Stimme, von der schönen, aber lieblosen Schwester zum Tode verwundet, sagte Agathe: „Und hat Dir Ottfried je gestanden, daß er mich nicht liebt?" — „Es giebt Geständnisse," fiel Sidonie ein, „die der Worte nicht bedürfen." — „Du kannst nicht sagen," fuhr Agathe, in ihrem

Schmerz durch einen Schimmer von Freude sich steigernd, fort, „Du kannst uicht sagen, daß Ottfried Dir je selbst gestanden, daß er mich nicht liebte?“ — Als Sidonie schwieg und zur Erde blickte, sammelte Agathe ihre matt zurückkehrenden Lebensgeister und sprach nach einem Moment, wo sie Athem schöpfte, mit leiser, aber fester Stimme: „Schwester, ich erkenne Deinen hohen Geist an, ich beuge mich vor ihm in Allem, in Jedem — darin aber nicht, daß ich dem Besitze Ottfried's entsagen sollte. Ich fühle, was Du von meiner Unwürdigkeit, einen solchen Geliebten zu besitzen, sagst, nur zu tief; ich fühle, daß ich ihn mir nur durch meine Liebe erhalten kann; aber was kann mich berechtigen, von dieser meiner Liebe gering zu denken? Mit meinem Herzen kann ich so stark sein wie Du mit Deinem Geiste. Ich weiß nicht, Schwester, ob Du bemerkt hast, daß ich ein armes Stiefkind des Lebens bin. Glaube mir, Schwester, daß ich angefangen habe, nicht mehr auf mein elendes Loos, das mir nur Zurücksetzung beschieden hat, so zufrieden herabzublicken. Der Glanz, einen Ottfried mein nennen zu dürfen, hat einen Schein in mein Lebensdunkel fallen lassen, der mir mehr erhellte, als nur meine Unwürdigkeit, ihn zu besitzen. Ich bin arm, freudenarm, ich bin eine Bettlerin, wo Du Königin warst. Und nun soll ich das Einzige dahingeben, was mir der Himmel als Ersatz für meine Leiden sandte? Ich habe Alles für Dich gethan, ich war im Stande, im Regen mich auf die Erde zu werfen, damit Du trockenen Fußes über mich hinwegschreiten konntest; ich gehorche in Allem, was den Geist betrifft, Deiner Einsicht und Deinem Befehl; aber hier, in einer Frage des Herzens, gehorche ich Dir nicht. Habe ich Ursache, das nicht zu nehmen, was mir Ottfried giebt? Er giebt mir seine Liebe, voll und rein. Nie zuckte ein Zweifel um seinen Mund, wenn er mich groß und rührend anblickte. Nie hat seine Zunge gestockt, wenn er von den wehmüthigen Erinnerungen an Schönlinde sprach. Gönne mir mein einziges, mein letztes Glück, Schwester, und nun — komm!“

Der Bediente kündigte an, daß servirt wäre. Sidonie blickte starr durch die Fensterscheiben auf den Garten — es fiel der erste Schnee. Agathe stand noch eine Weile, wollte

Sidoniens Hand ergreifen und diese küssen. Die Schwester wies sie aber kalt zurück und Agathe ging zur Gesellschaft. Sidonie folgte, gemessen, mit Fassung.

Fast eine halbe Stunde war schon über die anberaumte Tischzeit verstrichen, die Gäste harrten, Wallmuth, der seine Rede im Kopf hatte, sprach, um sich nicht zu zerstreuen, sehr wenig. Nur Ottfried fehlte noch. Man zog die Uhr, fand dies Ausbleiben räthselhaft und brachte Sidonien, der ohnehin die Besinnung fehlte, in doppelte Verlegenheit. Endlich setzte man ein Mißverständniß voraus und beschloß zu Tisch zu gehen. Jetzt überraschte ein greller Zug an der Hausklingel die Gesellschaft. Agathen pochte das Herz. Das wird Ottfried sein! Er war es nicht, sondern sein Freund, der junge Graf Schönburgk. Diester stürzte herauf und bat für die Störung tausendmal um Entschuldigung. „In der Audienz," sagte er mit eiliger Hast, „die mein trefflicher Freund heute beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte, überraschte er den Chef durch seine Kenntnisse in einem ihm vorgelegten Falle so außerordentlich, daß ihm dieser vorschlug, ihn augenblicklich zur Erledigung dieses Falles als Courier an unsern Gesandten in Wien zu schicken. Ottfried hat mit dieser Auszeichnung auf eine glänzende Art seine diplomatische Carrière begonnen. Eine Zögerung durfte nicht stattfinden, schon ist der neue Legationssecretär auf dem Wege nach Wien, wird aber unfehlbar in vierzehn Tagen wieder hier sein. Er beauftragt mich, ihn für die Störung des Diners zu entschuldigen und besonders den beiden holdseligen Schwestern seine gehorsamsten Empfehlungen zu Füßen zu legen."

Man bat den jungen Grafen zu bleiben. Dieser nahm die Einladung an und hatte Gelegenheit, den Eindruck seiner Mittheilung zu beobachten. Sidonie triumphirte, Agathe sah mit einem Thränenblick nieder, der Vater schwankte zwischen dem Stolz, daß Ottfried so ehrenvoll seine Laufbahn geändert hatte, und dem Aerger, daß er seine auf Rührung berechnete Rede in sich hinunterschlucken mußte. Doch im Laufe des Diners kam ihm noch der glückliche Gedanke, seiner einstudirten Rede eine andere Wendung zu geben. Er besann sich, ob er das, was er von der Verlobung und Ehe hatte

sagen wollen, nicht auch auf den Staatsdienst und die Diplomatie anwenden konnte, und siehe da! es paßte. Mitten im Strom der vom Grafen geförderten Heiterkeit ergriff er das Glas und brachte dem abwesenden jungen Diplomaten ein Hoch, das er mit mancherlei Wendungen von Lebensbahn — Ehe mit dem Staat — Obstbaumzucht des Schicksals — Ringe wechseln mit dem Gott Saturn, dem Herrn der Zeitläufte — Verlobung des Verstandes mit der Phantasie u. s. w. zu motiviren wußte. Gern hätte er auch dem „selig herniederblickenden Geist der verklärten Mutter“, der in der Verlobungsrede den Schlußeffect machen sollte, eine gezwungene Wendung auf die Courierreise nach Wien geben mögen, allein dies Wagniß auszuführen, war selbst dem durch Champagner angeregten Combinationsvermögen nicht möglich. Der Toast, der aus den Trümmern einer verstümmelten Verlobungsrede emporstieg, gefiel darum nicht minder und erregte einen Sturm von Beifall und Bewunderung für den sinnigen, bei jeder Gelegenheit taktfest „improvisirenden“ Redner. Agathen fiel die langzurückgehaltene Thräne in ihr Glas.

IX.

Es vergingen vierzehn Tage; Ottfried kam nicht und schrieb auch nicht. Agathe gedachte dessen, was die Schwester gesagt hatte: Es giebt Geständnisse, die der Worte nicht bedürfen. Dieser Satz, mit glühender Flammenschrift in ihr Herz gegraben, verzehrte sie. Der Vater, der es wol begriff, daß sich Ottfried dem Verlöbniß mit Agathen hatte entziehen wollen, tröstete sich mit dem Gedanken, daß „Niemand etwas von dieser beabsichtigten Verbindung erfahren hätte“. Menschenkenner genug, Frau von Büren ganz zu begreifen, als sie ihm auseinandersetzte, daß eine Verbindung dieses strebenden Feuergeistes mit Agathen nur eine unglückliche Zukunft für beide Theile geschaffen hätte, behielt er doch den Namen Ottfried's in gutem Angedenken; denn Sidonie sprach stets von ihm und las ihm auch aus einem Wiener Briefe vor, daß

sich Ottfried in einem besuchten Zirkel geäußert hätte, er kenne keinen Mann, der bessere Münzen aus der byzantinischen Epoche besäße, als „Ritter Wallmuth."

Ottfried wurde bei der Wiener Gesandtschaft attachirt und kehrte nicht zurück. Kurz vor dem Beginn des Carnevals erklärte Frau von Büren, daß sie einer dringenden Einladung ihrer Freundin, der Gräfin Adlerkron in Wien, nicht länger widerstehen könnte und auch einmal eine heitere und für ihre Gesundheit anregende Zeit in Wien zubringen wolle. Der Vater hörte dies gern und machte ihr noch ein Geschenk, das sie in ihre ohnehin gefüllte Reiseschatoulle legen sollte, eine Anweisung auf Arnstein und Eskeles in Wien, im Betrag von sechshundert Ducaten. Sie küßte ihm dafür dankbar die Hand.

Mit dem Abschied vom Vater nahm es die geistreiche Frau leicht. Nur der von Agathen zu nehmende bot einige Verlegenheit. Am Tage vor ihrer Abreise fuhr sie beim väterlichen Hause vor. Agathe saß in ihrem Zimmer, wo beide Schwestern erzogen waren. Ein kleines Bild der Mutter hing in düsterer Beleuchtung an den verschossenen Wänden, Agathe sah krank und elend aus. Sie konnte sich kaum erheben, Sidonie, ein Bild der Schönheit, stand mit gesenktem Haupte vor ihr. „Du gehst nach Wien!" Weiter konnte Agathe nichts sagen. Schon das letzte Wort erstickte in ihren Thränen, die sanft über die blassen Wangen niederflossen, sanft und still, ohne Vorwurf, ohne Anklage. Ach, sie hatte etwas auf den bebenden Lippen, was sie der Schwester sagen wollte. Sie begann: „Sag' ihm —" aber sie vollendete es nicht. Es war kein Vorwurf, den sie der Schwester, der Räuberin ihres Glückes, ihres einzigen Glückes, mitgeben wollte, sie wollte nur äußern: Sag' ihm, daß ich von ihm nichts behalten will, als den weggeworfenen Buchstaben G. und daß ich diesen wahren und hüten würde, diesen Theil seines Lebens, diesen Theil seines Herzens, den ich einst besessen habe und besitzen werde, bis das meinige aufhört zu schlagen. Aber so viel Worte brachten ihre Lippen nicht heraus. Sie deutete Alles nur an, erhob sich langsam, drückte ihre Schwester unter tausend Thränen an ihre arme, der Liebe beraubte Brust und

entließ Sidonien, in deren lange Wimper sich ein einziger Tropfen stahl, mit den erstickten Worten: „Du wirst mich nicht wiedersehen!“

Sie sah sie auch nicht wieder. Wie der Frühling wiederkam und mit ihm die Erinnerung an Schönlinde, sank das zarte Wesen zusammen. Der überschwellende Blüthenduft im Monat Mai tödtete ihre sieche Brust. In der neuen marmornen Familiengruft wurde Agathe begraben und gern erfüllte der Vater, der, wie so viele Menschen thun, erst im Tode ehrte, was er im Leben mißachtet hatte, den letzten Wunsch der Sterbenden, daß er, statt alles Prunkes und aller Inschriften, auf den Stein, der die Stelle ihres Grabes bezeichnen würde, nur den einfachen Buchstaben G. setzen sollte. Der Vater that es, verstand aber die Bedeutung nicht, auch die Dichterin Sidonie, die aus dem Schicksal ihrer Schwester den Stoff ihres ersten gedruckten Romans wählen wird, verstand sie nicht mehr. Nur Ottfried verstand sie mit tiefer Erschütterung und gelobte sich, als er sich einst aus Sidoniens Armen riß, heilige und ernste Dinge. Der, den er aus seinem Namen stieß, weiß es, ob er sie halten wird. *)

---

*) Eine spätere größere Ausführung dieser Erzählung findet sich in des Verfassers Schauspiel Ottfried. Dritte Auflage. (Jena, Costenoble.)

Die Nihilisten.

(1853.)

Erstes Kapitel.

Das Recht der freien Selbstbestimmung.

In einem traulich eingerichteten Zimmer deckte ein junges Mädchen den vor dem Sopha stehenden runden Tisch mit einer in's Graue schimmernden, buntgemusterten, großen Theetischdecke von Damast. Von einer Etagere, wo sich allerhand buntes Glas und Porzellan befand, stellte sie auf diese Decke drei goldgeränderte Tassen, ordnete Teller, Zuckerschale, Messer, die sie in kleine zierliche Servietten einschlug, rückte an den Stühlen, legte die Sophakissen in Ordnung und verrichtete somit eine Reihefolge von Handlungen, die wir nicht beschreiben würden, wenn sich nicht die junge Dame auf den Besuch, den sie zum Thee zu erwarten schien, mit einem Ernst und einer Feierlichkeit vorbereitet hätte, die selbst die darauffolgenden Rüstungen der kleinen Lampe, der Theemaschine, der von einer Magd hereingetragenen bezuckerten Bäckereien, des Milchtopfs und welche Vorsorgen sonst zu einem behaglichen Theeabend gehören, mit einer so überdachten und fast heroischen Miene verrichtete, daß man eine Fee, die zu geringer Erdenarbeit verurtheilt wurde, zu sehen glauben mußte, auch wenn nicht das ernste, schöne junge Wesen vom Dienstmädchen bei jedem dritten Worte Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein! höchst respectvoll wäre angeredet worden.

Das gnädige junge Fräulein hieß Hertha Wingolf und gehörte nicht dem Adelstande an. Aber unbestreitbar war sie von der sogenannten „höhern Gesellschaft“. Wenn Hertha

Wingolf zu ihrer Theeabendrüstung einen Stuhl erhob, so geschah es mit einer Armbewegung, wie wenn Semiramis den Grundstein eines neuen Tempels in Babylon gelegt hätte. Sie erkundigte sich bei Lisetten, so hieß das Dienstmädchen, nach dem heißen Wasser. Das geschah in einem Ton, mit einem Ausdruck, wie wenn eine isländische Seherin den Priester gefragt hätte: Wie geht es mit dem Geyser oder mit den heißen Schlacken des Hekla?

Endlich ließ sich sogar Hertha Wingolf herab mit Lisetten von einem Teller mit Wurst und einem mit Schinken zu sprechen! Zwei Tellern, die ihres Geruchs wegen noch beide in der Küche harrten. Aber den Preis der Wurst und den Preis des Schinkens notirte sich doch die Seherin in ein sauberes Notizbüchelchen, das sie inzwischen aus einem Schrank genommen hatte. Hertha's weiße, zarte, längliche, ganz dem Carus'schen Merkmal der „schönen Seele" entsprechende Finger, glänzten wetteifernd mit dem silbernen Crayon, mit welchem sie bedächtig die Worte niederschrieb: Ein Viertel Schinken zwei Groschen, ein Viertel Wurst zwei ein halb Groschen!

Zwei und respective zwei und ein halb Groschen? werden unsere wirthschaftskundigen Leserinnen fragen. Sie werden den Namen einer Stadt zu hören wünschen, wo es so billige Preise giebt. Wo liegt das Eldorado der erfreulichsten Erübrigungen am Wirthschaftsgelde, die ein stillangelegtes Sparen für gewähltere Toiletten möglich machen? Wir könnten den Namen der Residenz eines großen deutschen Mittelfürsten nennen; aber man gebe sich über die dortigen Fleischpreise keinen Täuschungen hin! Wir dürfen nicht verschweigen, daß Lisette bei Nennung dieser geringen Summen ganz eigen ihre kleinen braunen Augen zusammendrückte. Innerlich lachte etwas in unserer Zofe. Das vornehme, in einem seidenen Kleide dahinrauschende junge Mädchen, das sich einbildete, die sämmtlichen in ihrem eleganten Wirthschaftsbüchelchen verzeichneten Preise für Frühstückssemmel, Butter, Kaffee, Essen aus dem Speisehause, Thee, Zucker, Schinken und Wurst entsprächen wirklich den üblichen Preisen des Marktes, der Fleischbank und des Specereikrämers, dies gläubige vornehme Mädchen ist es, das dem Dienstmädchen „komisch" vorkommt.

Doch geht Lisette, wohlweislich ihr Lachen verbergend, in die Küche zurück, nicht ohne die Versicherung, daß „jeden Augenblick" Frau von Zabel, eine höhere Beamtenwitwe, bei welcher Hertha Wingolf zur Miethe wohnte, aus der Stadt zurückkommen müßte.

Hertha Wingolf hatte sich überzeugt, daß ihre Vorbereitungen zu einem Thee à trois mit so viel Umsicht getroffen waren, als man bei einem im Leben „selbstständig dastehenden" Wesen erwarten durfte, öffnete das Fenster und sah hinaus in die Schatten des Abends, die sich duftig und schon kühl niedersenkten. Hertha's Wohnung lag vor den Thoren. Es war nicht die elegante Vorstadt der wirklich ansehnlichen und mit zehn bis zwölf an ihren höchsten Spitzen jetzt noch vom Abendsonnenschein vergoldeten Thürmen vor ihr liegenden Residenz, die sie bewohnte; es war eine minder beachtete Gegend, ein Viertel, halb den wirklich Armen, halb den verschämten Armen angehörend. Mancher, der zu dem trostlosen Muß, das man Einschränkung nennt, gezwungen war, zog sich hierher zurück. Keine Paläste und keine Hütten; aber behagliche Mittelstockwerke mit mancher gefälligen Einrichtung wie bei Frau von Zabel. Eine freundliche Gartennatur durchzog diesen entlegenen Stadttheil. Die rings um die Residenz ausgebreiteten Gartenanlagen durchkreuzten sogar die kleinen Gäßchen und Winkelchen selbst.

Da mußte ein Blick durch's Fenster — es war noch nicht sieben Uhr und schon dunkelte es und die Luft ging octoberhaft — ein so beredtsames Schweigen auf den Gärten antreffen, das Ohr ein so heimliches Summen hören, wie es vom Baum zu Busch zog, ein so grüner Friede mußte durch die Natur waltend vernommen werden, daß nur noch das fernher erklingende Abendläuten fehlte, um ein Herz weich und feierlich zu stimmen.

Die Glocken läuteten wirklich. Aber Hertha stand entweder über einer sentimentalen Naturauffassung überhaupt, oder eine auf ihrem Antlitz ruhende Spannung ließ weiche Empfindungen nicht aufkommen. Von Minute zu Minute schien sie unruhiger zu werden. Einmal nach dem andern nahm sie von ihrer Brust die goldene Uhr und sah danach.

Dann schloß sie das Fenster; die Nachtluft war zu kühl. Nun zündete sie die Lampe an. Unruhig ging sie auf und ab und blieb endlich vor dem Bücherborde, das an der Wand hing, stehen, nahm ein Buch herab, setzte sich in die Sophaecke und begann, um ihrer Empfindungen Herr zu werden, an einer Stelle weiter zu lesen, wo ein gesticktes Lesezeichen andeutete, daß sie in ihrem Studium — Feuerbach's „Wesen des Christenthums" läßt sich nicht lesen, sondern nur studiren — zuletzt stehen geblieben war.

Während wir die schlanke, edelgebaute Hertha Wingolf in ihrer Sophaecke Feuerbach lesen lassen, wobei von ihrer freien hellen Stirn die mächtigen, schöngeringelten, blonden Locken gerade auf die Stelle niederglitten: „Die praktische Anschauung ist eine schmutzige, vom Egoismus befleckte Anschauung; bei ihr schau' ich ein Ding nicht um seiner selbst willen an, sondern nehme es, wie wenn man ein Weib nur um der Sinne Willen liebt. Die praktische Anschauung ist in sich nicht befriedigt, nur die theoretische ist es, sie ist freudenvoll, sie allein ist selig; ihr ist der Gegenstand der Liebe ein Gegenstand der Bewunderung..." während wir Hertha, sagen wir, über diese Worte nachsinnen lassen, erblicken wir aus dem hohen stattlichen Gebäude, welches in der Residenz seit Jahren das Justizministerium dieses bedeutenden Mittelstaats inne hatte, eine in einen leichten Sommermantel gehüllte Gestalt treten.

Der Portier kennt die Gestalt schon, kennt schon die nächtlichen Ausgänge des Geheimraths, der seit einem halben Jahre die Geschäfte des Ministeriums versorgte und der Minister selbst war, nur ohne den Namen des Ministers. Die verhüllte, eilend von der breiten Stiege tretende Gestalt fand die schwere Pforte ihres Hotels rasch aufgezogen, rasch fiel sie hinter ihr zu. Des Geheimraths Gattin war im Theater. Sie schien gewohnt, ihn des Abends, wenn sie heimkam, nicht sogleich anzutreffen.

Mit festem sichern Schritt legte die hohe Gestalt des Geheimraths eine Straße nach der andern zurück. Durch die belebtesten Gegenden drängte sich der Dahinschreitende, nicht ohne da und dort rasch von einem Vorübergehenden erkannt

und feierlichst begrüßt zu werden. Man zündete schon die Laternen an. Endlich kam der eilige Wanderer zu jenem Thor, das in die bezeichnete Vorstadt führte. Er schlug den Weg zur Wohnung der Frau von Zabel ein. Ein Blick nach den Fenstern Hertha Wingolf's überzeugte ihn, daß sie daheim war. Rasch zog er die Hausklingel. Die geschlossene Thür öffnete sich. Trotz des Dunkels fand sich der Besuchende zurecht; er kannte die Stiege. Oben leuchtete Lisette. Der Ausruf: Der Herr Geheimrath! kam von ihr in etwas befremdetem Tone. Mit wenig Schritten war der Besuchende in Hertha Wingolf's Zimmer. — „Du bist es?" sagte diese erstaunt. „Ja, Hertha, ich bin es!" antwortete der Gast und legte den Mantel ab. Hertha's Gruß war so gezogen, so langsam, so fragend gekommen, daß man erkennen konnte, wie sie diesen Besuch am allerwenigsten erwartet hatte.

Geheimrath Wingolf küßte Hertha's Stirn und auch auf die erste Ueberraschung nur mochte ihre Miene einen befremdeten Ausdruck gezeigt haben. Sie sammelte sich bald. Sie besaß das Taktgefühl eines edeln Herzens und — erblickte sie nicht in den Augen des Gastes eine Thräne? Die Thräne konnte von der herbstlichen Abendluft kommen, vielleicht von innerer Rührung.

Der Besucher war ein Mann, den sie ja liebte, ihr Vater! Zwei Menschen standen sich gegenüber, an denen der Schöpfer oder sein Nachahmer, der Künstler, Freude gehabt hätte. Die Tochter war des Vaters Bild. Der Vater, schon den Fünfzigen nahe, aber noch von jugendlich fester Haltung, reichem, lockigem, wenn auch ergrautem Haar, von Milde im bräunen Auge, voll Ernst im festgeschlossenen Munde. Die Hand, die er seinem Kinde bot, war weich, warm. So war auch sein Gruß, den die ihm an Hoheit und Adel gleiche Tochter nach kurzer Sammlung herzlich erwiderte.

Der Vater setzte sich. Er sah um sich. Die Zurüstungen des Thees, die er bedauern mußte gestört zu haben, die Tassen, die er nicht gezählt und zur Veranlassung einer Frage genommen, mit Wem Hertha, außer Frau von Zabel, heute zu Dritt sein würde, das Gebäck, der nun von Lisetten hereingebrachte Fleischvorrath, alles Das änderte freilich schon die

Stimmung. Aus des Vaters Auge blickte Wehmuth, aber bald auch spielte um seinen Mund etwas von Ironie. „Einen Gruß von Eugenien!“ sagte er. Ein stummes Nicken war der Tochter Dank. — „Der Herbst kommt mit Macht!“ fuhr der Vater, das Haupt stützend, fort. „Die Abende werden lang. Du wirst Dich hier einsam fühlen.“ — „Doch nicht!“ erwiderte Hertha mit eigener Festigkeit und legte den Feuerbach von der Sophalehne, nicht damit ihn der Vater nicht sähe, sondern damit er bequemer säße. Nun trat eine Pause ein. Hertha nahm eine vierte Tasse von der Etagère der Frau von Zabel; es war eine eigenthümliche Tasse, eine verwitwete gleichsam, es stand wenigstens darauf: Für den Hausherrn. Herr von Zabel hatte, als dieser noch dem Staate, seiner Hausfrau und sich zu Handen war, daraus gefrühstückt. Wingolf lehnte die Tasse und ein Couvert ab, und da ihm Hertha mit kleinen und unwesentlichen Erkundigungen kam, so sagte er: „Hertha, wann hört die ganze Thorheit auf?“ Hertha verstand sogleich, was der Vater unter ganzer Thorheit meinte. Ihr schönes dunkelblaues Auge verfinsterte sich. Sie schwieg aber und blickte nur nieder. „Ich habe,“ fuhr der Vater fort, „die Richtung, die Dich nach dem Tode Deiner Mutter überkam, so lange für eine ungefährliche genommen, als Du unter meinen Augen lebtest. Zehn Jahre der Selbstständigkeit, von Deinem elften bis zu Deinem einundzwanzigsten, hast Du in unserm kleinen Provinzleben die Blume der Wunderwelt, der träumerische Geist des Aparten und Barocken sein dürfen, so lange sich das väterliche Dach darüber wölbte. Jedermann hatte Gefallen an Deiner Entwickelung und so wie Du warst, so nahm man Dich. Daß ich leider dann die „Thorheit“ begehen mußte, ... noch an mein Herz zu glauben —“ — „Vater!“ erwiderte Hertha auf dies letzte besonders schmerzlich hervorgehobene Wort und ergriff des bewegten Mannes Hand und bat ihn, sich nicht durch eine Erörterung aufzuregen, deren eigentliche Absicht doch, wie er ja wisse, ihr Ziel verfehle, verfehlt hätte und ewig verfehlen würde.

„Ich kann dort das Bild Deiner Mutter nicht sehen,“ fuhr der Vater mit einem Blick auf die an der Wand hängenden

Büchergärten und was sich darüber an Bildern erhob, fort, „ich kann es nicht sehen, ohne nicht den Drang einer Rechtfertigung zu fühlen. Luise sieht so ruhig, so versöhnt auf mich nieder!“ — Hertha unterbrach diese Erörterung. Sie wußte, daß ihre verklärte Mutter dem Vater ein Geist war, der auf dieser Erde seine wahre Stätte nicht gefunden und deshalb vorgezogen hatte, früh zu scheiden. Sie wußte, daß der Vater an diesen Geist nie dachte, ohne nicht etwas zu fühlen, wie wenn ein Accord durch die Lüfte zog. Eine elfjährige Ehe war die Harmonie selbst gewesen. Zehn Jahre hatte dann der Vater dem nachklingenden Tone des Glücks noch gelauscht, diesen nur allein aus dem Leben als seinen Führer sich herausgehört. Da kam das äußere Weltglück an Wingolf's Hausespforte, pochte an sein Leben mit Ueberraschungen, auf die er nie eine Hoffnung hatte hegen können. Er wurde Chef eines ersten Gerichtshofs. Eine Mahnung der Stände wirft der Justiz des Landes Vernachlässigung der Reformen vor; man ruft, um der öffentlichen Meinung eine Befriedigung zu geben, Wingolf in die Residenz, giebt ihm die Stellung eines Ministers, dessen Rang er ablehnt, weil er die Vorliebe des Souveräns für alte Namen kennt und sich die Stellung eines Aufgedrungenen nicht zu sehr erschweren will. Diese frohe Wendung seines Lebens erfüllt ihn mit gesteigerter Empfänglichkeit für die Schönheit des Daseins. Er hat Repräsentationsverpflichtungen. So wählte er eine zweite Gemahlin. Und mit wirklicher Neigung. Der noch rüstige Mann war wie ein aufgegebener Baum, in dem sich wieder mit dem Frühling ein Wachsthum regte. Eugenie von Saalfeld wurde seine Wahl, die Freundin seiner Tochter. Beide spielend und tändelnd um ihn als Kinder schon. Als Beide erwachsene Jungfrauen waren, er nach der Residenz als Minister scheiden soll, er Eugenien von Saalfeld, die, eine Waise, bei Verwandten an seinem frühern Berufsorte lebte, die Freundin seiner Hertha, noch einmal betrachtete, wagte er ihr das schwere Loos anzutragen, an der Seite eines fünfzigjährigen Mannes durch's Leben zu gehen. Eugenie, ein blühendes, holdes Mädchen, erschrickt anfangs, hört aber die Bitte wiederholen und willigt ein, ohne sich, aus Scheu und Schamgefühl, der Freundin, der

sie Mutter werden sollte, sogleich zu erklären. Diese reist mit dem Vater ab. Unterwegs gesteht er der Tochter seine Wahl. Der Eindruck war erkältend. Hertha verfällt in Schweigen, sinnt und sinnt und an dem Tage, wo Hertha's Freundin, aus der Provinz als des Vaters Gattin vom Vater abgeholt, in die neue, prachtvolle amtliche Wohnung der Residenz eintritt, hatte die Tochter das väterliche Haus verlassen. Sie ergriff diese Wendung als das Ende einer schon lange in ihr gährenden Krisis, als einen Fingerzeig des Schicksals, einem in ihr unwiderstehlich gewordenen Drange nach Freiheit und Selbstständigkeit zu folgen. Durfte es ihr schon an sich genommen peinlich sein, wie sie vermeinte, eine Freundin als Gattin ihres Vaters zu begrüßen, so hatte sie ja nun volle Gelegenheit, „das Loos der Frauen" zu verwünschen, über die der „Zufall", das „blinde Spiel des Würfels" entscheide, sie durfte ausrufen: Ein Vater, der der Freier meiner Gespielin wird! Sie dachte schon längst an Das, was die Menschen Liebe nennen, mit Ingrimm, es hatte sie der ihr immer nahe gewesene Geist der „Selbstbestimmung" ergriffen, der keinen Zügel mehr dulden mochte. Sie konnte sich das Glück des Vaters an der Seite Eugeniens denken; sie gönnte es ihm; aber sie mochte diese Hingebung eines jungen Mädchens an ein solches Leben der sich bescheidenden Pflicht nicht weiter stören. Mit solchen, schwerlich ernst gemeinten Entschuldigungen verließ sie die Wohnung des Vaters, vertraute sich einer älteren Freundin ihrer Mutter an und bezog bei dieser zwei kleine Zimmer, in denen sie sich eine Existenz geordnet hatte ganz nach dem Drange ihres Bedürfnisses. Und litt auch der Vater unter diesem tief aus seiner eigenen Natur kommenden Sinn seiner Tochter, litt er in seinem Innern eben so sehr wie vor der Gesellschaft — denn kaum in seine neue Würde eingesetzt gab ihm sein Kind ein solches Aufsehen — so ertrug er doch seit mehren Monaten schon mit Geduld eine Wendung, die sich bei dem schon früh in dem selbstständigen, durch Pensionen und Erzieherinnen zum Eigenwillen gesteigerten Sinne Hertha's nicht ändern ließ.

Darum staunte Hertha, als der Vater heute von Neuem mit seiner Einsprache kam. Sie hatte seine Unterstützungen,

die, wenn auch noch nicht ganz, doch in absteigendem Maße eingehen sollten, doch immer angenommen. Es sollte deren von Monat zu Monat weniger werden (daß die Preise für sie so niedrig gestellt wurden, wie wir vorhin an dem Lächeln Lisettens und den beiden Tellern mit Fleisch sahen, beruhte auf einer Verabredung Eugeniens, ihrer alten Freundin und neuen Mutter, mit Frau von Zabel), ja ihr Ideal war (und eben in ermuthigender Folge jener Wohlfeilheit des Daseins) dies geworden, sich ihre Existenz selbst verdanken zu wollen. Aber der Vater wollte heute dagegen Einspruch thun. Er war in der Absicht gekommen, seine Tochter zu fragen, ob es in der That wahr wäre, daß sie in einem ihr befreundeten Hause musikalischen Unterricht zu geben gedächte?

„Ja, bei Frau von Reisig," sagte Hertha mit ruhiger Bestimmtheit; „ich komme immer mehr zu der Erkenntniß, daß wahres und dauerndes Glück nur durch Das geboten wird, was man sich selbst erwirbt. Das weibliche Geschlecht ist der Paria der Civilisation. Wir haben uns begnügt, uns, wie auch mir schon von vielen Männern geschehen, schöne Dinge über unsere Außenseite sagen zu lassen, und sind Sklavinnen des Innenlebens geworden, wenn auch die Fesseln, die wir tragen, noch so vergoldet schimmern. Wie sehr wir im Leben ohne Würde dastehen, kann ein Mann kaum fühlen. Man muß jene ganze Kette von Untugenden kennen, die sich tief im Leben der Frauen angelegt hat, um recht zu begreifen, was ich meine. Der Wahn der Eitelkeit ist durch Erziehung und Bildung der Mittelpunkt aller unserer Bestrebungen geworden. Diesem bringen wir stündlich die schmachvollsten Opfer, diesem huldigen wir mit unserer eigenen Entwürdigung. Laß doch nur einmal den Frauen Raum, ihren Muth, ihre Ausdauer, ihre wahre Hingebung an die Pflicht zu zeigen! Wir sind ein spartanisches Geschlecht, während die Männer uns für so verweichlicht halten, als sie es jetzt vielleicht selbst geworden sind." — Der Vater schüttelte sein Haupt, doch erfüllte ihn mehr spottendes Erstaunen als Zorn. Hertha schloß mit der Bitte, ihr zu gestatten, sich eine Existenz selbst zu begründen und mit jenem Unterricht bei den zahlreichen Stiefkindern

der reichen und liebevollen Frau von Reisig den Anfang machen zu dürfen.

Der Vater stand auf. Er war erregt. Er hatte die Absicht gehabt, sich zu mäßigen. Er konnte aber jetzt den Zwang nicht mehr über sich gewinnen; er verbot mit einer Entschiedenheit, die Hertha an ihm trotz aller Güte seines Wesens auch schon kannte, jedes Unterfangen dieser Art. „Ich bin dieses Verbot," sagte er, „meiner Stellung schuldig. Ich geize nicht nach höheren Auszeichnungen, als die mir schon zu Theil geworden sind. Ein Bürgerlicher weiß ich, daß ich dem Souverän nur durch die Umstände aufgedrungen bin, und ich erleichtere mir meine Beziehung zu ihm durch den Wunsch, eine gleichsam nur interimistische Stellung einzunehmen. Indessen will ich den Makel, den man an mir findet, nicht noch vermehren. Ich mag nicht, daß mein Familienleben Gründe des Vorwurfs und des Spottes für mich darbietet. Magst Du in einer idealen Welt leben, deren Ausschreitungen ich in meiner Stellung sogar gezwungen bin, zu bekämpfen, bis zur Caricatur darf Dein Handeln nicht ausarten. Ich verbiete Dir diesen Unterricht. Ich lege Dir eine Summe hieher, die Dir erlauben wird, Deine unsinnige Emancipation vielleicht noch bis zu einem Luxus zu treiben, für den ich ja dort auf dem Simse des Kamins die vollständigsten Vorbereitungen antreffe —!" Wingolf zeigte mit zitternder Hand auf einen zierlichen Becher zum Einsammeln von Tabacksasche und einige bunte Papierchen zum Anzünden von Cigarren. Er nahm den Hut, nahm den Mantel und wollte voll Erschütterung gehen.

Hertha hielt ihn jetzt zurück. Sie hielt ihn zurück nicht mit dem Gefühl einer im Gemüth um die Kränkung des Vaters besorgten Tochter, sie hielt ihn zurück mit der Entschlossenheit eines Charakters, der bei seinen Auseinandersetzungen einer überredenden Kraft gewiß zu sein glaubt und im äußersten Falle nur noch Alternativen stellt. „Vater," sagte sie, „ich bitte, mir zu gestatten, neben den Rechten, die Du über mich ausübst, noch eine andere Autorität einzusetzen, die Rechte eines Mannes, den ich liebe." „Du würdest," fuhr sie, da der Vater zusammenfuhr, ohne zu stocken, fort,

„Du würdest mich glücklich machen, wenn Du jetzt bliebest, Vater. Ich lernte einen Rechtsgelehrten kennen, der sich für die akademische Laufbahn vorbereitet, den jungen Doctor Constantin Ulrichs. In Gegenwart der Frau von Zabel sah ich ihn seit vierzehn Tagen fast jeden Abend an diesem Tische, den wir nur deshalb wählen, weil das Nebenzimmer ein unbequemes ist. Constantin Ulrichs ist einer der seltensten Menschen, die aus dieser trüben Gegenwart der Zukunft entgegenreifen. Ich liebe ihn, wie wir Frauen Männer lieben sollen, als den Führer und den Halt meines Daseins. Constantin's Vorzug vor den Anderen, deren Werbung ich zurückwies, ist der, daß seine Anschauungen glücklicherweise die meinigen sind und daß ich mich stark, gehoben, mit wunderbaren Schwingen getragen fühle, wenn ich in sein Auge blicke, von seinem Geist die Funken in mir selbst elektrisch zucken fühle. Constantin ist der älteste Sohn jener genialen Familie Ulrichs in unserer östlichen Universität. Sein Vater ist selbst ein gefeierter Gelehrter, im Fach der Geologie eine Zierde jener Hochschule. Alle seine Geschwister tragen den Stempel des Genius. Frieda Ulrichs, seine älteste Schwester, ist die Poesie selbst. Vater, ich sage Dir mein Geständniß mit der ganzen Sammlung, welche der Ernst eines solchen Gefühls und Dein Recht auf mich erfordert und ich bitte Dich, entweder jetzt, wo wir Constantin erwarten, zu bleiben oder zu gestatten, daß er Dich morgen in der Frühe selbst besucht."

Es ist wol im Leben eines Vaters einer der heiligsten Momente, wenn sein Kind, das wie in träumerischer Unbekanntschaft mit der Doppelnatur des Menschen aufwuchs, sich plötzlich in die allgemeine Reihe der gleichen Empfindungen der Herzen stellt und jenen Kreislauf der Jahrtausende, der die zärtlichen Triebe zur Bürgschaft des Menschengeschlechts für seinen Bestand gemacht hat, in seiner jungen Seele nun auch fortsetzt! Das gleiche Loos des Glückes, der Schmerzen, der Hoffnung und der Täuschung an Alle ausgeworfen und nun auch da an mein liebes, holdes, jungfräuliches Kind! Sieht dann ein Vater einen Sohn zum ersten Mal in dem Bann jener Empfindungen, die dem Jüngling selbst einst das Leben gegeben haben, so wird des Vaters Wort eher zum

Staunen, ja zum Scherze geneigt sein; das wilde junge Herz bedarf des Zügels und mancher Vater tobt dann wol mit künstlichem Spott oder mit gemachtem Ingrimm gegen die Frauen überhaupt auf, nennt es, um den Sohn von einer Thorheit zu heilen, ein unwürdiges Geschlecht, ein Geschlecht, nicht der Beachtung werth für einen Jüngling, dem die Welt gehöre. Aber eine Tochter! Bringt ein Vaterherz in solche Erfahrung die Neigung einer Tochter, so wird sein künstlicher Humor, all' sein erziehender Spott die Waffen strecken, wird sich mit Rührung und oft mit Schmerz der Nachricht gefangen geben, daß ein so an die Penaten des Hauses gebunden geschienener Geist, eine so stille traumselige Unschuld, die bisher nur ihren Eltern gehörte, nun also doch von jenem Baum im Paradiese erfuhr und von den Aepfeln der Erkenntniß, die oft ein ganzes Dasein vergiften! Der Gedanke, ein unbekanntes, wer weiß mit welchen Fügungen der Zukunft bedrohtes fremdes Leben so an sein geliebtes reines Kind herantreten zu sehen, die zarte, nur bisher dem Vater gehörende Unschuldswange von eines fremden Mannes Hauch und Kuß berührt zu wissen und sein Kind hintaumeln zu sehen mit blinder Leidenschaft in ein unter allen Umständen fernes räthselhaftes Schicksal, das kann ihm selbst jene edlere, ja tiefe Eifersucht wecken, die der Mensch in allen Dingen weit mehr sich eingestehen darf, als man obenhin einzuräumen pflegt, vorausgesetzt, daß die Eifersucht auf das Gute geht und auf Das, was unsers Werthes Bürgschaft ist.

Wingolf's Erschütterung mußte noch eine größere sein. Denn naht sich den weiblichen Lippen das Geständniß der Liebe ohnehin so langsam, wie eine Schnecke nicht ganz ihr Gehäuse verläßt, so wird es doch vollends vor einem Vater nur ausgesprochen werden beinahe wie eine Schuld, wie ein Verbotenes, wenigstens Unsagbares. Der Vater wird vielleicht das Geständniß hervorlocken müssen und in früherer Zeit war Hertha oft erröthet, wenn Wingolf scherzend von einer möglicherweise in ihr aufgetauchten Neigung sprach oder ernsthaft berichten mußte von einer ihr deutlich gezeigten Bewerbung. Daß nun aber jetzt dasselbe Kind sich ihm so gegenüber stellen konnte, so in einer einzigen ruhigen Rede die Empfindungen

bloßlegen, welche die Bedingungen ihrer ganzen Zukunft werden sollten, das hätte er sich nie möglich gedacht. Er konnte wol nicht in Zorn aufwallen; dieses ruhige Bekenntniß, diese sichere Andeutung einer demnächst ihm in Aussicht stehenden Bewerbung, dieses klare Zeugniß für sich selbst, vorgetragen von den jugendlichen Lippen unter einer erblaßten, sich nicht röthenden Färbung der Wangen, unter einem ruhigen Aufschlag der tiefblauen Augen, die klar und stolz in das Angesicht des Vaters blickten, entwaffnete, übermannte ihn. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich zum Gehen. Man hörte nebenan die Fragen und unruhigen Erkundigungen der eben lärmend nach Hause gekommenen Frau von Zabel. Nur: Gute Nacht, Hertha! sprechend, wandte er sich, ergriff den Drücker der Thür und schied von einer Tochter, die auch wirklich nichts that, sich der zustimmenden Wirkung ihres Geständnisses zu versichern oder die Bestürzung, die dasselbe verursacht hatte, zu mildern. Sie hatte gesagt, was sie sagen mußte. Die Art, wie man es aufnahm, kümmerte sie nicht.

Der Vater ging. Constantin Ulrichs! Der Name klang ihm nun — wie doch —? im Ohr; es war ein Wort wie eine neuentdeckte Insel im fernsten stillen Ocean. Und wie er noch einige Schritte durch die Bosketts der Anlagen zurückgelegt hatte, hörte er hinter sich die Klänge einer Sonate auf dem Piano. Er stand still. Das konnte nur Hertha sein, die ihm diese Töne nachsandte. War sie mehr ergriffen als sie zeigte? „Es ist die Ungeduld um den Erwarteten!" sagte er sich und hörte eine Weile den Klängen zu, bis er von einem lebhaften Gespräch gestört wurde, das zwei junge Männer führten. Sie schienen in einem Wortwechsel begriffen, dessen Ausbrüche sie nur milderten, wenn Schritte hörbar wurden in den einsamen Gängen. War der Name Hertha oder Constantin an sein Ohr gedrungen oder welcher Anlaß war es, der ihn bestimmte, still zu stehen, den Mantel vor die Augen zu ziehen und die Streitenden an sich vorüber zu lassen, ja sogar ihnen zu folgen?

Der Eine war hoch und schlank, unruhig, aufgeregt, der Andere von kleiner Statur und nicht minder in Bewegung. Jener machte dem Kleinen Vorwürfe, ja seine Oberherrschaft über diesen ging so weit, daß dieser sich sogar gefallen ließ,

von ihm gedrängt, selbst gerüttelt zu werden. Wingolf, staunend, hörte Vorwürfe, hörte Bezeichnungen, die er hätte deutlicher verstehen können, wäre er den Streitenden näher geblieben. Der Kleine lachte trotz der Mißhandlungen und machte oft wunderliche Sprünge. Zuletzt standen Beide still. Der Größere benutzte das Licht einer Laterne, zog sein Portemonnaie und gab dem Kleinern Geld.

Wingolf hatte die Physiognomieen deutlich übersehen. Der Größere war ein junger Mann von geistvollem Gesichtsausdruck, mit dunkelm Bart um Lippe und Kinn, der Kleine schien bartlos, war blaß und von einer beweglichen unedlen Physiognomie. Nachdem der Letztere einige Geldstücke empfangen, begleitete er den unwilligen und aufgeregten Geber in die jenseits des Fahrwegs beginnenden Häuserreihen. Vor Hertha's Hause hielten sie an. Der Kleinere erhielt noch mit der Hand ein derbes Andenken von dem aufgeregten Größern, der dann die Klingel zog und verschwand. Wingolf wartete auf den vor ihm vorbeischießenden Gefährten eines Mannes, der also ohne Zweifel Constantin Ulrichs gewesen.

Jener hüpfte mehr, als er ging, an ihm vorüber, pfiff, trällerte. Das empfangene Geld schien ihn lustig zu stimmen. Wingolf konnte nicht umhin, ihm zu folgen. Er war unter'm Stadtthor fast dicht an ihm, dann schlug er eine andere Richtung ein, als die seinige hätte sein müssen. Dennoch begleitete er ihn noch eine Strecke. Erst als der Kleine in einem übel berufenen Viertel verschwand, gab er die ihn unwillkürlich ziehende Absicht, wenigstens die Gesichtszüge dieses Gefährten, der sich so leichten Sinnes von Constantin Ulrichs mit Geld ausstatten und mißhandeln ließ, genauer in's Auge zu fassen. Es war nicht möglich gewesen. In einem Miethwagen, den er bestieg, fuhr er in seine Wohnung.

Eugenie, Wingolf's junge Gattin, war noch im Theater. Gewöhnlich wenn sie zurückkam und noch ein einsames Lämpchen an einem Fenster, das in den Hof ging, brennen sah, wußte sie, daß schwierige Arbeiten angekommen und der Gatte ihr lieber erst am nächsten Morgen gehörte. So heute. Wingolf fand heimgekehrt verwickelte und verdrießliche Aufträge. Es war jene vormärzliche Zeit, wo die Feinde

der Ordnung nicht wie jetzt in den Handwerkstätten aufgesucht wurden, sondern mehr unter den Studirenden, den Gelehrten. Eine Reihe von verdächtigen Namen lag vor dem neuen Verweser der Justiz. Wingolf las. Ganz hingegeben der schwierigen Aufgabe schüttelte er oft den Kopf. Endlich stieß er — erstaunend und betroffen genug — auf einen Namen, den hier zu finden, zu seinem Kummer noch eine neue Verwickelung brachte. Auch der Doctor der Rechte, Constantin Ulrichs, stand auf dem Verzeichniß der in einen „Hochverraths-Proceß" Verwickelten.

Bis tief in die Nacht las Wingolf die Vergehen, deren sich ein Mann schuldig gemacht haben sollte, der, nach Hertha's schwerlich je zu beugendem Charakter zu schließen, früher oder später bestimmt war, sein Schwiegersohn zu werden.

Zweites Kapitel.

Constantin Ulrichs

Hertha's Erwählter war deshalb so spät zu Frau von Zabel gekommen, weil er schon die Widerwärtigkeiten, die ihn bedrohten, in Erfahrung gebracht hatte. Benachbarte größere Staaten gaben damals und vielleicht noch jetzt den mittlern und kleinern die näheren Kennzeichen derjenigen Richtungen an, die sie nicht dulden sollten. Papiere wurden mit Beschlag belegt, mündliche Aeußerungen denuncirt und ähnliche Tendenzproceduren vorgenommen, die bei dem eigenthümlichen patriarchalischen Wesen unseres deutschen Staatslebens Vergehungen dieser Art immer wie persönliche Kränkungen der Staatsoberhäupter heraustreten lassen sollen und auch Dem, der einmal einem solchen Makel verfallen ist, oft sein Leben lang nicht wieder verziehen werden und ihm im Grunde anrathen sollten, den Boden des Vaterlandes für immer zu verlassen.

Constantin Ulrichs hatte seine Gefahr an jenem Abend Hertha mitgetheilt. Man kann sich denken, wie diese Mit-

theilung von ihr, der ohnehin schon Aufgeregten, aufgenommen wurde. Nicht mit Furcht, sondern mit Entrüstung.

Schon in aller Frühe eilte sie am folgenden Tage zu ihrem Vater und wandte natürlich alle Waffen ihrer neugewonnenen Ueberzeugungen an. Wir können nach dem Vorangegangenen die Scene, die zwischen Vater und Tochter sich ereignete, uns denken. Den Ausgang dieser Unterredung erwartete Constantin in seiner Wohnung. Der so ernstlich Bedrohte befand sich in Spannung und brennender Unruhe. Selbst die geringste üble Folge, die er für seine Person fürchten konnte, Ausweisung aus dieser Stadt, wäre ihm bei der Beziehung, die er zu Hertha gewonnen, das Verdrießlichste gewesen. Verbannt aus Verona, ist aus der Welt verbannt! sagte Julia Capulet in einer Zeit, wo zwischen Mantua und Verona noch keine Eisenbahn ging; aber auch jetzt noch würde Julia Capulet in einem Verbannt von Verona nach Mantua! Schrecken gefunden haben lästigster Art, falls sie nicht zu dem äußersten Mittel griff, mit Romeo nach Mantua zu entfliehen.

Das Verhältniß zwischen Hertha und Constantin hatte sich in dem schon besprochenen Freiherrlich Reisig'schen Hause angeknüpft, in das diesen jungen Mann Empfehlungen eingeführt hatten. Hertha hatte dort dem Eindruck, den ihr Constantin machte, bald Rede gestanden, hatte tief empfunden, wie auf sie die Gestalt des jungen Gelehrten, sein zwar unstetes aber blitzendes Auge, noch mehr aber seine immer sprungweise gegebenen, abgerissenen, den Hinterhalt einer bedeutenden Weltanschauung verrathenden Aeußerungen wirkten. Constantin bemerkte dies bald. Ob es Liebe war, die er für die Tochter des Ministers empfand, ist schwer zu sagen; er stand seinen Gefühlen nicht Rede, ja es gehörte zu seinen Grundsätzen, Selbstbespiegelung, wie er die Anfänge der Liebe nannte, die Zergliederung seines Innern, zu verwerfen. Er fand das ideale schöne Mädchen gewiß interessant, anregend und zeichnete sie mit aufrichtiger Hingebung aus.

Man war gewohnt, diesem jungen Manne überall, wo er auftrat, ein großes Uebergewicht über die Gesellschaft einzuräumen. Er hatte sich eine umfassende Menge von Kennt-

nissen in den verschiedenartigsten Wissensgebieten erworben und in den neuesten Vorkommnissen der Politik und der Naturwissenschaft war er immer heimisch. Er besaß eine außerordentlich sichere Art der Auseinandersetzung. Jedes Wort, das er sprach, hatte etwas Gewichtiges, selbst ein nur so hingeworfenes. Der Zweifel, den er über etwas aussprach, konnte für Andere Dogma werden.

Constantin war ein umsichtiger und erfinderischer Gesellschafter. Er ging auf die Scherze der Damen ein, ohne sich den Schein eines Galopins zu erwerben. Man konnte ihn nicht eigentlich gefällig und zuvorkommend nennen, aber er verdarb kein Spiel, selbst nicht in der Karte mit den ältesten Damen. Kein Wunder, daß Constantin Ulrichs die Seele der Gesellschaften wurde und sich eine Meinung von ihm verbreitete, die für Hertha wie ein Strom vom ewigen Quell des Lichtes erschien.

Constantin besuchte auch bald Frau von Zabel. In der ruhigen Art, wie er sich in jeder Lage zu geben wußte, wenn er beobachtet wurde, mit derselben fast sieggewohnten Sicherheit zog er ganz in Hertha's Seele und Leben ein. Er wurde der Schlußstein ihres alten, der Grundstein ihres neuen Systems. Sie bezeichnete ihn ganz einfach: Es ist ein Mann! Sie hatte nie vor einem Manne Respect gehabt, selbst vor ihrem Vater nicht — einen Vater übersieht ein Kind sehr bald in seinen Schwächen — Constantin war der erste Mann, der Hertha imponirte. Sie liebte ihn anders als ihren Vater.

War Constantin Ulrichs allein mit sich, so war er freilich ein Anderer, als ihn Hertha kannte. Dann konnte er seinem Ich den Zügel schießen und sich gehen lassen. Seinem ältesten Freunde, Jean Reps, wie man diesen schon auf der Universität, um den „überwundenen" Jean Paul zu bezeichnen, nannte (er hieß eigentlich Johann Repse), einen halbverdorbenen Predigtamtscandidaten, hatte er, wie Wingolf beobachten konnte, am Abend vorher das Geld, das er sehr oft in die Lage kam, diesem leihen zu müssen, mit einigen höchst wahrscheinlich verdienten Rippenstößen gegeben. Constantin war auswärts nonchalant, im Hause oft pedantisch bis zum Zopf,

wie Jean Reps sagte. Constantin schmählte, wenn er die Seinigen besuchte und die bei ihnen herrschende geniale Wirthschaft sah. Er leugnete die meisten feststehenden Thatsachen, nur nicht seine Kleider, seine Wäsche, seine Schreibmaterialien, die Geräthschaften der Toilette, die er sehr gewissenhaft zu machen pflegte und ähnliche wichtige und auf entschiedenste Stabilität angewiesene Dinge. Zu den Ausnahmen von jener allgemeinen Unbeständigkeit der Begriffe, die ihm das Weltall zu erfüllen schien, rechnete Constantin noch seine Cigarren und seinen Kaffee. Er konnte über neue philosophische Lehrgebäude, die sich in Gestalt eines ihm vom Buchhändler zugesandten Buches darstellten, witzig spotten, konnte den Unsinn „unmöglicher Beweisführungen", wie er sie nannte, treffend von sich weisen, aber ein Werk über die echte Kaffeezubereitung der Levante studirte er andächtig.

An dieser Lieblingsbeschäftigung der Frühstückszubereitung pflegte sich Jean Reps fast jeden Morgen, den Freund noch aus den Federn klopfend, zu betheiligen. Und so trat er auch heute mit charakteristischer Sicherheit durch die weit aufgerissene Thürpforte, rief einen Guten Morgen! und warf sich in die Sophaecke, die schon seit Jahren erb- und eigenthümlich ihm gehörte.

Constantin, der gerade am Fenster mit dem Filtriren seines Mocca beschäftigt war, erwiderte nicht einmal den Gruß. Er nahm den Freund wie ein Fürst seine Höflinge zum Lever an.

Constantin konnte mit Jean Reps Vieles, vielleicht Alles machen, was er wollte. Daraus ergab sich eine sonderbare Position. Jean Reps war Constantin eine Last und doch bedurfte er seiner. Jean Reps war so zu sagen für Constantin's Hofstaat der Ceremonienmeister. Dieser zwei bis drei Jahre ältere Busen-, Schul- und Universitätsfreund, Sohn geringer Eltern, von Stipendien aufgefüttert, krummbuckelnd durch die Welt gegangen, machte den Leibpagen und ersten Mammeluken seines jüngern und bedeutsamer entwickelten Freundes. Er schlug schon seit Jahren vor ihm die Pauken der Bewunderung und rasselte mit den Schellen seines von ihm verbreiteten Ruhmes.

Constantin Ulrichs, Pascha der Geistreichigkeit von drei Roßschweifen, mußte Jean Reps das Verdienst einräumen, daß er ihm, wie solches bei den größten Talenten vorgekommen ist, in seinen Erfolgen nachgeholfen hatte. Johann Repse hatte ihm überall die Wege bereitet, nannte sich seines Meisters Johannes, streute ihm Palmen und Blumen auf den Weg, rief ihm Hosianna und trank dafür natürlich fast jeden Morgen bei Constantin den Kaffee, plünderte seine Eßvorräthe, seine Cigarren, bemächtigte sich auch wol seines Schreibsecretärschlüssels und veranlaßte Constantin oft zu bemerken, er wollte diese offenbaren Diebeseinbrüche bei ihm ertragen, so lange sie nicht hinter seinem Rücken geschähen. Wenn Constantin irgendwo öffentlich zu essen pflegte, fehlte gewiß sein Freund nicht und nur die Abende behielt sich Jean Reps für sich und widmete sie seinen altstudentischen Neigungen, die gewöhnlich bei seinem ungeheuren Biergenuß mit einem Rückfall in eine Form von Genialität endeten, die Constantin Ulrichs nicht leiden mochte und nie gelitten hatte. Man konnte von beiden Freunden sagen, sie hatten, wie der Dichter sagt, ihre Sache auf Nichts gestellt, aber das Nichts Constantin's war ein Nichts, in welchem die Negation des Weltalls noch den Salon übrig ließ, bei Jean Reps nur noch die Kneipe.

Der Verdruß über die Gefahren, die sich über ihren Häuptern zusammenzogen, war bei Jean Reps und Constantin ein gemeinsamer. Auch in Betreff der lindesten Form, der Ausweisung, da Jean Reps nach Constantin's Ausdruck von irgend einer „achtbaren Bürgerlichkeit" gefesselt war. Das Verdrießlichste mehrte sich, weil beide Freunde in die Lage kommen sollten, weit weniger für ihre eigenen Irrthümer oder Vergehungen zu leiden als für fremde Verschuldung. Es war vorzugsweise ein anderer junger Mann, der schon in ein Amt eingetreten war, Namens Eberhard Ott, der eine gewisse Gemeinschaftlichkeit errichtet hatte, einen Lesekreis, in welchem meist solche Schriften circulirten, die verboten oder schwierig anzuschaffen waren. Aus diesem Leseclub war manche andere solidarische That entstanden, die Jeden traf, auch wenn man bei der Abstimmung gefehlt oder, wie es von Julius Cäsar und Constantin Ulrichs gemeiniglich hieß, durch „Ab-

wesenheit geglänzt" hatte. Da waren flüchtige oder abgesetzte Lehrer unterstützt worden, Sammlungen veranstaltet, von begeisterten Frauen Lotterieen eingeleitet, kurz, man wird sich jener Zeit erinnern, die auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Kirche und des Staats Märtyrer genug sah.

Diese organisirte Uebereinstimmung der Gemüther sollte nun ausgerottet, aufgehoben, ja bestraft werden und für Eberhard Ott konnte die Wendung die besonders gefährlichere werden, da gerade er im Begriff stand, in die Provinz, eben in jene östliche Universitätsstadt H., abzureisen, um daselbst schon die glücklich errungene Stelle eines Assessors, also in festem Staatsdienste, anzutreten. Da in jener Stadt auch Constantin's Familie lebte, hätte es nicht Wunder nehmen dürfen, daß Eberhard Ott bald dem schon an Constantin's Kaffeetisch schwelgenden Jean Reps — („still und bewegt" nannte es Ersterer) — auf dem Fuße folgte. Er wollte vielleicht nach Aufträgen für Constantin's Familie fragen oder die gemeinsame Gefahr mit dem sonst für unverwundbar geltenden Doctor besprechen.

Daß Constantin selbst Allen ein unverwundbarer Achilles war, gehörte zu den Wirkungen jener Verheißungs- und Prophetenthumshuldigung, die Jean Reps für ihn seit Jahren anzubahnen verstanden. Mit Diesem ist das Glück! Das stand fest. Siegfried und Achill war er Allen, die mit oder bald vor oder bald nach ihm studirt hatten.

Um die Aehnlichkeit mit Achill oder Siegfried noch zu erhöhen, sprach man oft in einem unendlich geheimnißvollen Tone von gewissen Stellen, wo allerdings auch Constantin zu den Sterblichen gehörte. Ja, pflegte Jean Reps wol zu sagen: Der Koloß von Rhodus macht regelmäßig einen Entrechat, wenn man seinen schlechten Kaffee gut finden soll — es gehörte nämlich zu den Eigenschaften Jean Reps', wie immer bei solchen Naturen, daß er Das, was er borg- oder schenkweise erhalten, nur als in Gnaden empfangen quittirte und sich zuletzt doch immer noch durch den Tadel des Geschenkten, wie es Constantin bei anderer Gelegenheit nannte, den „freien und unbefangenen Standpunkt" erhielt. Ja, heute war Reps sogar nahe daran, seines Freundes geheime Blöße

die Furcht zu nennen. Nicht die gemeine Furcht, sondern die Furcht vor dem Unbequemen und Widerwärtigen. In den nergelnden Worten, die Constantin beim Filtriren unaufhörlich über den „Skandal" und den „Unsinn der Zeit" ausrief, lag eine Bestätigung dieser Annahme. Doch klammerte sich Reps an die gute Wirkung der Vermittelungen Hertha's, verbat sich die aristokratischen Anzüglichkeiten seines „gesinnungslosen" Freundes und als Eberhard Ott eintrat, eine stille und ernste Natur, da kam endlich Haltung in das gemeinsame Gespräch. Man verständigte sich über die Aussagen, die man zu geben gedächte, sprach die Gefahren durch, denen man mit Ergebung entgegenharren wollte und zeigte sich, auch wenn man durch Hertha die bösen Gerüchte bestätigt hören würde, von einer Festigkeit, die unter dem Einflusse der sittlichen Natur eines Mannes wie Eberhard stand und nun nicht mehr wanken wollte und nicht weichen.

Als diese Verabredung zu Ende, das Frühstück verzehrt war und Eberhard, der noch heute zu reisen gedachte, Abschied nehmen wollte, sagte Reps: „Bleiben Sie doch noch, Ott! Constantin hat ja einen Auftrag für Sie." — „Einen Auftrag, Ulrichs?" fragte Eberhard ohne auf Reps zu sehen, den er gleich Anfangs ignorirt hatte und nur seiner Anhänglichkeit an Constantin wegen duldete. — „Für Ihre Eltern? Oder für Wen? Mit Vergnügen bin ich bereit." — Constantin erhob sich. Etwas verlegen ging er im Zimmer auf und nieder, schloß dann seinen Schreibsecretär, nahm aus einem Schubfach einen Ring und sagte zu dem erwartungsvoll den Hut wieder wegsetzenden Freund: „Ja, lieber Ott! Eine eigene Commission! Reps kennt den Gegenstand. Es ist mit drei Worten ein Gefallen, den Sie mir thun müssen." — „Mit Freuden!" erwiderte Eberhard und war gespannt. Mit dem Ringe spielend, trug Constantin seine Angelegenheit vor. Es war eine Herzenssache. Seit Jahren, erzählte er, feßle ihn an ein junges Mädchen in Liederbach, einem Dorfe, dicht an dem Aufenthaltsort seiner Eltern, ein Verlöbniß. Es wäre seine förmliche Verlobte die Tochter des dortigen Pfarrers. Constantin erzählte, er hätte schon auf der lateinischen Schule in H. die Spaziergänge nach Lieder-

bach vorzugsweise geliebt, hätte gern den Pfarrer besucht, Agnes, seine Tochter sich damals „möglichst idealisirt", hätte im „gemüthlichen Anfluge" auch seine Geschwister öfters mit hinausgenommen und so wäre denn eine „Studentenliebe" entstanden, der die „Gewöhnung" Bindekraft, jeweilige Abschiede und Briefwechsel „eine Art von Poesie" gegeben hätten und Agnes Planer wäre ein Mädchen, das Manchen glücklich machen könnte, der auf dem Standpunkt der Idylle — Jean Reps rief Mercutios' Worte dazwischen: O Fleisch, Fleisch, was bist du verfischt worden! — stehen zu bleiben gedächte. Diesen Roman müsse er nun abbrechen. Denn die Bekanntschaft mit Hertha Wingolf, der Tochter des Ministers, höbe ihn ja auf. Was auch für Chicanen vom Geschick zunächst zu fürchten wären, für Hertha Wingolf sage die großartige Auffassung, mit der sie den Bund ihres Herzens und Geistes mit ihm geschlossen, in dem Grade zu, daß er sich eilen müßte, „störende Vergangenheiten" abzuthun. Hertha wisse bereits von der Existenz einer Agnes Planer. Er hätte ihr sogleich den Beweis von Offenheit um so unbefangener geben dürfen, als er hätte voraussehen können, wie gerade sie ein solches Geständniß aufnehmen würde. Sie hätte eine Weile geschwiegen, dann gefragt: War sie von Ihnen geliebt? Mit voller Wahrheit hätte er eingestehen dürfen, daß diese Liebe in ihm eine längst überwundene wäre und Hertha hätte dann aus ihren Locken schwermüthig in die dunkeln gerade am Horizont vorüberziehenden Wolken geblickt und vor sich hin die Worte gesprochen: Die Welt ist einmal so! Darauf hätte Constantin seiner eigenen beklemmenden Ungewißheit über Hertha's Empfindungen durch seinen Lieblingssatz ein Ende gemacht: „Die Welt leidet ja nur an den Widersprüchen, in welche wir uns selbst mit ihr versetzen; folgten wir immer der Natur und gäben uns so, wie es uns Bedürfniß ist, dann könnten wir eine Ahnung von Dem gewinnen, was es heißt, Erdenbeherrscher zu sein!" Da hätte sich Hertha gewendet und nur allein noch die Worte gesprochen: Constantin, folgen Sie Ihrem Triebe! Von diesem Augenblick an wäre Agnes Planer nicht mehr für ihn vorhanden und es käme nur noch darauf an, mit einer gewissen Ruhe und Schonung Agnes

in Liederbach von dieser Wendung in Kenntniß zu setzen. Constantin legte die Cigarre fort. Verrieth er, als er sich zum Vollstrecker seines traurigen Auftrags Eberhard Ott wählte, gerade darin große Menschenkenntniß, daß er ein mildes Gemüth wählte, so durfte er seine Wahl noch gelungener nennen, wenn er seiner Schwester Frieda gedachte. Eberhard Ott liebte Frieda Ulrichs. Es war keine Täuschung seines scharfen Auges, wenn sich Constantin sagte, es zöge Eberhard mit Zugvogelsehnsucht nach dem Orte hin, wo ein seit ihrer letzten Anwesenheit in der Residenz alle Gedanken Eberhard's erfüllendes Mädchen wohnte und vollständig einen Ort, wie man erzählte, bezauberte. Mußte nicht Eberhard geneigt sein, sich den Bruder eines so geliebten Wesens und die Familie zu verbinden? Noch mehr. Eberhard war gerecht genug, einzusehen, daß die ihm dem Namen nach wohlbekannte Hertha Wingolf, von welcher die Residenz genug zu sprechen hatte, die Tochter eines möglicherweise künftigen Chefs der ganzen Landes-Verwaltung und Förderers der Lebensschicksale Constantin's, sein Herz mehr erfüllen durfte als jener „Irrthum von Liederbach", wie Constantin sagte, und daß es im Leben eines jungen Mannes Krisen geben könnte, wo man vor einer Vergangenheit steht wie wiederum nach Constantin's oft gebrauchtem Ausdruck „die Schlange vor ihrer jährlich abgelegten Haut". Agnes Planer — wer konnte sie sein? Ein Pfarrerskind, verblühend schon, ohne Reiz für einen entwickelten jungen Mann, der eine Bedeutsamkeit ersten Ranges war, wofür wenigstens Constantin selbst von Eberhard Ott anerkannt wurde.

Und da nun in Constantin's Worten nichts vorgekommen war, was seinen eigenen Sinn verletzt hatte, so ergriff Eberhard ruhig dessen Hand und sagte: „Mein lieber Ulrichs, Sie geben mir einen Auftrag, der fast wie das Ansagensollen eines Todesfalles klingt. Eintreten müssen in jene kleine Hütte und berichten: Aermste, Dir ist in der Ferne Dein Lieb gestorben! In der That —" — „Es ist noch nicht lang, daß's geregnet hat," fiel Reps weinerlich singend ein. „Die Blätter, die tröpfeln noch! Ach! Ich hab' einmal einen Schatz gehabt. Ach! Ich wollt', ich hätt' ihn noch!" — Constantin lachte über den bösen Gesellen. Eberhard aber, sich nur ein wenig

umwendend zu dem auf dem Sopha sich streckenden Spötter, warf ruhig dazwischen: „Sie sind ein elender Mensch, Repse! Man möchte glauben, das Wunder von dem Gergesener See wäre wahr gewesen und es stäke in Ihnen noch so eine Seele von dem Borstenvieh, das damals aus den Besessenen fuhr! Es giebt nichts Verruchteres als einen gefallenen und dann noch frechen Priester. Wer dem Heiligsten, was der Mensch verehrt, administrirte und die Handgriffe kennt, die sich die Menschheit als Geberde des Segens denkt, und dann seitabwärts tritt und seinem und Anderer Gotte Grimassen schneidet, der ist denn doch schon der schlechteste Kerl von der Welt. Wir Andern sind allerdings auch gottlos und fallen von unserer Kindheit und unserm poetischen Glauben ab, aber so höhnisch fletschen wir doch nicht die Zähne und kokettiren förmlich mit unserm Abfall wie dann Einer von Euerm Gelichter!" — „Zum Henker!" polterte Reps auf, „was quälen Sie sich denn mit Ihrem Pathos! Ulrichs fängt an Diplomat zu werden. Ich hatte mich schon gefreut, die Reise nach Liederbach auf gemeinschaftliche Kosten zu machen. Dem alten Planer wollte ich seine Würste und Eier vertilgen helfen und dabei so auf Constantin im Allgemeinen schimpfen, daß sie's mir's hätten anmerken müssen, was ich hinten herum und über die Speisekammer hinweg im Besondern sagen wollte. Weshalb sollen denn gerade Sie gehen? Weil Fräulein Hertha eine Mutter hat, die sich Eugenie von Saalfeld nennt? Weil diese jenen Mann, der Planer von Liederbach heißt, zufällig genau kennt und Ergo — Seiner Gnaden Graf Ulrichs nicht gern wollen, daß man von der Mördergrube seines Herzens —" Weiter kam aber Jean Reps nicht. Mitten in der Auslegung der besondern Motive, die Constantin für seinen Entschluß hätte haben können, hatte ihn dieser schon ergriffen und mit zwei kräftigen Muskelbewegungen vom Sopha geschleudert und zur Thür hinausgeworfen. Sein alter Hut flog ihm nach. Der Riegel wurde zugeschoben. Constantin war in eine sonst an ihm seltene Heftigkeit gerathen. Die Flügel seiner Nase gingen auf und ab, das untrügliche Zeichen eines Zorns, der sich nicht verstellt.

„Glauben Sie es nicht, Ott," sagte er sich endlich sammelnd, „daß ich diesen traurigen Schritt mit solchen Berechnungen,

wie Sie eben hörten, verbinde! Allerdings ist es wahr, es ist hier ein eigenes Zusammentreffen. Die junge Wingolf, ich meine die Frau des Alten, ist zufällig von Pfarrer Planer erzogen worden. Da ihre Mutter starb, gab sie ihr Vater nach Stiftshof, einem dicht bei Liederbach gelegenen Schlosse eines Freundes. Dort von Liederbach aus unterrichtete Planer mehrere Jahre lang einen Kreis junger adeliger Damen. Ich weiß nicht, besteht die Verbindung zwischen dem alten Planer und der jetzigen Geheimräthin noch oder ist sie abgebrochen; kurz, mein Verlöbniß mit Agnes wird ihr nicht Geheimniß sein. Erfährt sie nun diesen Bruch, so bin ich wol über die Wirkung, die daraus für mich und Hertha entstehen würde, beruhigt. Anders aber könnte allenfalls die Wirkung auf den Vater herauskommen. Ich habe diese ganze adelige Coterie und Alles, was dazu gehört, wie Sie aus meinen Gesinnungen wissen, bisher wenig geachtet, aber es kann mir doch nicht gleichgültig sein, wenn ich zu gewärtigen hätte, vor Hertha's Eltern in einem ihnen so unmittelbar ersichtlichen Lichte des Wortbruchs dazustehen. Die Trennung Hertha's von ihrem Vater kann ich nicht billigen, unterstütze sie auch nicht; doch für Hertha's Sinn läge ein Wagniß darin, die Rückkehr zu ihm mit Eifer zu befördern oder wol gar zu verlangen. Erscheine ich aber dem Vater so schon als Störenfried seines Hauses, denken Sie sich dann ferner unsere Calamität mit dem so übelgedeuteten Verein und die Verdächtigung unserer Ansichten, so werden Sie mir eingestehen, daß ich wenigstens in Liederbach eines Anwalts bedarf, der dort meine Handlungsweise schonend vorträgt und mich vor dem allzu grellen Aufschrei der Verletzung sicherstellt. Agnes ist empfindlerisch, sie wird ein trauriges Wesen machen. Der Vater ist ein Brausekopf, ein Gegner unserer Richtung. Ich gewärtige unter solchen Umständen einen Wirrwar, vor welchem ich geschützt sein muß und deshalb bitte ich Sie, lieber Ott, halten Sie mir in dem gegenwärtigen Handel da in Liederbach wenigstens so lange die Stange, bis sich meine jedenfalls unendlich interessante Beziehung zu Hertha Wingolf geregelt hat. Seit gestern weiß der Vater von ihrer Neigung. Er erfuhr sie in demselben Augenblick, wo es von ihm abhängen wird, ob

gegen uns Untersuchung aufgenommen werden soll oder nicht. Mit Ungeduld erwarte ich von Hertha die Nachricht, was sie eben bei dem Geheimrath ausgerichtet hat. Sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von Alledem denken? Und sprechen Sie gerade heraus. Ich kann Ihre Kritik ertragen."

Constantin gehörte zu den geborenen Herrschern des Augenblicks. Ihre Gründe und Meinungen prüft man nicht, man hört nur dem Ton zu, wie sie sie vorzutragen wissen. Sie haben immer Recht, diese imperatorischen Charaktere. Sie brauchen nur einfach die Frage zu stellen: Ja oder Nein? und die Zuhörer geben unbedingt ihre Zustimmung, schon vertrauend dem Zeichen des Sieges, das für alle und selbst die schwierigsten Lebenslagen auf die Stirn dieser berufenen Menschen gedrückt zu sein scheint. Und dies Siegeszeichen zu sehen, es als Vorrecht, das da Einem gegeben, anzuerkennen, thut sogar den Uebrigen wohl! Sie erblicken darin einen Triumph des Menschenthums.

So ging es auch dem in allen anderen Beziehungen nicht minder selbstständigen und ernsten Eberhard. Mochte es sein, daß durch die Worte, die Constantin sprach, immer die Lieder summten, die einst Frieda hier auf diesem Zimmer beim Bruder geträllert hatte oder daß die braunen Augen, in die er sein ganzes Sinnen schon seit Monaten versenkt hatte, um ihn her blitzten und so funkelnd hüpften, wie Frieda selbst zu hüpfen und vom Sopha zum Fenster, vom Fenster zum Tisch zu gaukeln pflegte, Eberhard konnte Alles, was ihm Constantin vortrug, nur vernünftig, billig, zweckmäßig finden und versprach, sich dem Auftrage in Liederbach schon an dem ersten Tage seiner Ankunft in H. mit aller nur möglichen Schonung zu unterziehen.

Er entfernte sich, nachdem man noch für den Fall, daß die über ihnen Allen schwebende Wolke einer politischen Behelligung sich wirklich entladen und ihre kleinen grünen Lebensernten auf lange Zeit zerstören sollte, einige Verabredungen getroffen hatte.

Als Eberhard schon die Thür in der Hand hatte, rief ihm Constantin noch einmal nach, griff auf seinen Schreibsecretär, auf dessen Sims er den Ring gelegt hatte und gab ihm noch das traurige Symbol mit, das fast vergessen worden

wäre. Eberhard steckte den Verlobungsring mit ruhiger Hingebung an seinen Finger und verließ noch an demselben Tage Nachmittags die Residenz. Bis dahin waren die Freunde unangefochten geblieben.

Drittes Kapitel.

Rechte und Pflichten

Die Erfolge des Morgenbesuchs, welchen Hertha schon in aller Frühe bei ihrem Vater gemacht hatte, waren indessen doch nicht die erfreulichsten gewesen. Wingolf konnte und durfte sich der Auffassung nicht entziehen, die einmal für die vorliegenden Vergehen die officielle geworden war. Wol hatte er selbst einen freieren Ueberblick über die Zeit und kannte nicht den Trieb der Verfolgung, der bei Staatsdienern, die im Amte solcher politischen oder Tendenzinquisitionen allzu lange stehen, zuletzt eine förmliche Manie werden kann — eine Manie, bei welcher es wenigstens in Frankreich schon vorgekommen ist, daß Spürkräfte, denen der Ruhm der Erfolge geworden, bei neuen Entdeckungen, die sie gemacht haben wollten, in den Verdacht kamen, das Gefährliche selbst angestiftet oder wenigstens sich den Fund so zurechtgelegt zu haben, wie sie ihn effectgebend antreffen wollten.

Von diesem Fanatismus war Wingolf frei. Dennoch konnte er sich den einmal zur Pflicht gemachten Auffassungen nicht entziehen. Ein Niederschlagen dieser ihm mitgetheilten Vergehen war eben so unmöglich, wie wol gar eine Vertheidigung und Rechtfertigung, wie Hertha verlangte. Nach Hertha's Sinne hätte der Vater nichts Anderes thun sollen, als die Sache der bedrohten Neuerer zu seiner eigenen machen und dem Fürsten, den Ministern und der bestehenden Gesellschaft zurufen: Ihr Alle seid auf dem Wege des Wahns und früher oder später verfallt Ihr dem schrecklichen Verderben! Hertha fand es entsetzlich, daß Wingolf, so ernst auch sein Auge

blickte, sich eines Lächelns über ihren Vorschlag nicht erwehren konnte.

Eugenie hatte allerdings von Wingolf kaum den Namen der Herzenswahl ihrer Freundin vernommen, so hatte sie ausgerufen: Constantin Ulrichs? So heißt ja der Verlobte der Agnes in Liederbach! Auch über dies Zusammentreffen war die Erörterung Hertha's mit dem Vater peinlich. Wingolf lehnte jede Gemeinschaft mit einem sich ihm so zweideutig aufdrängenden Sohne ab. Und auch dieser Ausdruck empörte Hertha. Es trat ein förmlicher Bruch zwischen Vater und Tochter ein. Die Welt bekam Stoff zur üblichen Verbreitung.

Jene Zeit, kurz vor den Februartagen des Jahres 1848, war in vieler Hinsicht vorurtheilsfreier als die gegenwärtige. Man hatte damals nur an ideelle Umwälzungen gedacht. Erst später, als man erfahren mußte, daß sich die Revolutionen nicht mit Glacéhandschuhen machen, hat sich die jetzt herrschende Abneigung fast gegen alle idealen Auffassungen des Lebens und der Sitte eingestellt, eine Abneigung, die man in jenen Tagen selbst in solchen Kreisen nicht kannte, deren Interessen auf die Erhaltung des Bestehenden angewiesen sind. Constantin lebte schon lange, mannichfach empfohlen, in den Strudeln der großen Welt und Hertha erntete dort manche Zustimmung. Viele fanden den Schritt des Vaters, sich in seinen Jahren noch einmal zu vermählen, in der That unverzeihlich, die Wahl gar einer Freundin der Tochter gegen letztere unzart, sie rühmten Hertha, wenn sie ihrem starken Geiste hinlänglich vertraute, um sich ihr Schicksal selbst zu gründen.

Es war in dem allgesuchten glänzenden Reisig'schen Hause, wo Hertha eines Abends in die Lage kam, Eugenien, ihrer Mutter, die sie seit ihrer Heirath vermieden und noch nicht gesprochen hatte, zu begegnen. Die Gemahlin des Freiherrn von Reisig, eines reichen Privatmannes, durfte sich beiden Gegnerinnen eine Freundin nennen. Auch sie, eine Geborene von Landschütz, von jenem Stiftshofe zwischen H. und Liederbach, hatte einen Witwer geheirathet, dem sie die Kinder der ersten Ehe mit liebevoller Sorgfalt erzog. Aber sie achtete Hertha's Verstimmung; sie hatte das junge Mädchen besonders

gern und bei ihr war es, wo die Tochter des dirigirenden Justizchefs musikalischen Unterricht ertheilen wollte, ein Plan, den Wingolf störte. Julie von Reisig suchte nun schon oft die streitenden Elemente zu versöhnen. Sie gehörte zu jenen natürlichen Wesen, die so gern alle Rückhaltungen durchkreuzen. Manchem wunder wie eingebildeten Weltmenschen, manchem klugen Lebensphilosophen hatte sie schon die künstlichste Verstrickung, womit sich die Pedanterie zu geben pflegt, mit einem absichtlich ausgeplauderten Geheimnisse oder offenherzig ausgesprochenen Vermuthungen zerrissen. Schon manchen sich gegenseitig mit großer Hochachtung behandelnden Feinden hatte sie gesagt, wenn es bei ihr zum Mittags- oder Abendtische ging: Kommen Sie! Setzen Sie sich Beide zusammen! Sie können sich zwar nicht leiden, aber es wird gut thun, wenn Sie sich besser kennen lernen! Da man diese Art, die bei Julien aus einem guten und immer heiter gestimmten Herzen und aus einem sorglosen Blick in's Leben entstand, an ihr hinlänglich kannte, so gab sich in ihren Sälen und stillern Plaudercabineten Alles mit Natürlichkeit. Schon manche Aussöhnung war bei ihr zu Stande gekommen und auch in's Wingolf'sche Haus wollte sie durchaus Frieden und Eintracht bringen. Sie entschloß sich, ihre Zuflucht zur List zu nehmen.

Es war ihr Geburtstag. Ihr zuvorkommender Gatte machte dem ausgedehnten Kreise ihrer Bekanntschaften die geheime Anzeige, er bäte, sich am Abend dieses Tages bei ihm ohne besondere Einladung einzufinden und ihm Gelegenheit zu geben, seine Gemahlin durch ein improvisirtes Fest zu überraschen. Wer hätte da zurückbleiben dürfen? Nie waren die Räume des Reisig'schen Hauses so gefüllt, so glänzend und so gemischt aus allen Ständen und Lebensberufen.

„So haben Sie's recht gemacht!" sagte auch über diese Mischung hocherfreut Hertha eintretend zum Wirthe. „Das ist doch einmal ein Tag, wo man Menschen, nicht Eure sogenannte Gesellschaft sieht!"

Julie hatte die Genugthuung, ohne sich eines Verstoßes gegen die Gesetze der Schicklichkeit anzuklagen, heute den

Vater, die Tochter, die junge Mutter und den auch ihr sehr werthen und allbeliebten Doctor Constantin Ulrichs in Einem Salon vereinigt hoffen zu dürfen.

Doch nur für Hertha und Eugenie schlug ihr freundschaftlicher Plan ein. Der Geheimrath konnte erst später kommen, da eine ernste Ministersitzung gerade für diesen Abend anberaumt war, eine Sitzung, die sich, wie schon oft geschehen, in die Nacht hinein ziehen konnte. Constantin hatte den Gegenstand derselben in Erfahrung gebracht. Es handelte sich um die endliche Entscheidung über die Maßnahmen, die man gegen ihn und seine Genossen ergreifen wollte. So blieb auch dieser sehnlichst Erwartete aus. Constantin betrieb die Rüstung einer möglichst schnellen Entfernung, die für diesen Fall längst die wenn auch schmerzlichgegebene doch unabweisliche Zustimmung Hertha's gefunden hatte.

Hertha's junge Mutter, ihre Freundin Eugenie, fand sich vorläufig allein ein. In einem kleinen Gemache, das einer überwölbten Weinlaube glich, wurde Hertha von Julien so gestellt und in die Enge getrieben, daß jene nicht entschlüpfen konnte, und ein tiefherzliches „Aber Hertha! Hertha!“ war Eugeniens Gruß, dargeboten der Freundin, deren Mutter sie geworden und die sie in dieser Eigenschaft heute zum ersten Male sprach. Julie ließ die Gegnerinnen allein. Auf einem Sopha saßen sie dicht beisammen, Hertha mit dem Schmuck ihrer edeln Einfachheit, Eugenie mit dem äußern Glanze, der ihrer Stellung gebührte.

Eugenie war kleiner als Hertha, runder, weicher. Ihr schwarzseidenes, im Sitzen sich bauschendes Kleid zurückschlagend, beantwortete sie die gleichgültigen Fragen, die Hertha, um den trennenden Differenzen auszuweichen, sogleich an sie richtete, nur flüchtig und kam auf ihr „Aber Hertha! Hertha!“ immer wieder zurück mit dem ganzen Schmelz, der dem weiblichen Herzen ein Arsenal von feindlichen Waffen zu Füßen legen kann, wenn ein solcher Ton vom Herzen kommt.

„Wie konnte ich denn anders als fliehen,“ sagte Hertha zu Eugenien, „wie konnte ich denn den Vater in dem ausbrechenden Nachfrühling seiner Empfindungen stören wollen! Nachfrühling; so nannte er seine Liebe und ich will ja

glauben an die Möglichkeit, daß beim Manne noch einmal vor dem Winter seine Zweige Blüthen treiben können! Es hat mich mit unaussprechlicher Trauer erfüllt, als ich diese Erfahrung machte — und mit Dir! Mit Dir! Doch kein Vorwurf! Ich will dies Bedürfniß des Glücks verstehen und Du hast vielleicht Recht gethan, als Du ein solches Opfer Deiner eigenen Jugend brachtest." — „O Schwester!" unterbrach Eugenie und pries Wingolf's Herz und Charakter mit dem einzigen: „Er ist so gut, so gut — —!" Als sie geendet hatte mit der Schilderung seiner Werbung, ihrer Beklommenheit, ihrer Furcht vor der Freundin, lenkte sie auf Hertha ein. Ein weibliches Herz, das Liebende in Nöthen sieht, wird sich immer berufen fühlen, zu helfen. Sie sprach von Constantin.

Hertha wies die Anklage des Geliebten zurück. Eberhard Ott war ja seit acht Tagen fern, hatte ja geschrieben, hatte ja Versicherungen gegeben, daß man sich über den Liederbacher Eindruck von Constantin's veränderter Gesinnung vollkommen beruhigen könnte. So schwand schon dieser Makel von Constantin's Bilde und Eugenie durfte immerhin sagen: „Ich kenne dies sanfte und einfache Mädchen, schätze es und weiß, daß ihr der ganze Himmel ihres Lebens zusammenbricht mit dem Verluste Constantin's!" Mußte sie doch hinzusetzen: „Aber ich verdenke es einem Manne, wie Ulrichs, nicht, wenn er sich von Jugendfesseln dieser Art befreit im Besitz einer Liebe, die ihm eine Hertha widmet!" Sie ließ dann die Aeußerung fallen: „Für Dich selbst aber müßte es peinlich sein, Dir ein fernes, einsam trauerndes Mädchen zu denken, dem Du all' sein Lebensglück genommen haben wirst?" Sie that diese Frage, weil sie von Constantin keine günstige Wirkung auf die Freundin überhaupt erwartete.

Darauf erwiderte Hertha mit ihrer gewohnten feierlichen Redestellung: „Ein Bedenken dieser Art erfaßte mich, als mir Constantin's Geständniß einen Beweis seiner Aufrichtigkeit gab. Ich prüfte mich und erkannte eine neue Veranlassung zu jenem Cultus der Wahrheit, dem wir leider weniger Opfer darbringen, als dieser quälenden, kleinlichen, Alles untergrabenden Lüge der Gesellschaft. Ich sollte also nun auch

handeln nach jener unglückseligen Weltordnung, die wir zur herrschenden gemacht haben, jener Theorie der Entsagung, die der Fluch des modernen Daseins ist? Nein, Eugenie! Diese Selbstkasteiung, die in einem solchen Falle verlangt, daß ich mein Heil allein in Thränen suche, halte ich für das jammervolle Symptom des großen Siechthums in allen unsern Empfindungen und Handlungen, eines Siechthums, von welchem die antike Welt nichts wußte und dadurch so groß war. Ich bin nicht willens, hierin dem Allgemeinen zu folgen. Ich will ruhig ertragen, daß man mich verurtheilt. Wol fühle ich, daß es Muth kostet, solche Entschlüsse zu fassen, und weit entfernt bin ich, den Ernst, den sie hervorrufen, aus meiner Seele zu verbannen oder leichtsinnig wegzutändeln, aber ich werde diese, allerdings zurückbleibende herbe Empfindung des Gemüths als die unausweichliche Folge tragen, die nicht ausbleiben kann, wenn wir es wagen, eine neue Welt nach Kräften miterbauen zu helfen."

Eugeniens einzige Erwiderung war auf die Gefahren gerichtet, denen ihr Hertha entgegenzugehen schiene. Da flammte diese auf und rief: „Gefahren? Wo sind sie denn drohender als da, wo wir dem gemeinen Laufe der Dinge folgen? Sich einzwängen in Unnatur und Rücksicht, ist das nicht eine unendlich größere Gefahr? Aufgeben müssen jeden Willen, jedes Urtheil, ist das nicht eine Todesgefahr des Geistes, unter deren Schrecken wir ewig zittern? Wie elende Geschöpfe sind doch wir Frauen! Ohne jede, ohne die kleinste Berechtigung, sobald wir zurückblicken in die Zeiten! Immer gedrückt und unterthan; nur da, wo es schon andere Sklaven gab, athmeten wir eine Weile unbeengt und konnten den Herd des Hauses als Priesterin, nicht als Magd hüten! Die Dichter erbarmten sich unsrer und schilderten unser Leid! Die Thoren! Sie vergrößerten die Gefahr. Die Ausschmückung unsers Werths hat uns die unglücklichste Eitelkeit eingeimpft, sie, die der Fluch unsers Geschlechts werden mußte. Für tausend Unterdrückungen eine einzige Huldigung, von den Sinnen der Männer den Sinnen dargebracht! Wie fein berechnet diese Tyrannei! Die ganze Erziehung auf die Schmeichelei begründet! Für ein einziges Zugeständniß an unsere Schwäche wird uns

die größere Hälfte, ja der ganze Werth des Lebens geraubt. Die Liebe! Ha, dieses bemitleidenswerthe, entweihte Wort! Welchen Zweck hat sie denn, diese edle Flamme, die vom Sitze der Götter kam, um die Thorheiten und Jämmerlichkeiten der Männer auszugleichen! Liebe! Wen beglückt sie denn? Wem opfert sie denn? Wem schmückt sie denn das Dasein? Um wen duldet sie denn? Um Die, die sich für unser preisgegebenes Dasein mit den wohlfeilen Blumen der Poesie zu entschädigen gedenken und die Lehre von den Pflichten erfunden haben, die sie aus der Natur der Dinge, statt aus ihrer Trägheit herleiten. Wo ich hinblicke, sehe ich weibliche Herzen zermalmt, ächzend, jammernd zwischen den Mühlsteinen unruhiger, ungeduldiger, charakterloser, sich ewig um sich selbst bewegender Männernaturen. Jammervoll, diese Hülferufe zu hören und nicht helfen zu können! Denn wenn die Frauen nicht anfangen, die Gesetze ihrer Stellung zum Leben sich selbst zu schreiben, wenn die Gattin sich nicht von dem Gatten, die Geliebte von ihrer Anbetung, ja selbst ein Kind sich nicht von dem oft schaudervollen Chaos häuslicher Verwirrung loszureißen wagt, so wird es nicht besser werden. Es wird eine Zeit kommen, ja ich sehe sie schon im Geiste, wo die Männer sich untereinander rathlos betrachten werden und auf die Frauen blicken, auf uns, auf uns und unsern Rath. Diese Zeit ist schon da. Blicke um Dich! Sieh' dort die Vorsteherinnen des Frauenvereins, da des Hülfsvereins, da des Krankenvereins, sieh', welche Schäden dieses grundverdorbenen Europa schon einzig und allein auf uns, die Frauen, angewiesen sind!"

Eugenie war selbst Mitvorsteherin eines dieser Vereine geworden und hatte des Jammers genug in nächster Nähe gesehen. Sie konnte diesem gewaltigen Zorn nichts erwidern, wenn auch die Beweisführung Hertha's ihrer innersten Natur widerstrebte und sie mit Schrecken sah, wie sich an diesem ihr unbekannten, jetzt doppelt dämonischen Constantin Ulrichs Hertha schon hinaufgegipfelt hatte bis zum Schwindel. Hätte sie ahnen können, daß Hertha zu allen diesen Aeußerungen von Constantin nicht die mindeste Veranlassung erhielt! Constantin war für alle diese Gedankenreihen nur — Ironiker in demselben Styl wie Jean Reps, nur daß Jener für seinen

Nihilismus eine anziehende ideale und elegante Form durchführen konnte, dieser aber nur eine abstoßende cynische.

Das Gespräch wurde von Julien, der Wirthin, unterbrochen, die eine Ueberraschung ankündigte, die ihr soeben durch den Besuch ihres Bruders Hans von Landschütz geworden war. Hans von Landschütz kam von jenem Stiftshof, der zwischen der Universitätsstadt H. und Liederbach lag. Der angehende Falstaff kam gestiefelt und gespornt, und eben von der Reise. In die Gesellschaft getreten, hatte er einigen Damen sogleich die Schleppen von ihren Kleidern vertreten. Das war seine Art. Als Eugenie und Hertha, jene noch bebend vor Bangen um die Freundin, diese hocherglüht und mit funkensprühendem Auge der Wirthin folgten, um den Bruder, den Eugenie auf's Beste kannte, zu begrüßen, sagte Eugenie: „Nun Hertha! Da wirst Du allerdings ein Exemplar jener Männer kennen lernen, die Dir verhaßt genug sein dürfen." — Hertha aber hörte kaum, so lebte sie noch im Nachhall ihrer Rede.

Man fand Hans von Landschütz, Juliens Bruder, unter einer Gruppe der Gesellschaft, die sich um ihn wie um ein Wunder versammelt hatte. Hans war ein kurzer, dicker, stämmiger Landjunker. In seiner grünen, schnurbesetzten polnischen Kurtka mit einigen über die Schultern herabhängenden Troddeln konnte er höchstens sechsunddreißig Jahre alt sein, aber er saß im Sopha, puhstete und athmete so verdrießlich und stöhnend, wie ein Sechziger. Seine Schwester knöpfte ihm die Kurtka auf, um ihm auf die Fragen, die man an ihn richtete, wenigstens Luft zum Antworten zu geben. An den Stiefeln, die er ausstreckte, standen die Sporen in komischem Contrast zu seiner stämmigen Natur, deren Heftigkeit und zornige Gemüthsanlage sich in kurzer stoßweiser Rede zu erkennen gab.

Hans von Landschütz hatte das Leben eines jungen reichen Adeligen fast bereits hinter sich. Er hatte die Welt gesehen und so viel Geld verausgabt, als nöthig war, um zu motiviren, daß seine späteren Jahre an einen fleißigen Betrieb der Scholle gebunden blieben. Es war keine Thorheit in den Städten, wo er lebte, vorgekommen, woran er nicht Theil genommen. Aristokrat von Geburt und Gesinnung, wußte er

sich überall den Vorderplatz zu sichern. Sein Name genügte für jede Stellung. Ausbildung oder höhere Bestrebung irgend einer Art war ihm fremd geblieben und sogar verhaßt. Er schrieb seinen leidlichen Brief, parlirte leidlich französisch, hatte sich über Güterablösungen, Rentenconversionen, Grundsteuerfragen hinlänglich unterrichtet, um immer zu wissen, wie bei streitigen Punkten sein und seines Standes nächster Vortheil lautete, und für das Uebrige ließ er Gott und, wie er zu sagen pflegte, die Gensdarmen sorgen. Seine Güter bewirthschafteten theils Pächter, theils eigene Oekonomen unter seiner Aufsicht, er hielt seiner ältesten Schwester, Aurelie auf Stiftshof, ihr Hab und Gut eben so zusammen, wie die Antheile, die noch der jüngeren verheiratheten Julie von Reisig zuflossen. Damit hatte er so vollauf zu thun, daß ihm die übrige Welt gleichgültig war. Man fürchtete ihn, vielleicht mit Unrecht. Es gab Augenblicke, wo er in herzliches Gelächter ausbrechen konnte. Gewiß war es dann auf Kosten Anderer. Seine Menschenverachtung war die Folge der Umständlichkeit, die er scheute, wenn er den Menschen seine Liebe hätte bezeugen wollen. Er hatte so viel mit seiner eigenen schwerfälligen Person zu thun, daß ihm jede andere Sorge Mühe machte. Der Ausdruck der Ermüdung lag auf seinem Wesen, wie bei alten Militairs, nachdem sie ihr bestes Leben unter den Anstrengungen des Dienstes verbracht haben. Jedoch nur das Vergnügen hatte sich Baron Hans so viel Anstrengungen kosten lassen, nicht etwa den Erwerb oder das Lernen, man müßte denn Unternehmungen wie diese zu seinen Anstrengungen rechnen, daß er vor zehn Jahren, als die erste Eisenbahn bei der Residenz auf eine Strecke von vier Meilen eröffnet wurde, aus Wuth und Zorn über eine neue „liberale" Erfindung eine Gesellschaft junger Offiziere und Adeliger zusammenbrachte, um die Eisenbahn, wie sie sagten, „todtzureiten". Sie wetteten, den Dampfwagen in Halb-Carrière zu überholen. Sie ritten indessen nicht die Eisenbahn, sondern sowol ihre besten Pferde todt, wie den Baron von Gleichen, einen jungen Cavalier, der bei dem Wettritt stürzte und das Genick brach. Baron von Gleichen war bestimmt, Hansens Schwager zu werden; er war der Verlobte seiner Schwester

Aurelie. Von jener so unglücklich verlorenen Wette her schrieb sich Hansens Dickwerden. Er zog sich verdrießlich von der Welt zurück, übernahm den Landbau, bildete alle seine mürrischen und grimmigen Eigenschaften methodisch aus und wurde der Schrecken seiner Umgebungen. Nur Aurelie, die ihre Trauer für immer trug und zurückgezogen mit dem zu ihrem lebenslänglichen Schuldner gemachten Bruder zusammen lebte, war die einzige, die den unbändigen Gesellen lenken konnte. Eines einzigen Blicks, mehr bedurfte es bei Aurelien nicht, um unter Hansens rauhe Oberfläche zuweilen Funken von Güte rege zu erhalten. Der Blick kam dann freilich von zwei Augen, die um seinen Uebermuth einst Jahrelang in Thränen gestanden hatten.

Wenn man Hansen von Landschütz bei einer Begrüßung die Hand bot, so hielt er sie bei einem schönen jungen Wesen gewiß so lange fest, bis sie blau wurde. Das war seine Galanterie. Er stand nicht auf, hatte keine höflichen Begrüßungen; ein einfaches: Na! Wie thut's? und jenes Händekneipen, bei Näherbekannten noch mit der Zumuthung, ihm einen Kuß zu geben; das genügte. Es fehlte auch heute nicht an diesen Beweisen seiner Zärtlichkeit, als er Eugenie Wingolf begrüßte, die sonst, wie wir wissen, auf Stiftshof bei Aurelien lebte und dort von ihr und dem alten Planer erzogen wurde. Das Thema: Wenn sie doch einmal einen Alten hätte heirathen wollen, hätte sie auch Ihn nehmen können! variirte Hans mannigfach. „Schade," setzte er hinzu, „daß ich von Ihrem Geschmack für graue Haare nicht unterrichtet war."

Hertha betrachtete den Sprecher staunend und verächtlich wie den Urtypus alles Ehegattenthums. Erkundigungen nach Liederbach durften von Seiten Eugeniens nicht ganz ausbleiben. „Da ist Holland in Noth!" sagte Hans, der zugleich Kirchenpatron von Liederbach war. Er berichtete aber nur Zänkereien, in denen er gewöhnlich mit seinen rings wohnenden Pfarrern stand. Bald vernachlässigten sie ihm seine Wiesen, bald seine Felder, bald tauschte er hier einen halben Morgen gegen einen halben Morgen da ein und processirte nicht selten mit den Geistlichen. Diesmal meinte er unter dem Holland in Noth, worüber Eugenie erschrak und Hertha aufhorchte,

die schlechte Ernte des Jahres 1847. Er rühmte aber den alten Planer als den einzigen praktischen Geistlichen, der etwas vom Ackerbau verstünde. Von den neuen Vorgängen des Liederbacher Pfarrhauses wußte er nichts.

Wer Hansen kannte, mußte die Erkundigung komisch finden, die Hertha über die in Liederbachs Nähe liegende Universität an ihn richtete. Hans, überraschend genug, blieb die Antwort nicht schuldig. Die ruhige, ernste und sichere Art Hertha's schien ihm die Augen seiner Schwester Aurelie zu vergegenwärtigen.

Hans sagte über die Universität: „Liebes Fräulein, diese Universität? Die ist nicht werth, daß sie noch den Namen trägt. Die Corps sind ausgestorben. Wenn einmal ein junger Fuchs, der mit der Schwindsucht am Halse schon angekommen ist, sich vollends überstudirt hat und abfährt, so ist's eine reine Lächerlichkeit, wenn die Studenten dann noch was vorstellen wollen und beim Begräbniß Senioren spielen mit Kanonenstiefeln und ein paar alten Rappieren. Die Cerevismützen müssen bei den Meisten erst neu bestellt werden. Die Mehrzahl geht hinterher im Frack und rundem Hut. Es ist eine alberne Jugend, obgleich meine Brauerei in Liederbach nicht klagen kann. Bier wird im Grunde mehr getrunken als sonst."

Während die Gesellschaft lachte, behielt Hertha ihren feierlichen Ernst und verbesserte ihre Frage dahin: Welches der Geist auf den Kathedern, das wissenschaftliche Leben unter den Studirenden und überhaupt die Richtung der dortigen Gemüther wäre.

Obgleich Julie kaum erwarten konnte, daß ihr Bruder Hans sich aus einer so schwierigen Frage zurechtfinden würde, antwortete er doch auch hierauf mit staunenswerther Umständlichkeit: „Liebes Fräulein! Die ganze Universität H. gehört jetzt, was ihren Geist anbelangt, in die Sorte: Eigenthum ist Diebstahl! Es sind noch so ein paar alte Geheimräthe da, die von Anno Dazumal ihren Kohl aufwärmen und in jedem Semester regelmäßig dreizehn und einen halben Witz machen. Aber die Mehrzahl ist — Räuberbagage. Dem lieben Gott plündern die Theologen, das versichert der alte Planer, seine

sämmtlichen Eigenschaften. Was bleibt da von ihm übrig? Bei den Juristen, das kann ich selbst beurtheilen, sind unsere Rechtstitel pure Anmaßung. Die Mediciner schaffen die beliebtesten Krankheiten ab, ohne sie heilen zu können. Schlagflüsse, an denen Ich doch z. B. 'mal abfahren werde, giebt's nicht mehr. Und von der vierten Facultät, in die alle anderen Narrheiten eingestopft sind, die Philosophie neben Ackerwirthschaft, d. h. papierner Kunst, Landwirthe zu ruiniren, von der mag ich gar nicht reden. Da sind Professoren drunter, die Communisterei bereits praktisch treiben. Einer, der über Geologie für Bergeleven und sonstige Liebhaber liest, Namens Ulrichs, giebt den Ton an. Alles Raubbagage."

Die Nennung des Professors Ulrichs ergab von mehreren Seiten Mittheilungen über Constantin's Familie, die für Hertha hätten peinlich sein sollen. Man kannte noch keineswegs allgemein ihre Beziehung zu dieser Familie. Eugenie und Julie suchten das Gespräch abzubrechen, aber zu Hertha's Grundsätzen gehörte der Heroismus, dem Urtheil der Welt unbeweglich Rede zu stehen. Sie fragte ausdrücklich nach der Familie Ulrichs und vernahm dann, daß z. B. Frau Professor Ulrichs zuweilen Gastereien gäbe, wo die Leute Abends einträfen und im Vorplatz unten noch große Wäsche aufgehängt fänden. Dann würden von der Frau Professor die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und straßenweit riefe sie: Frieda! Frieda! Kind Gottes, was ist denn das wieder! Kind Gottes, nämlich die Frieda, säße dann oben auf dem Taubenboden und riefe eben so herunter: Hat denn der Teutomar die Bestellung falsch gemacht? Und nun weit entfernt, sich zu entschuldigen und die Leute gehen zu lassen, würde doch Jedes von der Professorin festgehalten, die Wäsche würde abgenommen, oben würden rasch die Stuben aufgeschlossen, Lichter angesteckt und die Menschen müßten dableiben à la fortune du pot, Butterbrot, Radieser, Eier, Salat je nach der Jahreszeit —!

Allgemeines Gelächter folgte. Hertha blieb ernst. Sie fand diese Natürlichkeit motivirt und vertheidigte sie. Ja, sie hatte sogar die Genugthuung, daß ihr Hans von Landschütz beistand und nur den einen Einwand machte: „Gegen die

Radieser, gnädiges Fräulein, würde ich an sich gar nichts haben, wenn sie sie nur nicht aus dem ersten besten Acker holten. Seit einem Jahre bin ich mit dieser Familie in Krieg gerathen. Mit der Hetzpeitsche passen meine Leute den Sommer über auf die sieben Kinder, die man in H. die Kinder Gottes nennt, weil die Frau, wenn sie zu Jemand sagen will: Aber du Esel oder Mondkalb! den Ausdruck hat z. B.: Aber, Kind Gottes! Du siehst ja wieder wie ein Schwein aus? Wo bist Du denn gewesen? Wahrlich, das sind Kinder Gottes! Sie leben wie im Paradiese."

Es gab unter den Umstehenden Einige, die den Eindruck ermessen konnten, den diese Mittheilungen auf Hertha hervorbringen mußten, doch schnitt den noch viel peinlicheren Eindruck, den Hertha's Erwiderungen hervorbrachten, der Eintritt einiger besternter Herren ab. Es waren die verspäteten Minister, unter ihnen Hertha's Vater.

Als dieser Hertha's ansichtig wurde, nahm er seine Tochter auf einige Augenblicke bei Seite und machte ihr die Mittheilung, daß ein umständliches gerichtliches Verfahren in der obschwebenden Tendenzuntersuchung gegen Constantin und Genossen nicht stattfinden würde, wol aber beschlossen sei, die Schulen und Universitäten unter strengere Aufsicht zu stellen, auch jeden der auf einer zu entwerfenden Liste stehenden Namen an den Ort zu verweisen, der sein nächster zuständiger Aufenthalt wäre. Constantin würde demnach nach der von jetzt an strenger bewachten Universitätsstadt H. verwiesen werden. Mit mildem Ernst gab der Vater Hertha zu erkennen, daß es ihm eine große Beruhigung wäre, wenn diese Trennung die Veranlassung würde, lieber für immer ein Band zu lösen, dem er keinen Segen versprechen dürfte. „Sind diese Entschließungen unwiderruflich?" fragte Hertha mit sinnender Bestimmtheit. — „Unwiderruflich! Ich habe nicht geringe Mühe gehabt, so milde Auffassungen der vorliegenden Vergehen durchzusetzen." Eine Einladung zu einer scheinbar improvisirten Tafel unterbrach diese Unterredung.

Am Tage darauf wurde Constantin Ulrichs in der That bedeutet, die Residenz zu verlassen. Er ging. Es währte hierauf noch eine Woche, wo Wingolf einen Brief erhielt, den er mit

kummervollem Herzen Eugenien mittheilte. Hertha hatte ihm geschrieben, sie könnte von dem Lebensprincip, das sie sich einmal gewählt hatte, immer und in jeder Lage wahr und natürlich zu sein, keine Ausnahme machen. Sie würde Constantin nach H. folgen und sage hiermit dem Vater und Eugenien Lebewohl. Ein Einspruch des erschütterten Vaters nutzte nichts. Als er zornglühend zu ihr eilte, war sie schon abgereist. Selbst die gute Frau von Zabel, deren geheime Aufsicht über ihr Leben Hertha zu durchschauen angefangen hatte, war über ihr Vorhaben nicht unterrichtet gewesen. Daß man dem Flüchtling dann noch an Kleidern, Büchern, Musikalien und sonstigen gewohnten Besitzthümern was verlangt wurde nachsandte, verstand sich von selbst. Wingolf bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich in die Thatsache zu finden, daß er eine Tochter besaß, von der die Welt sagte: Es ist eine Emancipirte.

Viertes Kapitel.

Frieda, das Kind Gottes.

Es giebt Herbsttage, die den schönsten des Sommers gleichkommen. Um den Mittag eines solchen, der eine Gegend sonnig verklärte, die sich durch eine mäßige, vom Ufer eines kleinen Flusses sanft aufsteigende Bergwand mit Weingärten und Landhäusern vorzugsweise auszeichnete, brannten senkrecht die Strahlen gewaltig auf Wanderer herab, die von einer mit schwertragenden Obstbäumen besetzten Straße der diesseits des Flusses sich ausbreitenden großen Ebene ablenkten und durch die abgemähten Felder schritten, wo jetzt nur noch Kohlköpfe, Runkelrüben, Tabacksstauden dem Auge die wohlthuenderen grünen Ruhepunkte boten.

Es ist eine Gruppe von Kindern, die wir im Auge haben. Sie achtet der Sonne und des Staubes nicht. Sicher sind es Geschwister; alle fünf scheinen wenigstens von unverkennbarer Familienähnlichkeit. Ihre Kleidung war nicht ge-

wählt, aber auch nicht vernachlässigt. Zwei Mädchen, die sieben und neun Jahre alt sein mochten, trugen ihre großen runden Strohhüte frei schlenkernd in den Händen, so daß sie oft an längst ausgenaschten Brombeerhecken hängen blieben. Die Knaben, die etwa zwölf, acht und fünf Jahre alt sein mochten, trugen leichte Kittel und zwillichne Beinkleider von so festen Stoffen, daß die Eltern schon auf starken Verbrauch an Bäumen, Bänken und sonstigen Rutsch-Gelegenheiten gerechnet zu haben schienen. Alle fünf waren offenbar im Begriff, irgend ein geheimes, vielleicht gefährliches Vorhaben auszuführen.

Sie spähten bald zu einem jenseit einer großen Wiese gelegenen Wäldchen, bald zu einer nach rechts sich hinter hohen Pappeln mit einem thurmartigen Giebel kundgebenden stattlichen Besitzung hin. In der Ferne lagen auf eine kleine Stunde weit die in der Sonne blinkenden Häuser und Thürme einer nicht unansehnlichen Stadt. Solche Unternehmungen der Jugend sind drollig anzusehen. Außer ihrem Anschlage kümmert sie nichts. Spähend schweift das Auge in die Ferne, vergrößert, vermindert die Gefahr, je nach Temperament und Phantasie. Blind ist das Vertrauen der Kleinern, mit dem sie den flüsternden, rufenden, zum Schweigen mahnenden Größern folgen. Hier schien schon die Marschroute, die der Troß nahm, ein Wagstück. Die Kinder schlichen über die Stoppeln, bald hinter Hecken herum, bald schossen sie über eine offen daliegende und allen Augen sichtbare Fläche sich bückend rasch hinüber. Endlich hatten sie die Wiese erreicht, noch einige hundert Schritte und sie waren unter den weißschimmernden Erlenbäumen, die hier zu einem kleinen Gehölz zusammenstanden. Da fanden sie die schon in der Ferne ersichtlich gewordene und mit jubelnden und kecken Winken begrüßte ältere Schwester. Es war ein junges Mädchen, das unter den weißen Rinden der Birken wie ein Bild glänzte. Im blauen leichten Gewande hatte sie gleichfalls den Strohhut, der kein runder, sondern einer von üblicher Form war, über den Arm an blauen Bändern zusammengebunden hängen, während sie auf dem, jetzt ausgetrockneten, im Frühjahr feuchten und mit Zeitlosen und Genzianen übersäeten Wiesenboden saß und an ihrem halbaufgenommenen blauen, mit weißen Blumen ge-

musterten Kleide nähte. Nähnadel und Seide hatte sie entweder für die heutige gefahrvolle Expedition schon mit sich genommen oder sie trug, was eher glaublich, diesen Apparat einer raschen Selbsthülfe immer bei sich. Das junge Mädchen scheint zu den resoluten Charakteren zu gehören, die es nicht aushalten würden, sich die Freuden eines Spaziergangs zu verderben, wenn ihnen an ihrem Kleide ein Unglück passirte.

Mit einer hellen wohltönenden Stimme rief sie den Geschwistern, von ihrer Arbeit kaum aufsehend, zu: „Seht, was sich Eins dabei die Kleider zerreißt! Oscar hat Recht, Hans ist da, man kann ihn hören und ich wette, er hat uns schon gemerkt. Aber nur ruhig! Nur ruhig!“ Die Geschwister bestürmten die Sprecherin mit einer Menge von geflüsterten Fragen und Rathschlägen. Man hörte aus ihrem Durcheinander, daß es sich um etwas Lebendiges Namens Hans handelte. Das junge Mädchen hatte den bei ihrem Kundschafteramte abgerissenen Besatz am Kleide wieder leidlich befestigt, stand auf, glättete die gesessenen Falten, steckte ihr kleines Necessaire in irgend einen unsichtbaren Schlitz des Unterkleides und drückte den Hut auf einen der lieblichsten Köpfe, der je einem Manne mochte in's Antlitz gelächelt haben. Die Locken, die von einer kaum sichtbaren kleinen Stirn unmittelbar in die braunen listigen Augen und auf die frischen Wangen fielen, waren schwarz, die Lippen rosig und so trotzig aufgeworfen, als wollten sie die ganze Welt zur Heiterkeit oder zum Kampfe auffordern; die Schultern waren frei gewölbt, etwas hoch gehend und mit nur kurzem Halse; aber zwischen ihnen saß ein Leben, ein Wagemuth, eine Sicherheit, die das Köpfchen, wenn sich dies aufrichtete, wie in Majestät erscheinen ließ. Was wollt Ihr mir? So schien diese nicht große und nicht kleine und auch nicht mittlere und im Grunde gar nicht zu beschreibende Gestalt zu aller Welt zu sprechen. Klein war sie jedenfalls, aber man merkte es nicht. Wer mit diesem Mädchen, das weit öfter auf den Boden als gen Himmel blickte und immer ihre Fragen von der Erde her zu lesen schien, sprach, mußte, wenn auch an Gestalt ihr mehr als gleich, sich doch zu ihr niederbeugen.

Frieda Ulrichs — Constantin's Schwester ist es, die wir

kennen lernen. Verfolgen wir sie mit ihren jüngeren Geschwistern auf dem gewagten Gange aus dem Erlenbusche heraus durch einen Graben, durch hohes, lange nicht von den Leuten des Stiftshofs geschnittenes Gras und an ihren Füßen raschelnde Halme, wie sie sich auf verbotenen Wegen hinterrücks der großen ländlichen Besitzung der Familie Landschütz näher schleichen, um irgend ein geheimes und wie es scheint nicht ungefährliches Abenteuer auszuführen. Die Absicht der Expedition war keine andere als einen Ziegenbock, ihren treuen, lieben, alten, zum Reiten und zum Fahren gleich verwendbaren Hans, den die Leute vom Stiftshofe im Kohlfelde gepfändet hatten, ohne jenen gesetzmäßigen Thaler wieder zu erobern, den die Feld- und Flurverordnung den längst über sie Alle ergrimmten Wächtern zuschrieb.

Viel Geld auch ein harter ganzer Thaler! Man wollte an der Stifthofspforte den Hans anfangs umsonst sich wiedererbitten. Die Kinder wurden aber drohend abgewiesen. „Kind Gottes!“ rief Frau Riekele, wie die Professorin Ulrichs seit fünfundzwanzig Jahren ihren Namen Friederike abgekürzt bekam, „Kind Gottes, wo wird man denn dem dicken Baron einen Thaler für den Hans geben! Er mag ihn so lange füttern, bis er's selbst satt kriegt, dann schicken sie ihn uns umsonst zurück!“ — Das war die erste Auffassung des Unglücks der Geschwister. Bald aber jammerte Teutomar über seinen fehlenden Gespielen und die Nachbarn fragten und der Ziegenbock kam nicht mehr an's Auditorium des Vaters und steckte den langen Bart und die Hörner zwischen die Thür, daß alle Studenten lachten; da mußte Hans irgendwie wieder herbei. Die älteste Schwester meinte, die Sache müßte man kurz anfassen, Stiftshof müßte man heimlich angreifen und den Hans sich selbst erobern, sei's mit List oder Gewalt. Dieser Argonautenzug wurde beschlossen und ausgeführt.

Um so erfolgreicher erschien die gemeinschaftliche Unternehmung gegen Stiftshof, als den Geschwistern, da sie zum Thor hinauswandelten, einer der gefährlichsten Feinde Teutomar's und seiner Geschwister, der Bediente Martin, begegnete, auf einer Kalesche, mit welcher er an die nächste Eisenbahnstation fuhr, um seinen, heute zurückkehrenden Herrn,

den Baron von Landschütz, in Empfang zu nehmen. Martin rief ihnen zu: „Hans läßt Euch grüßen!" Frieda sagte: „Danke schön!" und trennte dann die Expedition in zwei Theile, die sich auf dem jenseitigen Felde verbinden sollten: sie selbst, als Spionin, um der Mauer nahe zu kommen, welche Hof, Gärten und Park zum Stiftshof umschloß, schlug einen dritten Weg ein. An den vordern Anfängen der Mauer bildeten kleine, mit Wasserlinsen bedeckte und von Weiden umstandene Teiche eine Art Schutzwehr des Schlosses. Hier war nicht anzukommen. Dann aber verlor sich die Einfriedigung in kleinere Mauern. Der meckernde Gruß, den Frieda an einer Stelle, wo die Mauer nicht zu hoch war, vernahm, konnte nur von Hansen kommen, der vielleicht schon von seinen Freunden die Witterung hatte.

Schon hatte sie sich auf einen nahestehenden abgestorbenen Baumstamm zu schwingen versucht. Sie zerriß sich dabei ihr Kleid und mußte sich begnügen, sich vorläufig die Stelle zu merken, wo wol Hansens Kerker war. Erst die Verbindung mit dem von der andern Flanke herumkommenden Hülfscorps machte weitere Maßnahmen möglich.

Nun war sie wieder mit den Geschwistern an Ort und Stelle; aber Schwierigkeit über Schwierigkeit erhob sich. Sicher war es Hans, der hinter der Mauer so sehnsuchtsvoll meckerte. Die Kinder stiegen auf den Baumstamm, konnten aber nicht hinübersehen, da jenseits der Mauer ein Dach begann. Hier befand sich ohne Zweifel ein Schuppen, unter welchem Hans befestigt stand. Die Kinder tuschten und flüsterten: „Hans! Hans!" Aber wie den geliebten Ziegenbock bekommen!

Frieda sann hin und her und war endlich nahe daran, den Gedanken auszuführen, ob sie nicht, da sie nun die Stelle wußte, wo ihr Hans stand, muthig durch die große Pforte des Stiftshofs schreiten sollte, ohne zu fragen in den Garten gehen, an den Fenstern der allgemein für sehr stolz gehaltenen Aurelia vorüber an den Schuppen eilen, den Gefangenen befreien und wie eine zweite Esmeralda königlich und die ganze Macht ihrer Persönlichkeit einsetzend, ihren Hans an den Hörnern zurückgeleiten?

Während der Berathung, die diesem kühnen Vorhaben gewidmet war, wurde Frieda eines Wanderers ansichtig, der einige hundert Schritte entfernt gemächlich auf dem allgemeinen Feldwege durch die Stoppeln nach Liederbach zu schritt. Sie spannte rasch ihren Sonnenschirm auf und schwenkte ihn hin und her, um zu winken. Die Kinder riefen: Hu! Ha! He! pfiffen, schrieen, als gäb' es einen Stoßvogel irre zu machen, der einen Schwarm von Tauben verfolgt. Da mußte wol der Wanderer merken, daß die Mahnung ihm galt. Er erkannte Frieda, zog den Hut und kam näher.

Es war Eberhard Ott, des Bruders vor Kurzem aus der Residenz angekommener Freund.

Noch schien Eberhard von Ueberraschung befangen, als er schon mitten unter den Brennnesseln und Sumpfpflanzen stand, die hier an dem unbetretenen Mauergraben unter düsteren Ulmen wucherten. Frieda gab an, was hier ein Mann zu thun hätte. Von Unmöglichkeit durfte keine Rede sein. Eberhard schlug auch sogleich vor, einen von den Jungen auf die Mauer zu heben, dieser sollte dann das Dach besteigen, hinabspringen, den Hans losbinden und sehen wie er mit ihm, vielleicht über das Dach selbst, zurückkäme. Der zehnjährige Oscar war bereit. Eberhard, obgleich an eine strengjuristische Auffassung des Lebens gewöhnt, stand doch so in Frieda's Bann, daß er an unerlaubte Selbsthülfe nicht dachte. Vielmehr machte er geltend, zur Ziegennatur gehöre Klettern. Hans sollte durch Oscar zunächst auf's Dach.

Es ging Alles, wie vorausgesetzt. Fünf sich duckende und aufeinander sich geschickt einfugende Köpfe reichten aus, Hansen, dem man zum Herabgezogenwerden Taschentücher an die Hörner band, den Weg zu bahnen. Eberhard, kräftig mit den Schultern balancirend und die Hände in die Seiten stemmend, bildete den Kern der Stiege; Oscar setzte sich ihm auf den Nacken und legte den Kopf an die Wand, Teutomar stellte sich an Eberhard, Alfred ritt wie Oscar und legte den Kopf wieder an Eberhard und unten machten die letzte Staffel Irmgard und Hedwig. Frieda hielt die verlängerten Taschentücher und zog mächtig den Hans von Oscar's Rücken über sämmtliche

Köpfe und Rücken herunter. Die Kinder hielten prächtig still, die Treppe wackelte ein wenig, aber Hans mußte folgen.

„Ich danke Ihnen, Assessor!“ sagte Frieda ruhig, knüpfte die Tücher wieder auseinander, vertheilte sie und lenkte durch das hohe Gras auf den Pfad hinüber. Die Kinder streichelten ihren Hans, sie waren so glücklich, als hätten sie das goldene Vließ erobert. „Sie gehen nach Liederbach?“ fragte Frieda, als sich Eberhard wenden wollte. Eberhard bejahte. Er war etwas befangen über die Frage wie über seine Antwort. „Ich will die Kinder nach der Stadt begleiten, damit ihnen mit dem Hans kein Unglück passirt,“ sagte Frieda. „Dann komm' ich nach. Grüßen Sie doch Agnes, aber einen Brief von Constantin bring' ich nicht. Adieu, Assessor! Agnes soll Kaffee machen, aber etwas besseren, als ihr gewöhnlicher ist.“

In Eberhard's Mienen lag ein eigenes Gemisch von Freude und Verlegenheit, als ihm die Verheißung ward, Frieda würde nachkommen. Er dachte an die abendliche Heimkehr und erst noch wollte er sie begleiten. „Nein, Nein,“ hielt ihn Frieda zurück. „Agnes gönnt Sie ja kaum unserm Papa, viel weniger mir. Und käm' ich gar jetzt gleich mit, so verlöre sie den Kopf. Sagen Sie's ihr nur mit dem Kaffee! Es ist eine Schande! Die kostbare Milch ist in Liederbach zu bemitleiden um die Mischung mit solchem Spülicht! Ein Genius, der sich mit einem Philister einläßt!“ Damit wandte sich Frieda und folgte den Kindern, die schon voraus waren.

Eberhard sah ihr lange nach. Diese wenigen Worte, die Frieda soeben zu ihm gesprochen, waren so eigen, so spöttisch, nach dem treufreundlichen Dienste, den er ihr eben geleistet, eine so geringe Belohnung! Und doch lag in ihnen ein Ausdruck, eine Betonung, wie er eine solche von Frieda noch nie gehört hatte.

Seit ihrem Wiedersehen war er ja darüber verzweifelt, daß Frieda kein Herz zu haben schiene! Hier zum ersten Mal klang aus ihrem Spott etwas heraus, was ihn wie ein Gefühl anwehte. Er sah sich noch oft nach der kleinen triumphirenden Karavane um, die bald auf der hügeligen Straße verschwunden war. Sie zog mit geflügeltem Schritt auf dem obern Rande der durch Berge geschnittenen Landstraße vor=

wärts. Es gab von unten her ein anmuthiges Bild. Die Truppe sich so frei an der Luft abzeichnend, bald auf-, bald niedersteigend die Wellenlinie des ungeebneten Weges, die Kinder dichtgeschart um den gehörnten Freund, Frieda nachlässig hinterher, ermüdet von der Hitze und der Spannung und vielleicht — träumend? Doch war dies sonst nicht ihre Art.

Unsanft aber wurde sie geweckt, wenn sie träumte. Eben wollten die Kinder an einem Kreuzwege von dem obern Rande der Landstraße niederlenken und sich nach unten zur großen Straße wenden, als aus dem Querwege eine heftig-kreischende, hochliegende Stimme ihnen zurief: Halunken! Spitzbubenbande! Die Kinder flohen, ließen ihren Hans im Stich. Hans blieb verdutzt vor einer Kalesche stehen, von der ein Bedienter heruntersprang und sich, während sein Herr schrie und lärmte, des Thieres bemächtigte. Frieda wußte nicht wie ihr geschah. Sie trat rasch zum Hans heran, hielt diesen an seinen Hörnern fest und gerieth in die heftigste Aufregung, als von der Kalesche wieder die kreischende Stimme rief: Haut die Brut zusammen, daß sie die Schwerenoth kriegt! Hans von Landschütz kam eben von der Eisenbahn, einer ihm leider mit der Zeit unerläßlich gewordenen, sonst gehaßten Beförderungsmethode, erfuhr von seinem Martin die Arrestation des Ziegenbocks und sollte nun hier erleben, einem Delinquenten zu begegnen, über dessen rechtliche Befreiung der Bediente sogleich Erkundigungen einzuziehen beauftragt wurde. „Hans! Ruhig!“ rief Frieda beschwichtigend dem Thiere, das vom Peitschenknallen wild und scheu wurde.

Hans von Landschütz, der selbst zu fahren pflegte, hörte glücklicherweise diese Worte nicht. Er hätte sie sonst auf sich bezogen. Er hielt die Pferde an, fuchtelte mit der Peitsche, orientirte sich über das dreiste Mädchen im blauen Kleide und hörte dann von diesem vor Zuschauern, die sich schon versammelten, folgende ruhig gesprochene, aber bestimmte Worte: „Bester Herr Baron! Sind Sie nicht ein so eingefleischter Aristokrat, daß Sie es uns danken sollten, wenn wir noch ein bischen Mittelalter spielten? Sie haben unsern Hans in's Burgverließ geworfen, wir haben ihn wieder her-

ausgeholt. Das ist unser Ruhm. Und nun lassen Sie uns in Gottes Namen unserer Wege ziehen!"

Landschütz wußte anfangs nicht, sollte er hinunterspringen und die Rednerin züchtigen oder sollte er die Sache komisch nehmen. Geistesgegenwart war nie seine Sache. Es geht allen Poltrons, Lärmmachern, Grobschmieden so. Ein einziger entschiedener Blick macht sie in ihren Auslassungen stutzig.

„Lauft!" rief, den Moment der Unentschlossenheit benutzend, Frieda den Geschwistern zu und ihren Hans festhaltend, rannten diese um die Wette mit dem springenden Thiere auf der offenen Landstraße davon. Die Bedienten wollten nach.

Landschütz rief sie zurück. Wetterte er auch: Canaillenvolk! Räuberbagage! Hundeloslassen! Hetzpeitsche geben! so sagte Frieda ganz gelassen, indem sie neben seinem, auf die Landstraße ablenkenden Gespann herging und sich somit auch rückwärts wendete: „Beruhigen Sie sich doch, werthester Herr Baron! Die Leute möchten ja sonst denken, es sei Ihnen um einen Thaler zu thun!" So ging sie. „Wo wollen Sie denn hin?" begann jetzt Landschütz, langsamer fahrend und das von ihm nie gesehene Mädchen genauer fixirend. Es dauerte lange, bis Frieda dem groben Patron antwortete. — „Nach Liederbach will ich!" sagte sie endlich. „Unsere Befreiung hat mich müde gemacht. Sie könnten mich wol hinunterfahren." — „Wie?" stutzte der sonnenverbrannte, rothglühende, dicke Hans von Landschütz; „hinunterfahren?" — „Warum denn nicht?" — Und Martin mußte erleben, daß sein Baron wirklich inne hielt, das dreiste Mädchen noch einmal erstaunt ansah, stumm zur Seite rückte, mußte erleben, daß dann Frieda aufstieg, erst auf den Tritt, dann auf's Wagenrad und sich neben den feindlichen Baron setzte. Der Baron peitschte auf seine Braunen. Die Kalesche flog davon. Am Stiftshof vorüber. Die versammelte Dienerschaft begriff nicht, wie ihr Herr an der weitgeöffneten eisernen Pforte vorüberjagen konnte, ein junges Mädchen neben sich hatte, kaum grüßte. Aber es war so, es blieb so, man mußte sich finden. So ging's fünf Minuten lang. Dann lachte Frieda. „Worüber lachen Sie denn?" fragte Hans von Landschütz. — „Ueber Ihren Bart lach' ich." — „Wie so?" — „Gerade wie unser Hans!" —

Der Baron polterte heraus: „Zum Teufel mit Ihrem Hans! Ich heiße auch Hans.“ — „Na und Ihr Bart!“ sagte Frieda. „Wenn Sie noch wenigstens über'm Munde auch einen hätten, aber blos so vom Kinn ein paar Zwickel herab, gerade wie ein Geisbock!“ — Der wegen seiner Grobheit berüchtigte Baron vom Stiftshof hätte über dies Wort jedem Andern „das Fell über die Ohren“ gezogen. Der einzige, dünne, rothe Schmuck in seinem tellergroßen, butterglänzenden Angesicht, das am röthesten an den Ohren und unter den dünnen Haaren hinten an der Cravattenschnalle strahlte, dieser edle Zwickel war bei ihm das Symbol seiner Jünglingsschaft, die Zierde seines Garçonthums, eines Standes, den er hoch hielt, den rechten Freiherrn-, den wahren Junkerstand nannte! Drei Wochen lang im Wollmarkt, acht Wochen lang des Carnevals im Winter sah die Residenz in diesem Barte den Rest einer alten strammen Jugendzeit. Die dreißig bis fünfzig Borstenhaare nährte dann Champagner mehr als Wasser. Auch wol im Bier verklebten sie sich. Zu hohen Diners, wenn sich die Ritter der Landschaft versammelten, färbte sich sogar Hans diesen Zwickel mit der vorzüglichsten braunen Tusche. Und dieser undankbare kleine schwarze Lockenkopf da brachte einen solchen Schmuck in Parallele mit dem Barte eines Ziegenbocks? „Das kann schlimm werden!“ murmelte Martin vor sich hin.

Aber — Schweigen, tiefes Schweigen trat ein bis nach Liederbach, wo Landschützen's alter Patrimonialgerichtshalter am Wege stand, die Brille aufsetzte und den Aufzug Hansens mit Frieda Ulrichs anstarrte, wie — Hans brauchte den trivialen Ausdruck — die Kuh das neue Thor. Am Pfarrhause setzte Hans seinen schönen Passagier ab, sagte in seiner trockenen Galanterie: Einen Kuß als Lohn wollte er sich zu Gute behalten. Frieda sagte trocken: „Na ja! Bei Gelegenheit!“ Und nun fuhr der sich selbst wie untreu Gewordene, dem wilden Jäger gleich, mit seinen schnaubenden Rossen durch's Dorf zurück, staubaufwirbelnd, immer zu, ohne Rast und Ruh, durch die Gänse hindurch, ganz toll und unbekümmert wer auswich, fiel oder beim Fliehen noch mit einem verrenkten Beine davon kam. Für Stiftshof, das schon bis auf den kleinsten

Mops beisammen stand und wartete, für die Schwester, die staunend am Balcon harrte, war es gerade, wie wenn der Baron erklärt hätte, sich verheirathen zu wollen. So flink wie heute sprang er nie vom Wagen, so vergnügt kam er nie vom Wollmarkt. Und wie zerstreut war er! Er schimpfte sogar über die „niederträchtige Zottelei" der Eisenbahnen, ein Thema, das er in Aureliens Gegenwart sonst nicht zu berühren pflegte.

Fünftes Kapitel.

Das Pfarrhaus in Liederbach.

Eberhard Ott, der Bevollmächtigte Constantin's, der Niederschmetterer Jean Repsens, der freundliche Ziegenbockbefreier Frieda's, muß uns näher bekannt werden. Es war ein jugendlich blickender Mann, aber schon nahe den Dreißigen. Von hoher Gestalt, gleichmäßig in seinen Formen, ruhig und mild in seinem Benehmen, mußte er jedes Herz gewinnen, vorausgesetzt, daß ein solches mehr für innere Gediegenheit als für ein blendendes Aeußere Sinn hatte.

Früh selbstständig durch den Tod seiner Eltern, hatte er auch schon früh gelernt, für sich selbst zu sorgen. Dadurch hatte er viel Sicherheit gewonnen. Doch war diese nicht frei von Befangenheit, Peinlichkeit; es gab Menschen, die den schon auf der Schule allein stehenden Jüngling pedantisch nannten.

Ein kleines Vermögen, das dem Jüngling die in seinen Armen gestorbenen Eltern hinterließen, reichte nur bei dem gewissenhaftesten Haushalte aus, ihm das Studium der Rechte möglich zu machen. Weil er sich deshalb abschließen, vielerlei Zerstreuung versagen, fleißig arbeiten mußte, erwarb er sich fast wider Willen ein ernstes Wesen, das Manchem, der die innere Flamme seines nur allzu regen Gemüths nicht kannte, kalt erschien. Unter diesem gemessenen Auftreten, das ihm das Leben frühzeitig als Pflicht vorschrieb, lag Hang zur

Schwärmerei. Dieser Widerspruch rächte sich zuweilen und so war Eberhard, alleinstehend und früh vereinsamt, auf dem besten Wege, ein Menschenfeind zu werden.

Der Zufall spielte ihm dann die Werke Montaigne's und La Rochefoucauld's in die Hände. Referendar in einer Provinzstadt, las er Lebensmaximen für die große Welt. Das Kalte und Berechnende dieser Philosophie des Umgangs glitt von ihm ab. Aber manches, was dort an Vorsicht und Mißtrauen gelehrt wird, blieb an ihm haften, unter anderm die Ueberzeugung, daß in den gewöhnlichsten Menschen, die uns im Leben begegnen, doch, wenn man nur näher forschen wollte, viel Achtbares und selbst für den Denker Anerkennenswerthes schlummern könnte.

Eberhard war durch diesen Gedanken lange wie von einer Offenbarung ergriffen. Er sah Alles in einem neuen Geiste an. Nun ging sein ganzer Trieb, zunächst schwärmerisch und ideal, darauf aus, praktisch zu sein und auch darin lag wieder Idealität. Eberhard glaubte, allen Phantasieen, von denen er behauptete, sie erzögen nur Menschenverachtung und zum Hochmuth, den Abschied gegeben zu haben, er wollte Bewußtsein und Lebensklarheit in Jedermann wecken, er sah überall verborgenen Werth, stille Bedeutung, unangebrochene Schätze der edelsten Erfahrung und mühte sich in jener Provinzstadt und später in der Residenz ab, die Menschen zum Bewußtsein ihres Werthes zu bringen. Bei den unbedeutendsten Individuen lauschte er auf ihre Art und Richtung und wer konnte ihn widerlegen, wenn er behauptete, in allen Menschen wirklich das Allgemeinsame aller Verstandes- und Herzensbedingungen angetroffen zu haben! Er ordnete Erkennungen, Verbrüderungen, gemeinschaftliche Unternehmungen an. Eine Zeitlang gab die Musik das Band, dann die Kunst, dann die Literatur, dann die höhere Geselligkeit, zuletzt die Politik, alle diese Gebiete benutzte er als Tummelplatz, wo der Geringfügigste, seiner Meinung nach, plötzlich einen Werth entwickeln konnte.

Aber seine Pläne scheiterten. Ein scharfer Beobachter, wie Constantin, verspottete längst diese Art der Menschenpflege. Man trüge ja doch, hieß es, nur in jeden Menschen hinein, was man aus ihm herauszufinden glaubte! Es gab

die bittersten Erfahrungen. Die Musikaufführungen, die Kunstvereine, die Kränzchen für literarischen Genuß oder politische Meinung, Alles was Eberhard zu Stande brachte, aus den zufälligsten und sich von selbst darbietenden Elementen zusammensetzen und zum Bewußtsein steigern wollte, es war in der That mit Täuschungen auseinandergegangen. Die Leidenschaften und der Egoismus verdarben in der Regel Alles.

Nun hatte Eberhard darum doch seinen Glauben an die Menschheit nicht verloren. Nur daß er diese jetzt im Allgemeinen faßte. Er sah Gelegenheit genug, Thatsachen höherer Bedeutung festzustellen und wurde Werber für die Ideen. Die Gefahr, in die er dadurch manchen Verhältnissen gegenüber gerathen konnte, war glücklich vorübergegangen und der Glaube an das Gute hatte Eberhard nicht verlassen. Er glaubte an die Nothwendigkeit, daß Constantin so handeln mußte, wie er ihm erklärt hatte, im Besitze einer Hertha gegen eine Agnes handeln zu müssen. Mit dem Verlobungsring in der Tasche hatte er sich sogleich zu Agnes Planer und ihrem Vater auf den Weg gemacht. Er wollte von Constantin's bedeutender Entwickelung sprechen, von seinem Glück in der Gesellschaft, seinem Bedürfniß ungehinderter freier Entfaltung, er wollte die armen verlassenen Menschen allmälig Das rathen lassen, was er ihnen zu sagen und ihnen mit Güte und Schonung beizubringen den Auftrag hatte.

Da sah er nun diese Menschen selbst und erschrak sogleich, als er bemerkte, daß sie anders waren, als er sich gedacht hatte. Siegreiche Menschen wie Constantin zwingen Anderen ihre Vorstellungen auf. Aber Agnes erschien dem Vollstrecker eines trüben Auftrags viel eigenthümlicher. Sie war nicht klein, sondern groß. Sie hatte nicht blaue, sondern braune Augen, sie war nicht blond, sondern brünett. Sie war nicht unsicher und gedrückt, sondern von gewähltem Ton, zart zwar und von jener Zurückhaltung der Gefühle, die jedoch etwas ahnen läßt und ein achtbares heimliches Seelenleben in Aussicht stellt. Kaum hatte sich Eberhard genannt, kaum den Gruß, den er von Constantin zu bringen hatte, ausgerichtet, als ihn trotz der starken und kräftig scheinenden Natur Agnesens von ihr einige

Tropfen im Auge überraschten, eine bebende Stimme rührte. Er sah, daß Agnes sein schweres Amt bereits ahnte.

Nun besaß er die Schwäche, zurückzuhalten. Er sah ein zur bravsten Hausfrau berufenes Mädchen, das einer treuen Liebe ihre Jugend geopfert hatte. Er fiel aus der Rolle, die er sich seit einigen Tagen mit allem Anfwand von Psychologie einstudirt hatte. Er war eben der Rücksichten- und Gewissensmensch. Ja als der Pfarrer dann kam und der kleine, frischgeröthete, sogleich die Pfeife stopfende Mann in Zorn und Verwünschungen über Constantin ausbrach, da gab sogar der Abgesandte Constantin Zeugnisse des Wohlverhaltens gegen Agnes, die er, nach der Stadt zurückkehrend, bitter bereuen mußte.

War der Erfolg, den Eberhard's erster Besuch in Liederbach haben sollte, vom Ziele ganz abgegangen, so mußte der Besuch bald wiederholt werden. Man war im Pfarrhause angenehm überrascht, den milden und gewiegten Mann schon am folgenden Tage, wie auf zufällige Veranlassung, wieder vorsprechen zu sehen. Eberhard konnte nicht anders, als die Ausrede brauchen, daß ihm von allen Spaziergängen um H. der nach Liederbach der liebste wäre.

Agnes schien heute beruhigter. Sie entwickelte sich sogar. Der Vater debattirte, zankte, verwünschte die Universitäten, das Jahrhundert, die Regierungen, im Grunde jede Meinung, die nicht die seinige war. Agnes schien sein vollkommenes Gegenbild. Sie sprach, freilich mit etwas auffallender Betonung, immer für höhere Sphäre, sanftere Schwinge, Emporgetragenwerden über das Gemeine und Geringe. Der Vater pries das Gegentheil. Diese Frieda, Constantin's Schwester, sagte er unter Anderm, ist das einzige vernünftige Frauenzimmer, das mir seit Jahren vorgekommen ist! Schon an dem Kinde hatte ich meine Freude. Wenn freilich bei so toller Erziehung, wie sie genoß, etwas aus ihr geworden ist, verdankt sie es einem besondern Wohlgefallen Gottes; denn im Hause des alten Ulrichs geschah und geschieht noch täglich Alles, um die Nachkommenschaft zu verderben. Von Constantin spreche ich nicht, um Agnesen nicht zu kränken. Seinen Dünkel, seinen nichtsnutzigen Hochmuth werden Sie kennen

und sich hoffentlich nicht von ihm terrorisiren lassen, wie er Alle terrorisirt. Frieda aber ist die einzige von den Ulrichs, mit denen sich umgehen läßt, wenn auch mit ihr der Zank nicht abreißt; sie ist praktisch und warum? Ich glaube, man kann des Jahres die Seiten zählen, die sie in irgend einem Buche gelesen hat."

„Lieber Vater," entgegnete mit Gelassenheit Agnes, die den Vorwurf fühlte, „wenn man wie ich, seit frühester Kindheit auf dem Lande lebt und ewig nur von Oekonomie hört, was kann man thun, als sich unter die Bücher flüchten? Frieda athmete schon von frühester Kindheit Bücherstaub. Ihr Haus wurde nie leer von jungen, wissenschaftlich gebildeten Männern. Was sich Andere mühsam durch Selbstunterricht erwerben müssen, gewann sie im Spiel. Und so hübschen Mädchen, wie Frieda ist, steht im Grunde Alles schön, selbst wenn sie Thorheiten machen. Ich möchte nicht ungestraft die Possen treiben, die man ihr hingehen läßt. Wenn da Frieda am Schrank steht und all' Deine Bücher nach der Reihe als Schriften voll Unsinn und Widerspruch recensirt, so heißt's bei ihr: Sie ist ein Genie. Thät' ich es, ich würde Dir damit nur Beweise meiner Dummheit geben."

Eberhard horchte den vernünftigen Worten, die etwas rügten, was ihm selbst an Frieda, die er wiedergesehen und liebte, nicht wohlthat. Agnes hatte in dieser ihrer bestimmten Art nichts Gewöhnliches. Die lange Selbstständigkeit im Führen eines eigenen unruhigen Hauswesens hatte sie mehr entwickelt, als Eberhard bei erster Begrüßung vorausgesetzt hatte und vollends achtbar war ihm die Fassung, mit welcher Agnes schon bei diesem zweiten Besuche über Constantin hinwegging.

Er kam zum dritten Male nach Liederbach. An jenem Tage, wo er den Hans durch eine lebendige Treppe befreit hatte, war er schon zum fünften Male da. Auf Constantin kam die Rede nicht mehr; er hätte den Ring in aller Ruhe auf das Nähtischchen Agnesens hinlegen können, sie würde das traurige Vermächtniß ruhig zur Seite unter die Blumenstöcke gelegt haben, unter deren Schatten sie am Fenster zu arbeiten und die einförmige, nur zuweilen von einigen Studenten, die das

von Hans von Landschütz gebraute Bier lieber im goldenen Löwen an der Quelle kosteten, unterbrochene Chronik des Dorfes zu verfolgen pflegte, und ein anderes Gespräch angeknüpft haben. Der Vater behandelte den Gast voll Theilnahme. Er schonte eben deshalb Constantin und von Agnesen sah Eberhard wol ein, daß sie sich der Erinnerung an Constantin mit einem an sich gesunden Gefühl der Selbstrettung entwinden wollte. Nichts ist ja schüchterner als die Männernatur. Zu dem Eingeständniß einer keimenden Neigung Agnesens gegen — ihn selbst, wagte sich Eberhard's Bescheidenheit nicht hinaus. Und doch fühlte er, daß sein Auftrag drängte. Jedesmal wollte er bei Agnes unter den Blumen sitzend aufspringen und rufen: Constantin ist treulos! Hier hast Du Deinen Ring! Nimm ihn, ich habe den Auftrag ihn Dir zurückzugeben! Aber er war des Entschlusses nicht fähig. Auch darum war er seiner nicht fähig, weil ihn zuweilen ein Grauen vor Agnes befiel. Sie kam ihm gefahrvoll vor. Er sah sogar Verschmitztheit und Berechnung. Er wog und wog und studirte. Sie sind ein schrecklicher Gewissensmensch! hatte ihm einst Frieda gesagt, als er am Abendtisch ihres Vaters einen Korb voll Zwetschen an ihre Geschwister vertheilte und dabei die Jahre der Kinder zu den Zwetschen und die Zahl der Zwetschen zu der Zahl der Kinder in eine arithmetische Gleichung brachte.

Agnes nahm Frieda's, von Eberhard angekündigten Besuch nicht so heiter auf als der Vater, der über das Abenteuer mit Hans, dem Ziegenbock, lachte. Nicht über den Humor der Sache an sich lachte der Pfarrer, sondern über den Aerger der Leute auf dem Stiftshofe, denen er, trotz der Erziehung, die er selbst einst Aurelien und ihrer Freundin Eugenie von Saalfeld, jetziger Wingolf, gegeben, jedem nur erdenklichen Possen wünschte, Miswachs ausgenommen, da dieser ihn selbst hätte treffen müssen. Planer war ein Nachfolger jenes Apostels, der einst den Säbel zog und einem Knechte des Malchus sein Ohr abhieb. Vermögend wie er war, hatte er manchen Morgen Acker zu seiner Dotation hinzugekauft und stand mit einigen seiner Gemeindeglieder, denen er am Grünendonnerstag den Kelch zu reichen hatte, nach Ostern schon wieder vor den

Schranken des Gerichts. Trauben könnte man nicht von den Dornen lesen, sagte er und so gab er schon seit Jahren auf, mit seiner reichen und verwilderten Gemeinde Seelenpflege zu treiben. Die Verrichtungen seines Amtes gingen nach Vorschrift, er war ein Mann, den die Bauern in jeder Beziehung ein Recht hatten, stramm zu nennen; in seiner Amtsführung lief nichts Unerlaubtes unter. Aber die Berichte der rundreisenden geistlichen Inspectoren, die Planern oft in Liederbach antreffen konnten, wie er im Nebengebäude des goldenen Löwen, im alten Kruge, zur Kirchweihzeit eine Schlägerei mit eigener Hand vermittelte und mit dem ersten besten Schemel dazwischenfuhr, bis es Ruhe gab, diese Berichte schilderten sein Wirken als einen verlorenen Posten in dem modischen neuangebauten „Reiche Gottes". Und bei Alledem behauptete er sich. Selbst seine Proceßgegner achteten des Mannes Haltung.

Das Erstaunen, wie Frieda von Hans von Landschütz vor dem Pfarrhause in Liederbach abgesetzt wurde, war nicht gering. Frieda mußte die Veranlassung dieser Fahrt zweimal erzählen. Der etwas lahme Patrimonialrichter, Justiziar Dammert, hinkte so rasch er konnte über die noch vor Staub undurchsichtige Straße herüber und platzte mit der Frage herein, aber woher in aller Art diese gnädigste Vertraulichkeit käme? Frieda erzählte auf's Neue und schraubte Dammert mit dem Verhör, das er möglicherweise noch mit ihr und dem Ziegenbock würde anstellen müssen. Auf seine Gewohnheit anspielend, im mündlichen Verhör mit den Bauern, wenn sie vor seinen Schranken standen, ihnen für jede Widerrede oder ungefragte Antwort oder für jeden lärmenden Zankausbruch Geldstrafen zu dictiren, die er nur dann wirklich einzog, wenn man seine Geduld zu lange auf die Probe gestellt hatte, rief sie in Dammert's Tone: „Hans! Er schweigt oder — fünf Groschen! Hans! Er stößt nicht oder — sechs Groschen! Hans! Er schert sich zur Thür hinaus oder — sieben Groschen!" Der Pfarrer schüttete sich vor Lachen wie immer, wenn beim Spott das Stichblatt nicht er selbst war.

Der bestellte bessere Kaffee wurde hereingebracht. Man plauderte allerlei Neues durcheinander. Dammert, begierig

jetzt auf den Stiftshof, ging. Und wie alle Vier nun, etwas beklommen, in der früh hereingebrochenen Dämmerung beisammen saßen, kam dann die Rede auf Constantin. Frieda, das Kind Gottes, sagte kurzab: „Lieben Leute! Jetzt sind wir unter uns! Jetzt seid 'mal gescheut und macht dem Ding ein Ende! Ich erwarte, daß Ihr dem armen Bruder abschreibt! Ich hätte nie geglaubt, daß auch der Constantin so ein Gewissensmensch wird und an einem offenen ehrlichen Wort so lange druckst und kaut. Besser doch wahrhaftig, Ihr macht das früher ab, als bis Ihr's 'mal in der Zeitung lest, daß sie ihn zum ersten Mal mit irgend Jemand anders aufgeboten haben."

Der Eindruck dieser schrillen Worte war schmerzhaft. Der alte Pfarrer sprang auf und legte zitternd die Pfeife hin. Agnes ließ einen Tassenkopf fallen und schwankte zur Thür hinaus. Eberhard erhob sich entrüstet und sagte mit geröthetem Antlitz vorwurfsvoll: „Frieda! Frieda!"

„Aber warum denn nicht!" rief Frieda. „Es ist ja drückend für Beide und darum sollen sie's abschütteln. Kein Baum bleibt im Verlauf der Jahre derselbe. Dr. Hainer sagte es neulich, alle fünf Jahre hätten wir in der Hauptsache auch einen anderen Körper, wir wüßten's nur nicht. Wie soll sich denn da Eins, durch eine vergangene, an sich glücklich und wahr gewesene Stunde sein ganzes Leben verderben und um diese eine edle und brave Stunde sich immer rundum im Kreise drehen? Und Sie wußten's doch, Ott! Warum haben Sie denn den Ring noch immer in der Tasche? Mein Bruder schreibt uns heute, daß die Untersuchung niedergeschlagen ist und daß ihn Ihr Schweigen ungeduldig macht."

Der Pfarrer sah Eberhard mit durchdringendem Blicke an. Eberhard stand wie beschämt, wie vernichtet. Er wußte nicht, was er erwidern sollte. Frieda beachtete die Pause nicht, sondern plauderte weiter: „Sie wollen ja fünf gerade sein lassen bei der Regierung. Aber gemaßregelt wird doch. Der Eine muß einen Revers unterschreiben, der Andere sein Bündel schnüren und aus der Residenz. Constantin kommt heute Abend, sein Erkerstübchen habe ich ihm schon zurecht gemacht und die Ungewißheit, die ihn nun hier wegen Eurer

drückt, ist doch geradezu grausam. Drum kam ich auch selbst und wenn Agnes vernünftig ist, so giebt sie mir ihren Ring gleich mit und Sie geben ihr den Ring Constantin's und die ganze Last ist vom Herzen. Abgemacht! Punktum!"

Planer ging schon gefaßter und nur noch bewegt auf und ab. Zorn hatte er Anfangs genug. Der Hinblick auf den ihm wohlthuenden Eberhard aber milderte diesen Zorn und Frieda's praktische Auffassung, die für Eberhard ein Stich durch's Herz war, versöhnte ihn sogar; es war die seinige. Der realistische Mann platzte heraus: „Ja, Frieda! Du hast Recht. Eine reine Dummheit war es gleich Anfangs! Das hätte damals drüben lieber im goldnen Löwen einkehren sollen als bei uns. Dein Bruder ist ein heimtückischer Bursche und war mir immer zuwider. Dünkelhaft wie Ihr Alle seid, Ihr Ulrichs! Vater und Mutter und Eure ganze Sippschaft! Und wer Dich 'mal als Frau kriegt, der hat auch seinen Segen weg. Das ist meine Meinung, Frieda."

„Danke, Papa!" entgegnete Frieda ganz ruhig und schälte sich einen Apfel. Für Eberhard hatten diese Erörterungen so viel Verletzendes, wie das Kritzeln eines geradgehaltenen Stifts auf einer Schiefertafel. Die nüchternen Auffassungen des Pfarrers waren ihm bekannt; aber Frieda's Aeußerungen über brechende Herzen, zurückgegebene Worte und Ringe, gingen ihm denn doch zu weit. Selbst dem Irrthum gebührte nach seiner Meinung unter Umständen eine Schonung. Die Wahrheit hat nicht überall freien Zugang und darf nicht die Thüren so ohne Weiteres aufreißen und ihre Enthüllungen ausrufen. Für gewisse Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit giebt es Ceremonialgesetze, die nicht Jeder zu überschreiten den Beruf hat. Frieda schien Eberharden eine Priesterin der Wahrheit zum Nachtheil der Schönheit zu sein. Und da jetzt der alte Pfarrer in wirkliche Rührung gerieth und seinem abwesenden Kinde sein ganzes Lob, seine ganze Theilnahme spendete, so trieb es Eberhard hinaus zu Agnes. Es war dunkel geworden. Er suchte sie in dem schon herbstlichen, halbentlaubten Garten. Er fand sie unter den Asterbeeten. Er trat zu ihr heran, er wollte der Einsamen Trost zusprechen, während Frieda trotzig den Lockenkopf aufstützte und durch die Blumenstöcke, die am

Fenster standen, auf das abendlich still werdende Leben des Dorfes blickte. Sie sprach von dem Heimgang, wollte ganz ohne Eberhard fort, sprach von der Stunde, wo der letzte Eisenbahnzug käme, sie wollte den Bruder, der ihrer Familie Stolz wäre, selbst empfangen.

Planer bedurfte jedoch noch einer Scene. Die Geschichte mit Constantin Ulrichs war für sein Haus abgemacht, aber es fehlte noch das rechte Punktum nach *seinem* Sinn. „Erst sollst Du noch Deinen Ring haben, Mädchen!" sagte er wiederholt und nöthigte Frieda zum Bleiben. Da sie nicht mochte, sagte er: „Hilft Dir nichts. Und das mußt Du doch noch hören. Dein Constantin, Frieda, ist und bleibt ein Unnütz."

Da hörte man denn, daß ein Reformator nicht leidet, wenn Andere noch weiter über ihn hinausgehen wollen, und leider hat sich dann schon Mancher entschlossen, lieber wieder umzukehren und sich an Die anzuschließen, die früher von ihm bekämpft wurden, als Denen zu folgen, die ihm nun gar noch vorangehen wollen —! Als jedoch Planer so recht aus des Herzens Grunde seine Verwünschungen gegen die Ueberschwänglichen und Freiheitsschnaubenden ausgesprochen, stand Frieda auf, klopfte ihm auf die Schulter und antwortete: „Alterchen! Still! Eures Gleichen bringt mehr Unglück in die Welt als die Aristokraten! Wißt Ihr, Papa, was Ihr eigentlich seid? Ein Schulmeister und einer recht dick voll Tyrannei! Ihr wollt die Freiheit, aber ganz apart für Euch und alle Uebrigen müssen sich unter Eure Freiheit als Sklaven ducken und wer sich dagegen muckst und eigentlich was Anderes will, den möchtet Ihr dann gleich in Euern großen Sack stecken, grausamer als der Kaiser von Marokko! Geht mir weg! Meine Mutter sagt als, wenn vom Liederbacher Glauben die Rede ist, Ihr glaubtet blos an Euch selbst! Das ist wieder nicht anders; Jeder geht die Landstraße, wie sie ihm im Kopfe angelegt ist. Ihr könnt aus Eurer Feldmessung nicht heraus und trampelt und wettert und flucht, wenn Einer den Zweifel just nicht so glauben will wie Ihr! Sogar Eure Freigeisterei soll ein Evangelium sein! Nun macht Ihr's Keinem recht. Wenn die Stiftsfrau von Landschütz nicht jeden Sonntag aus alter Anhänglichkeit bei Euch

in die Kirche ginge, kein Mensch hörte Euch mehr auf der Kanzel zu. Ihr gebt für's Herz nichts und gebt für den Verstand nichts; 'mal redet Ihr mit der Bibel und nehmt sie auf's Wort und 'mal soll's blos wieder bildlich sein und so wollt Ihr eigentlich immer nur selbst Euer Herr! Herr! sein. Die Gemeinde soll erst bei jedem Dinge fragen: Herr Pfarrer, was dürfen wir darüber nun wieder meinen? Und Ihr raucht dazu Eure Pfeife und gebt den dummen Buben und Mädchen Eure gesetzte Antwort und hundertmal hab' ich's schon gehört, daß Ihr den Leuten wie ein Professor, der's weiß, sagtet: Das weiß man nicht! Und das gerade so, als wäre das Das weiß man nicht! ein Glaubensartikel und es müßte Eins gleich verbrannt werden, der sich nicht ebenso feierlich und majestätisch hinstellt und sagt: Das weiß man nicht! Und so sage ich wieder Punktum. Und diesmal Streusand d'rum!"

Mit diesen Worten hatte Frieda den Hut aufgesetzt und sprang zur Thür hinaus. Im Garten mußte sie in der Dämmerung erst eine Weile suchen, bis ihr Agnes und Eberhard sichtbar wurden. Beide traten ihr unter den schon durchsichtig gewordenen Rebengängen entgegen. Es war still und feierlich zwischen Beiden. Agnes schien gefaßt, Eberhard schwieg. Planer sah dann in der Stube forschend auf Beide. Frieda hatte einen ironischen Zug um den Mund, schien verdrießlich und wollte fort. Agnes gab ihr die Hand. Mit Fassung trat sie zu Frieda heran und sagte, daß sie einen schönen Traum ihrer Jugend preisgeben wollte, wenn sie wüßte, daß sie dadurch ein anderes Wesen glücklich machen könnte. Ott hätte in die Leiden ihres Herzens geblickt und nicht gewagt, den Auftrag sogleich zu vollziehen. Jetzt wäre es geschehen. Und nun sie wüßte, daß Constantin durch eine Dame aus der großen Welt glücklicher sein würde, als mit ihr, gäbe sie auch gern ihren Ring an Frieda zurück; sie möchte ihn dem Bruder geben, ihn grüßen und gewiß sein, daß er nicht um Liederbach herumzugehen brauchte, wenn er des Weges käme; sie hätte sich schon seit Jahren auf diesen Augenblick vorbereitet.

Frieda nahm den Ring, betrachtete ihn blinzelnd und sagte, sich zum Vater wendend, spöttisch: „Amen!"

Da sich Eberhard still beobachtend in der dunkeln Stube an eine alte mit Gläsern und Tassen besetzte Commode lehnte, meinte sie zu diesem noch: „Na Assessor! Die Gläser und die Tassen!“ Eberhard lächelte schmerzlich und war still. Dem Vater war's fast, als müßte er etwas merken. Er wollte einen Knecht rufen, Frieda nach Hause zu begleiten. Aber Eberhard sagte, er würde ja mitgehen, er müßte doch Constantin begrüßen. Der Blick, den dabei Agnes auf ihn richtete, war bedeutungsvoll. Frieda verstand ihn fast, diesen Blick. Sie nahm ihren Hut und flüsterte Agnesen zu: „Habe doch keine Angst! Ich nehm' ihn Dir nicht!“ — „Frieda!“ fuhr Agnes zornglühend auf. „Nun! Nun! Wir Frauen kennen uns doch!“ sagte Frieda. Eberhard sprach eben mit Planer. Er hörte nur Agnesens Abschiedswort: „Frieda! Du bist fürchterlich!“ Dann ein nachdenkliches: „Gute Nacht!“ von ihm selbst und nun gingen Eberhard und Frieda von dannen.

Eberhard bot der Schwester seines Freundes, die er so innig geliebt hatte, den Arm, den sie ablehnte. Doch schien sie unbefangen und sprach gleichgültige Dinge. Schon war es dunkel geworden. Die Sterne tauchten aus dem blauen, nebelbezogenen Himmelsmeer. Die Luft ging kühl; die geheimnißvolle Sprache eines Herbstabends flüsterte sanft durch die Natur. Die Pappeln am Wege säuselten noch ein wenig vor vor dem baldigen Abschied ihrer Blätter. Die Ebene breitete sich weit hin und ihr Leben war ganz abendlich, ganz still. Da- und dorther nur hörte man das Bellen eines eingeschlossenen Hundes, von der Stadt heimkehrende Wanderer, mit einfachem Abendgruß. Wie friedlich ist die Welt in solchen Stunden! Die Felder sind leer, dort schon mit frischen Furchen durchzogen und nach dem Erdreich duftend wie im Frühjahr. Letzte Hüter des Feldes sind nur noch die Kartoffeln oder es dampfen, allerdings widerwärtigen Geruchs, hier und da Feuerstätten, wo von den schon geernteten das Kraut verbrannt wird.

Würde so nicht ohnehin schon die einfach ländliche Herbstnatur im blaurothen Nachtschimmer die Stimmung der Wehmuth geweckt haben, wie mußte es erst klagen in Eberhard's Gemüth, der, allein so hinschreitend, neben der plaudernden und Allem, was ihr eben durch den Sinn kam, Worte leihenden

Frieda ausrufen mochte: Dieser kalte Abend, nach Dem, was wir heute drüben am Mittage erlebten! Welche Töne drangen vorhin aus Deinem holden Munde, Du wildes Kind der Natur! Welche Gedanken liegen hinter diesen ruhigen Augen! Gedanken, die zu denken mir eine Umwälzung meines Innern sein würde und die Dir so leicht kommen wie die silbernen, durchsichtigen Wölkchen dort unter den Sternen segeln! O Frieda! Wen liebe ich denn anders als Dich! Wem möchte ich denn anders zu Füßen sinken und ihn an seinem Kleidessaume festhalten als Dich! Frieda! Wem möchte ich denn in dieser stillen Einsamkeit, hier jetzt mit Dir in die ruhenden, schlummernden Büsche tretend, unter den Käfern, die noch einen Flug versuchen wollen, unter den Vögeln, die sich noch zuweilen wie im Traum durch einen leisen wie vergessenen Ton in ihrem Versteck verrathen, an mein Herz drücken und Liebe, Liebe, Liebe stammeln, als Dir! Nun ist's vorbei. Was war das soeben, was geschah mir am Asternbeete des Pfarrgartens?!

Der Fluch der männlichen Schwachheit ist in der Regel der, nicht im Stande zu sein, die Situation zu beherrschen. War's die berechnete Thräne der Empfindsamkeit, die Eberhard an Agnes gerührt hatte? War's ein Blick, den er in die tiefsten Geheimnisse der Verachtung der Frauen von Frauen geworfen? Jetzt hätte er, wie er so dahinschritt im Abenddunkel, Hülfe rufen mögen, Hülfe bei der Einzigen, die seine Phantasie einst ganz erfüllt hatte und die er nun fast hassen sollte. Die luftige bunte Brücke wenigstens, die ihn einst zu Frieda Ulrichs geführt, war ein Nebelhauch geworden und zerstoben.

Er ergriff Frieda's Hand und fragte: „Was denken Sie von Agnes?“ — Harmlos sagte sie: „Agnes Planer ist ein ganz gutes Mädchen.“ — Es war dies ein ehrlicher Ton. Für Eberhard lag in diesem Zeugnisse viel. Doch mußte es ihn nicht kränken, daß es gleichsam klang, als sollte gesagt sein: Dir darf sie genügen! Beide schwiegen. Von der Stadt her tönten Glocken. Ihr verhallender Ton hob die Feierlichkeit des Abends. Eberhard war kein Poet, kein Schwärmer. Er hatte nie einen Trieb zur bewußten idealen Auffassung des

Lebens gehabt. Er war Schwärmer in praktischen Dingen. Immer nur die Welt der Pflichten, Sorgen, Mühen, Aufopferungen sah er. Er war in seinem Gedankengange gewissenhaft.

Ach, dachte er jetzt, solchen Naturen, wie Constantin und Frieda, fehlt nur das Unglück! Unglück allein kann sie ändern! Er sagte das Frieda. Das heitere Mädchen lachte darüber.

„Das sind kirchhöfische Ansichten, wie sie Luther genannt haben soll — Constantin hat mir's gesagt —" sprach sie und fuhr fort: „Dem ewig Verhimmelten ist Alles, was zur Erde gehört, schrecklich, aber mein Vater hat uns früh Respect vor der Erde beigebracht. Die Erde ist ein so merkwürdiges Product, daß ich ganz ehrenvoll finde, ihr anzugehören. Was hat nicht die Erde schon Alles durchgemacht! Denken Sie an die Billionen Jahre zurück, die sie gebraucht hat, um ihre jetzige Form zu gewinnen und was das für ein Blühen und Leben mit ihr ist und wie prächtig sie sich entwickelt und in noch fernern Billionen Jahren entwickeln wird! Zur Geschichte der Erde gehören wir mit zu. Sie ist ein lebendiger Körper, der immer wächst und sich verändert und wir machen das Alles im Leben und im Tode mit. Wenn ich heute sterben müßte, so ginge ich getrost. Ich brauche die Reise nicht bis an die Sonne, die so viel Meilen von uns fern liegt und wenn man ihr näher kommt, nichts Anderes ist, als was unsere Erde ist. Da bleiben wir lieber getrost gleich hier, gehen so lange als möglich mit dem Wirrwar mit, und wenn uns 'mal Unglück passirte, da sollte man immer gleich Reißaus nehmen und mit der Sonne schmachten? Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl nicht, als könnt' es mir einmal schlecht gehen. Ich versichere Sie, wenn unser ganzes Haus ausstürbe und ich wäre mit den kleinen Kindern allein, wir würden im Frühjahr Rettige, im Sommer gelbe Rüben, im Herbst weiße Rüben essen und auch roh, wenn's nicht anders sein müßte. Die Leute lachen über unsere verkehrte Wirthschaft. Die Sache ist ganz einfach. Wir machen uns nicht zu Sklaven eingebildeter Bedürfnisse. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn wir uns zu Hause vor'm Stehlen hüten, so ist's blos um häßliche Weitläufigkeiten zu vermeiden. Ueberall kommt schon Licht in

die Köpfe. Seien Sie überzeugt, unsere Kinder und Enkel kommen in viel natürlichere Lagen, als in denen wir noch leben und uns leider bei unserer gegenwärtigen Duckmäuserei wahrscheinlich scheint."

So plauderte das „Elfenkind" fort und Eberhard hörte halb lachend, halb kopfschüttelnd zu. In der Ferne ertönte bald ein Pfiff. Der Dampfwagen war angekommen. Als sie an die Stelle kamen, wo heute Nachmittag Hans von Landschütz von Frieda angeredet und zurechtgewiesen war, zog schon der Omnibus die Anhöhe herauf. Ein Hut streckte sich heraus. Es war Constantin, der die Schwester und Eberhard erkannte. Constantin stieg aus, gab und nahm seine Begrüßung.

Er verrieth sogleich Verdruß über sein politisches Geschick. Ein schwesterliches freudiges Entgegenstürzen, das sich hier Eberhard als nothwendig gedacht hatte, fiel weg. Frieda sagte einfach: „Bist da, Constantin? Die Stube ist in Ordnung!" Und Constantin erwiderte ebenso: „Guten Abend, Frieda! Alles wohl?" Dann kamen die Erörterungen über den Zusammenhang der Ausweisung aus der Residenz. Der Omnibus fuhr rasch vorüber.

Noch ein bekanntes Gesicht grüßte und schwang eine schäbige Mütze. Es war Jean Reps, auch ein Verbannter, dem Constantin in der Eile kein anderes Quartier zuweisen konnte als bei Eberhard. Eine für Diesen traurige Perspective. Eberhard war nicht in der Stimmung zu widersprechen. Nur auf seine Frage: „Und Hertha Wingolf?" antwortete Frieda's Bruder: Sie würde ihm folgen. „Wie?" rief auf diese Mittheilung selbst Frieda. Sie hatte sogar erst jetzt den Namen des neuen Verhältnisses erfahren. Sie wiederholte den Namen einige Male und sagte: „Sie wird herkommen? Hierher?" Als sie zum Thore einlenkten, trennte sich Eberhard von den Geschwistern, die nicht durchaus einig schienen.

Zu wissen, daß Frieda ihn nicht liebte, hätte Eberhard noch heute an der Mauer des Stiftshofs in Verzweiflung bringen können. Jetzt aber, nach dem Wiedersehen in Liederbach, tröstete ihn die gewonnene Ueberzeugung, daß Frieda überhaupt nicht lieben konnte. Zu Hause fand er seinen Ein=

quartierten. Er bestellte für Jean Reps ein Nachtessen aus dem nächsten Hotel und erntete dafür von diesem eine Reihe salbungsvoll ironischer Lobsprüche, die auf allerlei Ausführungen des Themas hinauskamen: Ott, Sie sind ein sehr guter, d. h. im Stillen gedacht, herzlich dummer Mensch!

Sechstes Kapitel.

Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

Einige Tage später erschien in H. in der That die Tochter des Justizchefs Wingolf. Ihrem Auftreten ging kein unbedeutender Ruf voran. Jeder wollte die persönlich gewordene weibliche Selbstständigkeit kennen lernen, und die Liebe und den Heroismus der Hingebung, die hier dem jungen Ulrichs gezeigt wurde, entweder in Person bewundern oder hintennach kritisiren.

Doch wurde man Hertha's sobald nicht ansichtig. Zwar kehrte sie erst in einem Hotel, dann aber im Stiftshofe bei Aurelie von Landschütz ein, an welche sogleich nach ihrer Abreise von der Residenz Julie von Reisig und Eugenie geschrieben und sie dringend um eine Art Einfangen des wilden, entlaufenen Füllens gebeten hatten. Aurelie von Landschütz war nicht wenig gespannt, ein junges Mädchen zu begrüßen, das von seinem Charakter und seiner Weltauffassung eine so allbekannte Kunde verbreitet hatte.

Die Räumlichkeiten des kleinen Schlosses reichten aus, diesen Besuch bequem zu beherbergen und so erging denn an Hertha eine Einladung, deren Motive freilich etwas peinlich waren. Von ihrem Bruder hatte Aurelie, trotz aller Beherrschung seiner Unarten Kenntniß seiner rücksichtslosen Bequemlichkeitstriebe genug, um nicht gleich im Beginn manchen Conflict, der durch die Aufnahme Hertha's möglich werden konnte, zu besorgen. Indeß ließ sich Alles nach Wunsch an. In drei Tagen hatte die rasche Fürsorge Juliens und Eugeniens

Hertha aus der auffallenden Stellung eines im Hotel einer Universitätsstadt wohnenden, ihrem Geliebten nachreisenden jungen Mädchens entfernt. Hertha fügte sich mit Bereitwilligkeit dem ihr vom Stiftshof gemachten Antrage, nicht jedoch ohne erst ein förmliches Abkommen getroffen zu haben. Sie wollte wissen, wie man es mit etwaiger gegenseitiger Belästigung zu halten gedächte. Sie sagte, die Entfernung von der Stadt wäre nur gering. In der Stadt, welche sie täglich zu besuchen vorhätte, stünde ihr das Ulrichs'sche Haus für den ganzen Tag offen. Sie wollte Niemanden unbequem sein. Man gab jede beruhigende Versicherung.

Und in der That, wenn auch Hertha Anfangs mit der ihr eigenen Lebendigkeit die Vorstellung eines Aufenthalts in einer berühmten Universitätsstadt ergriff, sich auch mit Begeisterung die mannigfache Anregung und Belehrung, die sie sich würde in diesen Mauern aneignen können, vorstellte, so lernte sie doch bald den stillen Frieden schätzen, den sie im Stiftshofe antraf.

Aurelie, hoch in den Dreißigen, etwas förmlich und gemessen, gab sich ihr milde und gütig, und Hertha erschreckte durch ihr majestätisches Wesen Jeden sogleich bis zur Unterordnung. Einige Zimmer nach dem entlaubten Park in einem Seitenflügel des zweistöckigen, mit Schiefer gedeckten, altmodischen Schlosses gefielen Hertha ausnehmend und zuletzt besser als sogar die Stadt. Selbst das Ulrichs'sche Haus entsprach bald, wie ihr Constantin sogleich gesagt hatte, ihren Erwartungen nicht.

Jedoch stand sie sich über solche Keime eines Zwiespalts nicht Rede. Noch hob sie zu mächtig das Gefühl der Freiheit. Noch erfüllte sie ganz das Glück in Constantin's Nähe leben zu dürfen. Noch hatte sie die überfliegendsten Bildungspläne und sprach oft scherzend, doch mit halbem Ernst, den Wunsch aus, ob sie nicht in Männertracht an den Vorlesungen Theil nehmen dürfte.

Der Tochter eines hochgestellten Staatsmanns kam man allgemein mit der größten Zuvorkommenheit entgegen.

Hertha empfing Besuche und machte Besuche. Sie überraschte jeden Namen, der einen Rang in der gelehrten Welt

hatte, mit ihrer Aufwartung und suchte sich mit seinen Studien in Beziehung zu setzen. Sie las, schrieb, machte Auszüge. Sie hatte einen Bildungseifer, der sich nichts von Dem entgehen ließ, was nicht allzu schwere Vorstudien erforderte.

Aurelie von Landschütz durfte die Furcht, die sie Anfangs vor Hertha gehabt hatte, bald beschwichtigen. Verletzendes, Unweibliches kam nicht vor. Wenn sie nicht an den kleinen Theeabenden, die Aurelie liebte, allzu heftig mit den anwesenden Herren und Damen zu streiten begann, machte sich das Verhältniß ohne alle Störung der herrschenden Begriffe von Maß und Schicklichkeit.

Auch die Beziehung zu Constantin hatte nichts Auffallendes. Der junge Ulrichs war durch seinen Skepticismus ein ganzer Weltmann geworden; darin lag die Bürgschaft seines Taktes. Noch mehr, die Liebe zwischen ihm und Hertha beruhte auf eigenen formellen Gesetzen. Hertha's Natur war eine unnahbare und spröde, sie war die Jungfräulichkeit selbst. Wie sie Alles nur nach seinem geistigen Werthe zu erfassen suchte, so auch die Liebe. Ihr Benehmen gegen Constantin hatte etwas entschieden Weihevolles. Aurelie hatte dafür den Frauenblick, der die bloße Maske der Sprödigkeit sehr bald von wirklicher Unschuld zu unterscheiden weiß. Hertha gehörte zu jenem Frauengeschlecht, aus welchem einst die Nordlandstöchter und die Brunhilden aufwuchsen. Abgewendet allem Gewöhnlichen verschmähte sie selbst die üblichen Formen des zärtlichen Einverständnisses. Und Constantin war entweder zu blasirt oder zu kalt, um nicht diesen Ton der Rücksicht und Entsagung fortdauernd einzuhalten. Es war der Ton, womit er sich einst Hertha gewonnen hatte.

Constantin wurde natürlich bald wieder der Mittelpunkt der Universität. Die älteren Gelehrten gaben sich wol nicht die Mühe, seine Principien zu bekämpfen, die mittleren und jüngeren aber kamen ihm entweder an Gewandtheit der Formen, Witz, Scharfsinn nicht gleich oder sie räumten ihm um so mehr das Feld, als sie meistentheils Alle die gleiche Richtung mit ihm verfolgten. Constantin war auch hier wieder der allzeit Sieghafte. Merkte er, daß einmal in seiner Geltung

eine gefährliche Stagnation eintrat, ein Stillstand in dem allgemeinen sich um ihn her bewegenden Strome, so rührte er die Gewässer künstlich auf. Es mußte dann irgend ein Plan ausgeführt werden, wozu ihm die einleitenden Organe nicht fehlten, ob nun Eberhard die Initiative ergriff oder Jean Reps, dem man, um ihn nicht allzu lästig zu machen, Lectionen verschafft hatte. An Verdrießlichkeiten fehlte es unter solchen Umständen nicht. Eine umfassende Schilderung der Universität, die Constantin vom modernen Standpunkte an eine im Geiste Ruge's und Bruno Bauer's geschriebene Zeitschrift sandte, erregte ein so lärmendes Aufsehen, daß wiederum mahnende und verweisende Einschreitungen der Regierung die Folge waren.

Immer seltener aber und seltener wurden die Besuche, die Hertha im Ulrichs'schen Hause machte. Anfangs hatte sie dies Familienleben wahrhaft entzückt. Der Vater, ein harmloser, kindlicher Mann mit langem, grauem Haar, war die Natürlichkeit selbst. Die Mutter, Frau Riekele genannt, eine in ihrer Jugend bildschöne Frau, war jetzt noch trotz ihrer vielen Kinder blühend und dem Auge erfreulich. Ihre Beweglichkeit war die eines Irrwischs. Küche, Keller, Waschhaus, Gemüsegarten, Nähtisch, Nachbarschaft, Alles war bei ihr Eins. Die Kinder, so zu sagen, gingen wie sie standen und standen wie sie gingen. Nur in Masse wurden die Kleinen gereinigt, Knaben und Mädchen unter einen einzigen Apparat von Blechröhren und Brausen gestellt und unter Zetergeschrei Morgens und Abends trotz der zunehmenden Kälte mit kaltem Wasser übergossen. Von Nichts wurde ein „Umstand" gemacht. Die Kleidung mußte ohne Löcher sein, das genügte, alles Uebrige war gleichgültig. Essen und Trinken gab es zum Sattwerden. Ein großer hölzerner Aufsatz mit einem beweglichen Brett, dessen Centrum eine in der Mitte des Tisches eingefugte Axe war, stand jeden Mittag und Abend auf dem Tische. Auf dies Brett stellte man die Speisen; jeder hatte seinen Teller. Das Brett wurde herumgedreht, so daß es bald zum Vater, bald zu Teutomar, bald zu Hedwig, bald zu Frieda kam. Jeder nahm was ihm beliebte und der Vorrath reichte aus. Die Tischordnung mußte

unter solchen Umständen unterhaltend sein. Für Anklagen fand man kein Gehör. „Kind Gottes!“ rief Frau Riekele; „laßt mich in Ruhe! Wer Dich schlägt, schlag' ihn wieder!“ Frau Riekele hatte genug zu thun, diesen Wirrwar des Hauses in leidlicher Ordnung zu erhalten und es ging prächtig. Jeden Abend konnte man hier im Sommer im Garten, im Winter am Ofen sitzen und sich über Gott und die Welt ohne die mindeste Gebundenheit an ein Vorurtheil unterhalten. Und wenn es nur Bier und Kartoffeln in der Schale und frische Butter dazu gab, so fehlte es nie an Gästen, Studenten, Privatdocenten, Professoren gleicher oder verwandter Richtung. Die Kinder sprachen frischweg in jede Unterhaltung hinein und ernteten für ihren gesunden Verstand Anerkennung genug, freilich auch manchmal ein: Halt den Rand! wie's eben zu paß oder unpaß kam. Der Vater nahm bei Gesprächen über religiöse und politische Vorstellungen nie Rücksicht auf die Kinder. Was für ein Kind nicht passe, glitte ihm schon von selbst ab. Wer aber deshalb etwa von den Kindern übermüthig wurde, war damit nicht sicher, jeden Augenblick „geduckt“ zu werden. Sogar die Freunde des Hauses wiesen die Kinder ebenso zur Thür hinaus wie es die Eltern thaten und Frau Riekele dankte Jedem, der ihr auf diese Art das Leben erleichterte und mit der Natur natürlich umging. Von einer aparten Neigung für die Seinigen war hier keine Rede. Wer kam, war Freund des Hauses, wurde herzlich empfangen und durfte sich geben wie er wollte; wollte er aber wegbleiben, so rief ihn auch Niemand. Es war ein frohes, buntes, angeregtes Leben. Was diese Menschen für Witz, für Poesie, für Blödsinn, für Unsinn, eine „Affenschande“ erklärten, das galt fast überall im ganzen Orte dafür. Sie waren die Götter der Erde, die den Geist für Phosphor, Romantik für Blödsinn, freien menschlichen Willen für Kindermärchen erklärten; und es lag ein titanischer Schwung darin, wenn es hieß: Was man wäre, das müsse man auch ganz sein und handeln müsse man seiner Natur gemäß. Sätze, die sich dann so erweitern ließen: Alle unsere Ideen sind Abdominal-Reflexe, die sich allmälig im Hirn daguerreotypiren und zuletzt in der Form von Moral, Religion, Philosophie

unsern überlieferten Unsinn absetzen. Wer des Abends in diesem Kreise gelebt hatte, wer auf ein Wort der Frau Riekele, das sie regelmäßig um halb zehn Uhr zu ihrem Manne sprach: Kind Gottes, ich bin schläfrig! dann aufstand, dann die Treppe hinunterstieg, dann die Thürklingel hinter sich lange verhallen hörte, dann stolz durch die Gassen der alten grauen Stadt unter den Sternen hinwandelte und in der Ferne hörte, wie man noch in allen Wirthshäusern donnernd mit Gläseraufschlag sang: Wir sind die Könige der Welt! der mußte hochbefriedigt miteinstimmen und der absoluten Kritik Recht geben, die da lehrte, es käme hienieden nur einzig darauf an, daß der Mensch „sich selbst setze".

Als Hertha zum ersten Mal diese aus Schön und Häßlich gemischten Formen auch einer freien Selbstbestimmung kennen gelernt hatte, mußte sie dieselben bewundern. Später kamen Enttäuschungen. Sie hatte ein Bedürfniß, sich in Constantin's Lebenssphäre heimisch zu fühlen, sie war von ihm vorbereitet auf die Existenz eines Professors mit mäßigem Einkommen, sie war von ihm auf die Wunderlichkeiten der Mutter, die bequeme Nachlässigkeit des Vaters, die taktlosen Ausfälle Frieda's vorbereitet und doch — da sie jetzt mitten in dem Chaos stand, erschrak sie, von Tage zu Tage sich weniger in ihm zurechtzufinden.

Wenn sie Constantin Abends über den schon fallenden Schnee oder die gefrorene Landstraße nach dem Stiftshofe heimbegleitete, forderte er sie auf, ihm getrost ihr Urtheil auszusprechen. Sie mühte sich dann ab, Zustimmungen zu geben, die ihr nicht natürlich kamen. Constantin blies seinen Cigarrendampf in die Luft und sagte: „Eine Kritik des guten Tons hält diese Art allerdings nicht aus. Aber ich bin überzeugt, wenn einmal die Kinder aus diesem Boden herausgenommen und anderswohin in's praktische Leben verpflanzt werden, so bewähren sie sich besser, als man glauben möchte. Frieda vollends ist wie Dornröschen, wenn auch nicht ganz nach unsers guten Uhland Auffassung. Sie ist ein Stück Poesie; für unsere gewöhnlichen Verhältnisse ein unheimliches Elfenkind, von welchem ich neugierig zu erfahren bin, was die Spindelfrauen des Schicksals ihr noch anthun werden."

Hertha kannte das Uhland'sche Lied und die Sage vom Dornröschen, das in alle Lagen, nur nicht in die der Stube und des Spinnrockens paßte. Sie hatte Anfangs dem schönen Mädchen ihre ganze Bewunderung gezollt, bald aber hatte sich die alte Erfahrung herausgestellt, daß wir Menschen vor Dem, was etwa auf unser eigenes Ebenbild hinaus kommt, vorzugsweise erschrecken können. Der Geisterglaube sagt, wer sich selbst sähe, dem winke der Tod. Hertha sah in Frieda sich selbst, sah ihr Ideal der freien Selbstbestimmung, sah im ganzen Ulrichs'schen Hause fessellose Existenz nach natürlichen Bedingungen, sah die Welt der Vorurtheilslosigkeit, von welcher sie so oft dem Vater und der jungen Mutter gesprochen — und nun — nun wollte sie wenigstens sich selbst nicht in der Rolle, die sie in dieser eigenthümlichen Sphäre spielte, gefallen. Sie kam sich bleiern, schwer vor in dieser luftbeschwingten Beweglichkeit. Sie fand die Uebergänge des Denkens, die Unmittelbarkeit der Gesinnungen für ihre Art zu schroff, zu plötzlich. Sie konnte nicht folgen. Und das ist dann eigen: Wenn der Mensch Andern gegenüber den Schein gewinnt, Pedant oder wenigstens ohne Liebenswürdigkeit zu sein, so fängt er an, vor dem Spiegel der Eitelkeit oder — der Selbsterkenntniß eine Musterung anzustellen und sich den Vorzug zu geben.

Sagen wir Alles. Ein Herz, das so voll und mächtig schlug wie das Herz Hertha Wingolf's, begehrte des Ruhms der Zufriedenheit mit sich selbst. Wenn Hertha nach sechs Wochen ihres Aufenthalts in H. unter den mancherlei Anregungen, die sie suchte und fand, unter der Fülle von bedeutenden Thatsachen, die ihr mit der ganzen erhebenden Kraft, die allem Belehrenden innewohnt, zuströmten, aufrichtig sein wollte über den Eindruck, den ihr Frieda, ihres Freundes Schwester, und das ganze Dasein der Genialität machte, so hätte sie eigentlich sagen müssen: Neid ist's, der Dich verzehrt! Neid ist's, wenn dem Kinde Gottes Alles im Spiele zufällt, was Du Dir erst mühsam und künstlich erwerben mußt! Neid ist diese Scham über Dich selbst, über Deine Schwerfälligkeit und die bleierne Schwinge Deines Wesens! Und Constantin hatte nicht ohne Ironie an den „guten Uhland", wie er ihn zur Bezeichnung des „überwundenen

Standpunktes“ nannte, erinnert, als er Frieda mit Dornröschen verglich. Frieda war die Naturpoesie uud Hertha schien sich höchstens Stubenpoesie.

Es ist ein tiefer Zug der Mißgunst, der sich in die Seele einschleichen kann, wenn man die geborenen Genien gaukeln und sich auf den Blüthen wie ein Schmetterling schaukeln sieht, Nichts beginnend, in Nichts sich mühend und doch überall als Sieger und Herrscher anerkannt. Der sicherste Instinct gab Frieda die treffendsten Antworten. Alles und Jedes durfte sie wagen und es stand ihr. Sie neckte die Gelehrsamkeit und zupfte an den langen, erhabenen und feierlichen Zöpfen und wenn sie auch mit irgend einer von ihr nicht gewußten Thatsache übel ankam, selbst der Rückzug des Geständnisses, dumm gewesen zu sein, stand ihr. Sie wußte in ihrer kurzen, schlagenden, epigrammatischen Art die Lacher so auf ihrer Seite zu behalten, daß sie aus ihren schwarzen Locken, aus ihren schelmischen Augen hervorlugte wie einer jener Elfen, von denen Hertha wußte, daß es Naturgeister und allerdings Geister ohne Seele sind. Hertha stand neben dieser Gaukelei feierlich wie eine Prophetin, aber sie selbst, sie glaubte nur neben ihr wie eine Dienerin, wie eine Schleppenträgerin zu stehen.

Anfangs machte sie sich wirklich Vorwürfe ob ihrer Eitelkeit, ob ihres Neides. Dann aber fühlte sie doch, daß ihr Trieb, in allen Dingen nach den letzten Gründen zu forschen, eine unwiderlegliche Berechtigung hatte. Und da Frieda Alles that, ohne die letzten Gründe zu fragen und doch immer scheinbar Recht behielt, so fing sie an Frieda erziehen zu wollen. Da erntete sie denn Spott. „O fall' doch nicht über Deine lange Schleppe!“ sagte Frieda einst. Der Ton war besonders scharf. Hertha fing an, sich von diesem Wesen geschieden zu fühlen. Es kam nur darauf an, daß sie das Gefühl: Du bist neidisch! in ein besseres Drittes auflöste und überwand.

Es giebt einen gezogenen und einen zuchtlosen Genius. Hertha klammerte sich an diesen Unterschied; denn sie wollte nicht dem Neide verfallen. Sie behauptete vor dem Genius die größte Ehrfurcht zu fühlen, aber sie nannte den gezogenen

Genius die künstlerische Weihe und Verklärung des rohen Naturtriebes, einen wirklichen Schöpfer, Gestalter und Verlebendiger.

Von diesem Merkmale hatte Frieda's Genius allerdings so gut wie nichts. Ihr Genius war ein schelmischer Zerzupfer, ein lachender Zerstörer, er war negativ, wie auch der Genius des Bruders, der sich jetzt rüstete, Vorlesungen zu halten und mit einer Kritik der Rechtsbegriffe im nächsten Semester seine akademische Laufbahn zu beginnen.

Hertha sprach oft zu Constantin: „O Freund, könnte doch Frieda einmal eingestehen, daß sie sich irgendwo geirrt hätte! Könnte sie doch der Reue fähig sein! Könnte sie doch auch einmal hören, statt nur zu sprechen! Könnte sie doch irgend ein Werk mit Emsigkeit beginnen und es mit Ergebung bis zu irgend einem fertigen Ziele bringen! Wie klein erscheinen wir Alle gegen sie, aber trotz unsers Ernstes, unsers redlichen Eifers! Wir Thoren, wir lesen erst ein Buch, ehe wir es beurtheilen! Frieda blättert darin und spricht über seinen Inhalt nach drei Seiten! Sie verachtet die Musik. Warum? Weil sie sie nicht gründlich gelernt hat. Sie tanzt nicht. Warum? Weil sie im Tanze ohne Grazie ist, während sie außer der Tanzreihe im gewöhnlichen Leben allerdings wie ein Sylphe schwebt. Es ist ein seltsamer Widerspruch in diesem Mädchen und aufrichtig bezeichnet, Constantin, Frieda ist auch nicht Das, was wir gut nennen!"

Da Constantin Hertha mit großer Schonung zu behandeln fortfuhr, so hörte er solchem Grübeln scheinbar aufmerksam zu. Er suchte die immer mehr einreißende Trennung beider Charaktere, der Geliebten und der Schwester, zu vermitteln; allein im Grunde war er über Hertha ganz derselben Meinung wie seine Schwester. Auch er fand sie unerträglich pedantisch, in ihrem Sichaufklärungseifer komisch. Ihm war geschehen, daß er auf Stiftshof eine ganz neue Ordnung der Dinge einführte, daß Aurelia, die Trauernde, Gebeugte, an ihm einen Antheil nahm, als wäre Baron von Gleichen neu erstanden, ihm war geschehen, daß sich Hans, der Eisenbahnwettreiter, der Verbindung mit dem „Eigenthum-Diebstahl-System" nicht mehr widersetzte, da Frieda seit der durch Hertha geförderten Bekanntschaft mit Hans wie Puck mit den schlafenden Freiern

des Sommernachtstraums spielte, aber Hertha und Constantin, diese harmonirten nicht mehr, sie geriethen oft in grellen Widerspruch und Hertha war eigentlich die Einzige, die Constantin's Autorität bestritt.

Wenn an den je nach der Witterung mehr oder minder lebhaften Theeabenden auf Stiftshof die Discussionen im lebhaftesten Gange waren, bewunderte Aurelie die leichte und nachlässige Art, wie Constantin in seinem Lehnsessel saß, mit seinem scharfen, durchdringenden Organ zwischen die Streitenden fuhr und ohne seinen freimüthigen Grundsätzen etwas zu vergeben doch den ganzen Beifall der Aristokratie sich gewinnen konnte. Hertha aber, die, wenn Alles auf den lächelnden, ironischen, scharf pointirend die Worte hineinschleudernden Freund blickte, sich dieses Besitzes doch hätte rühmen sollen, Hertha schauderte tief zusammen, da sie doch ewig und ewig nur Sätze, wie etwa diese, hörte: „Man muß ja lachen über die Anstrengungen, die sich's so Viele kosten lassen, fliegen zu lernen! Wer nicht mit den Flügeln des Genius auf die Welt gekommen ist, der mag alle Vögel im Walde fangen und ihren Flügelmechanismus untersuchen und nachahmen, er kommt doch nur zu Falle! Ich ziehe die fröhliche Unbedeutendheit aller gequälten Bedeutung vor. Und nicht blos unserm geistigen Schaffen im Bereiche der Kunst steht ja überall der Schweiß der Anstrengung auf der Stirn, sondern auch unsern Institutionen. Was ist denn, wenn man aufrichtig sein will, dieser Constitutionalismus anders als die trostloseste Halbheit? Entweder Cato's Republik oder Julius Cäsar Imperator! Was soll die Mitte? Entweder Amerika oder Rußland! Was quälen wir uns mit der Vermittelung von Gegensätzen, die sich gegenseitig erst zu zerstören haben, bis ein Drittes, vielleicht dann meinetwegen Besseres kommt!" Aehnliches wurde von Constantin täglich ausgesprochen.

An Entgegnungen fehlte es nicht. Doch behielt Constantin immer Recht, wie Jeder, der das Unzulängliche, Halbe im Interesse eines höheren oder besseren Ganzen, das entweder längst da war oder erst noch kommen soll, tadelt. Nur Hertha widersprach. Sie sagte einst: „Sie leugnen, lieber Ulrichs, den Fortschritt des Menschengeschlechts, wenn Sie

ewig nur an die rohe Naturkraft appelliren. Giebt es wol eine schönere Blüthe unserer Epoche als die Uebereinkunft? Das Verlöbniß so zu sagen zwischen Recht und Pflicht und Kraft und Schwäche? Beruht nicht unsere ganze Civilisation auf dieser gegenseitigen Mäßigung, auf dem Takt der Zurückhaltung? Wie sich zwei Verlobte durch den Austausch ihrer Ringe gleichsam ihres Ichs entäußern, so sollen wir doch wol überhaupt in zwei Welten leben, in einer, die uns gehört und einer, die dem Andern gehört. Wer nichts mit dem Andern austauschen mag, für Herz nicht Geist, für Geist nicht Herz wiedergiebt, der steht zuletzt einsam da, und ich kann mir denken, daß ein Genius, der kein Mitleid mit der Menschenschwäche hat, sich zuletzt von irgend einem Felsen tiefverzweifelnd über sein Alleinsein und bejammernswürdig hinunterstürzen muß."

Diese Worte würden die feierliche Stille, die ihre Folge war, nicht hervorgebracht haben, wenn nicht in den Kreis der uns schon bekannte Justitiar Dammert eingetreten wäre, der sich die Erlaubniß, an den Abenden seiner Patronin Theil nehmen zu dürfen, selten nehmen ließ. Er kam von Liederbach, erzählte einiges Abgerissene vom Pfarrhause, brachte Hansen von Landschütz vom alten Planer einige Mittheilungen über die Schulheizung und eine Kirchenreparatur und eröffnete zuletzt durch seine aphoristischeren Auslassungen Perspectiven auf ein bekanntes Verhältniß, das gewisse Anwesende berührte. Man brach natürlich bald davon ab; selbst Frieda schaukelte sich nicht mehr in ihrem Lehnsessel, sondern sprach vom Nachhausegehen. Constantin sah Hertha die Farbe wechseln. Die Geschwister gingen, begleitet von einigen Freunden aus der Stadt, und Frieda, um von Hans loszukommen, nicht ohne die gewöhnliche Weitläufigkeit, daß er ihre Hand beim Abschiede gleichsam wie in der Falle hielt und von ihr erst all' die derben Worte hören wollte, die er auch von Frieda reichlich zu ernten bekam — er gehörte zu den Menschen, die man scharf anfassen mußte, um ihnen zu gefallen — auch Frieda drängte mehr als gewöhnlich.

Die Dinge aber, die Dammert angeregt hatte, bezogen sich auf Agnes und Eberhard. Dammert hatte die Nachricht

aus Liederbach nicht ganz aussprechen mögen, die Jeder schon ahnte, die Nachricht von Eberhard's an diesem Abend in seiner Gegenwart vollzogenen Verlobung mit Agnes. Wie Constantin und Frieda fort waren, kam die Nachricht so heraus, wie sie der Sachlage entsprach.

Hertha's Hand zitterte schon, als sie Constantin Gute Nacht! sagte. Man sah ihre Aufregung, man wußte, daß sie auf diese Endschaft einer durch sie selbst hervorgebrachten Verwickelung gespannt war; aber daß sie die Kunde von diesem Verlöbniß so erschüttert aufnehmen konnte, das lag in anderen Gedankenreihen und Erfahrungen begründet, auf die wir zurückkommen müssen. „Ist es möglich," hatte Hertha eines Tages ausgerufen, „daß es so bedeutungslose, so höchst gewöhnlichdenkende Männer geben kann, die sich etwas aneignen, was ein Anderer verschmäht, verwirft, wie dieser Eberhard Ott!" Es war gerade von dem Gerüchte die Rede gewesen, daß Eberhard Ott die verlassene Braut seines Freundes auszeichne, Liederbach täglich besuche und sich zuletzt wol gar mit Agnes Planer vermählen würde.

Man brachte damals und wieder heute manche Erklärung. Weil Agnes eine Erbin wäre, ihr Vater vermögend, sagten die Einen und dies sogar in Constantin's Gegenwart. Constantin hätte diese Meinung berichtigen müssen. Er that es nicht. Wahrscheinlich weil er in die Lage hätte kommen können, von einer fremden Lebens- und Herzensauffassung mit nachdrücklicherer Achtung sprechen zu sollen. Anerkennungen dieser Art waren ihm nicht geläufig. Man berichtete auch einst Eberhard, daß Constantin nur lächle, nur schweige, wenn von seinen Besuchen in Liederbach die Rede wäre. Eberhard schwieg gewiß; er war ja gefaßt auf allgemeine Mißdeutung. Daß aber Constantin, der die Wahrheit kannte, schwieg, that ihm weh, doch sagte er nur zu einem gemeinschaftlichen Freunde: „Diese Menschen werden nur feierlich, wenn sie vom Nichts reden!"

Man wird das Reich der Fee Mab aus „Romeo und Julie" kennen. Der ideallose Mercutio, Sinnenmensch und Lebensphilosoph, wird weich, wenn er vom Sonnenstäubchen erzählt, von der Welt des Traums, von der kleinen, kitzelnden,

poetischen Bagatelle. In der That, auch Constantin konnte von Märchen, vom Helldunkel auf einer Landschaft, von einem Jagdvergnügen sprechen wie ein gläubiges Kind. Er war der übersättigte geistige Gourmand, der von aller Kunst zuletzt nur die Farbenwirkung, von aller Poesie nur zuletzt das Volkslied, von allen Genüssen des Lebens nur zuletzt die Idylle des Schwarzbrots anerkennt. Was hätte er nicht zugestehen, was aus der Tiefe heraus erklären müssen, wenn er Eberhard's Handlungsweise vom Makel einer gemeinen Speculation hätte befreien wollen! Seinen ganzen gegnerischen Standpunkt hätte er feststellen und „feierlich" werden müssen, wie Jean Reps wirklich schon feierlich wurde, wenn von Eberhard die Rede kam. Jean Reps, von Eberhard genährt und gepflegt, war auf Uebergängen begriffen, die der gemeine Cyniker „Krisen" nannte. Oft wiederholte er grübelnd Constantin's Wahlspruch: Entweder Republik oder Rußland! Aber Constantin verweigerte jede Anerkennung der Handlungsweise Eberhard's.

Erst von Aurelien erfuhr Hertha über Liederbach andere Thatsachen, als die sie von Constantin wußte. Agnesen wurde von Aurelien Lob gespendet. Einzelne Charakterzüge jedoch, die dabei von Agnes mit erzählt wurden, ließen sich kaum anders als nach der Auslegung einer Mischung von List und Besonnenheit deuten. Natürlich wendete sich Hertha's Verachtung auch auf Agnes. Unwillig rief sie aus: „Da gesellt sich ja die Männernatur zur rechten alten Evaart unserer Mitschwestern! Ich kenne sie ja diese stillen sinnigen Mädchen, die sich den Aufschlag ihrer Augen im Spiegel einstudiren! Ich kenne sie ja diese Liebevollen, die ewig erzürnt von fremder Lästerung reden, nur um die Lästerung wiederholen zu können! Ich kenne sie ja bei uns Frauen diese kleinen Künste der Berechnung, diese spinnenhafte Umstrickung mit Harmlosigkeiten, diese Tücke des Hasses bei scheinbarer Liebe! Glauben Sie mir, Aurelie, diese Agnes hätte noch einen Geringeren gewählt, als ein so niedrigdenkender Mann sein muß, wenn sie nur damit die Genugthuung gewinnen konnte, Constantin zu zeigen, wie leicht sie ihn zu vergessen gewußt!"

Aurelie gab in Betreff Agnesens im Allgemeinen Recht und den Bräutigam Eberhard Ott kannte sie gar nicht.

Eines Abends endlich hatte Hertha diesen Eberhard im Ulrichs'schen Hause gesehen. Sie erstaunte nicht wenig, von ihm einen Eindruck zu empfangen, der dem Bilde, das sie sich von ihm entworfen, nicht im mindesten entsprach. Eberhard war ernst und entschieden in seinen Aeußerungen, sein Ton stach fremdartig ab gegen den Ulrichs'schen Tumult, sie konnte den Widerspruch seines Seins und seines Thuns nicht begreifen; sie sah ihn seitwärts und mißtrauisch mit langer Prüfung an. Auch Eberhard verrieth ein Interesse, endlich jener vielbesprochenen Hertha Wingolf ansichtig zu werden. In ein Gespräch kamen sie nicht. Eberhard schien in sich gekehrt und gedrückt.

Nachdem hatte ihn Hertha öfter gesehen und wenn sie aufrichtig sein wollte, hatte sie Ursache sich einzugestehen, daß diese kurzen und immer bedeutungsvollen Begegnungen ihre Phantasie in Gefahr brachten. Alles, was sie an Constantin irre machte und beunruhigte, fehlte bei Eberhard. Und doch war auch Eberhard's Wesen durchgeistigt, seine Stirn die des Denkers, seine Rede gewählt, sein Urtheil nicht oberflächlich. Ohne Zweifel fehlte Eberharden Constantin's Esprit, aber sie mißtraute ja diesem Esprit schon längst. Eberhard konnte und mußte fühlen, daß er anfing auf Hertha Einfluß zu gewinnen.

Und sie mußte von sich selbst gestehen, daß sie Eberhard's Freundschaft gewonnen hatte. Sie ging bald nur noch zu den Ulrichs, um vielleicht Eberhard zu begegnen. Sie hatte beobachtet, mit welcher Gewissenhaftigkeit er in der Weihnachtszeit auf jedes Glied des Hauses beglückend und bescheerend einging, wie sicher er auswich aller wilden Anmuthung der Einfallsucht der Familienglieder, die sie schon längst aus tiefstem Herzen haßte. Da nie von Agnes die Rede war, nie in ihrer Gegenwart von ihr die Rede sein konnte, so wurde ihr Eberhard ein Mysterium. Ja, dieser Mann fing an ihre Phantasie zu beherrschen. Und sein Werth steigerte sich, als selbst Frieda vor ihm mit ihrem ganzen Wesen zuweilen Halt machte. Daß ihr Constantin einmal eingestand, Eberhard hätte Frieda geliebt, machte sie staunen. Sie fragte: „Wie war es aber möglich, daß er dann eine Agnes wählte?“ Frieda trat hinzu.

Constantin hatte eben eingeräumt: „Ja, ja! Ott ist ganz respectabel!“ Frieda gab die nähere Erklärung. Sie erzählte von dem Herbstabend, wo sie der „Unnatur“ ein Ende gemacht hätte, weil sie ihrem Constantin hätte den Ort, in den er zurückkehren wollte, nicht verleiden mögen. „Da ist denn,“ fuhr sie, als sie bis zu Agnesens Flucht aus dem Zimmer gekommen war, fort, „da ist denn ohne Zweifel Eberhard in den Garten getreten und hat Agnes, wie sich denken läßt, in Thränen gefunden. Still standen dabei die Sterne am Himmel, die Astern blühten, einige Georginen schwankten noch mit verblühenden Kronen. Am Rebenspalier hatte Agnes, ohne Zweifel weinend, gestanden und Eberhard kommt hinzu und sagt: Agnes, warum weinen Sie? Da ist sie denn natürlich vor Schmerz ohnmächtig geworden, ist ihm an's Herz gesunken und da hat denn auch sich sein Auge mit Rührung gefeuchtet und so nahm er den Ring Constantin's und gab ihr diesen und Agnes blickte fragend auf Eberhard und auf den Ring und weinte schon nicht mehr, im Errathen seiner Gedanken. Wir kennen das. Dann wird sie natürlich auch ihren Ring vom Finger nehmen und wird ihn zweideutig genug an Eberhard geben und so halb gegeben halb genommen, halb Schmerz, halb Trost, halb Kummer, halb Elend wird das ein Verlöbniß — schonender Rücksicht. Eberhard, der Aermste, konnte nicht anders. Sie werden Beide auf ewig unglücklich, diese Menschen. Warum? Weil sie nicht die Kraft hatten, es auf einen einzigen Augenblick zu sein. Für diesen Augenblick sind sie's nun immer.“

Hertha horchte hoch auf. Ihr Herz stand still. Sie hörte Frieda zum ersten Mal eine Scene des Gefühls eigentlich ohne Spott und nur entsetzlich bitter, ja selbst wie in ihren eigenen Hoffnungen verletzt, schildern. Sie sagte fast unhörbar: „Und Sie, Frieda, Sie liebten doch Eberhard?“ Frieda erröthend, schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich hätt' ihn genommen, aber — da wir nicht passen, ist's besser!“ Frieda warf trotzig die schönen Lippen auf und entfernte sich.

Hertha, allein, wußte nun nicht, wie sie sich sammeln sollte. Sie vergegenwärtigte sich Alles noch einmal, was sie da von Frieda gehört hatte. Die Sterne standen am Himmel,

die Astern blühten, Agnes stand weinend und allein im entlaubten Garten am traubenlosen Rebenspalier. Eberhard kommt. Er giebt den Ring Constantin's zagend, sie nimmt ihn weinend — er voll Mitleid. Hertha stockte bei allen diesen Bildern. Sie malte sich die Scene immer wieder neu aus. Sie sah diesen ihr schon so lieben und werthen Eberhard in der ganzen Situation eines Gefangenen vor sich, des Märtyrers für eine Gefälligkeit. Sie sah sein Herz, seine Güte. Seit einem Jahr und länger hatte in ihren Augen keine Thräne gestanden. Sie weinte zum ersten Mal und über sich weinte sie. Ihr Stolz wurde durch irgend etwas gedemüthigt, eine Welt war ihr, sie wußte nicht wodurch und wie, zerstört. Das sah sie, es gab eine Tugend in der Schwäche. Es gab eine Entsagung mitten in dem Recht des Besitzes. Es gab eine Welt der Pflichten, die größer als die Welt der Rechte ist. Zwei Ringe, gebunden durch eine Bestimmung, gefeit durch den Fluch einer fremden Untreue, fesseln zwei andere Menschen, ziehen ihnen den magischen Kreis ewiger Gebundenheit — und der Sklave, der gehorchen soll, beugt so ruhig sein Haupt, und diese Ruhe und diese Demuth giebt ihm eine Krone, deren Glanz das Auge des Freien blenden sollte ... Eberhard Ott, der Edle, so hinausschreitend, zu einer armen schwachen Mitschwester, so unter den Sternen stehend und nichts mit sich tragend als seine Manneskraft und Mannesfreiheit, und diese Kraft und Freiheit rein verschenkend, rein dahingebend aus Güte einem weinenden Mädchen, das er trösten will, sich verschenkend an ein Lebensloos, dem er sich mit Geduld und gesammelter Treue ewig zu widmen rüsten muß —! Sie sah darin nicht mehr Schwäche, sondern Größe. Dies Bild, fort und fort ausgemalt, konnte sie nicht mehr von den Augen bannen, Constantin's um ihretwillen zurückgegebenen Ring, Eberhard's: „Agnes, weinen Sie nicht!" und immer nur dies milde Männerwort: „Agnes, weinen Sie nicht!"

Sie war damals schon nahe daran, ihrem eigenen Geliebten zuzurufen: „Constantin, Deine Welt ist falsch! Leb' wohl! Unsere Bahnen sind geschieden!" Als dann — es war im Januar — der Justitiar Dammert die Nachricht brachte, daß die

Verlobung zwischen Eberhard und Agnes wirklich gefeiert worden, ergriff die in ihrem Gefühlsleben wie Umgewirbelte bei diesem Worte ein Herzenskrampf. Wenn es eine Liebe gab, so fühlte sie, daß sie Eberhard Ott liebte. Sie dachte nicht daran, sich ihn zu gewinnen, ihn diese Neigung fühlen zu lassen, das schwache Kind in Liederbach auf's Neue in Jammer zu stürzen, in eine Verzweiflung, aus der es sich schon einmal auf eine für das Geschlecht nicht ehrenvolle Weise gerettet hatte. Aber die Ruhe ihres Herzens war hin. Sie fühlte, daß sie an Constantin nur seinen Verstand geliebt hatte und daß sie ihn schon lange täuschte. Einige Tage darauf sagte sie zu Constantin: „Geben Sie mir den Ring Agnesens, den Ihnen Eberhard zurückbrachte!" Er erröthete und erwiderte: „Sollten auch wir uns verloben? War das neulich Ihre Meinung?" „Ja," antwortete sie, mit einer Verstellung, über deren Ausdauer sie selbst erschrak.

Sie wollte nur den Ring haben, den Agnes an Eberhard zurückgegeben. Sie sah den Reif voll wahnbethörter Eifersucht an. Die alte Jahreszahl 1841 erschreckte sie nicht, Constantin's Name erschreckte sie nicht. Sie sah nur, daß Eberhard diesen Ring an jenem Herbstabend getragen; sie versank bei seinem Anblick in Gedanken, die ihr die Welt in einer andern Gliederung zeigten, als sie bisher eine solche geträumt hatte.

Ein Monat der schmerzlichsten Pein verrann. Die Qual einer Liebe, die man nur sich selbst eingestehen darf, ist namenlos. Dann kann es sogar eine Linderung werden, in seinem traurigen Leid erkannt, errathen, vielleicht verspottet zu werden. Der festeste Wille hat die Kraft nicht, die Ursache der Leiden an der Wurzel aus dem Herzen zu reißen. Es ist eine Vorstellung, eine Phantasie, das uns quält, man weiß es, es ist ein bloßes Spiel der träumenden Hingebung, die sich in Fesseln schlagen läßt, in Fesseln, die man selbst schmiedet, und man kann doch nicht los davon; immer und immer tritt das Bild des hoffnungslosen Glücks vor unser Auge, und verwischte es die zerstreuende Welt, doch träten wir abseits und schlössen die Augen und lebten nur mit unserm Bilde, das wir uns selbst heraufbeschwören und aus dem Nichts immer

wieder neu hervorzaubern müssen. Und wie spottet meist unsrer Träume die Wahrheit! Man genießt im Geist alle Seligkeiten des Besitzes, der Erklärung des endlichen Verhältnisses mit dem geliebtesten Wesen und denselben Augenblick schreitet es lachend, kalt, von den Formen der Geselligkeit beherrscht, an uns vorüber. Das Unerreichbare liegt in unserm Arme und tausend süße Namen der Zärtlichkeit stammeln wir den höhnenden Winden! Hoffnungslose Liebe zehrt am Menschen wie ein Siechthum des Geistes, das zuletzt auch dessen leibliche Hülle zerstört. Kommt von innen oder außen kein Beistand, so welken wir dahin.

Für Hertha war dieser Zustand um so trüber, als sich mit ihm eine Umwälzung aller ihrer Anschauungen verband. Der stolze, herausfordernde Sinn der freien Selbstbestimmung war im Erlöschen begriffen. Gebrochen war die schlanke Pappel, deren Laub wol zitternd bewegt im Winde bebt, deren Stamm aber nur der Sturm entwurzeln sollte. Was ihrem heroischen Sinn früher die Kraft gegeben, sich gegen die Ansprüche der Sitte und Meinung zu rüsten, hielt nicht mehr Stand. Zaghaft wurde die Haltung, scheu das gesprochene Wort und elegisch das geschriebene. Hertha schloß ihre Bücher, ihr Piano verstummte; die Gegenstände der Selbstbelehrung, die sie um sich zu verbreiten pflegte, standen ohne Ueberredung da. Fast Alles war für sie ohne Bedeutung und werthlos. Der belebende Hauch, der ihr schon lange nicht mehr von Constantin her wehte, konnte jetzt nur noch aus einer Gegend kommen, die für sie dem Tode gleich war, dem Tode, den sie gesäet hatte; denn um ihretwillen hatte ja Eberhard eine Ehe — der Pflicht zu schließen! Daß sie Constantin den Zustand ihres Herzens verschwieg, daß sie nicht weiter ging, als diesem zuweilen heftig zu widersprechen und sich mit Ergebung in die Auffassungen der Andern zu fügen, das war schon ein Theil ihres Leides. Denn sie, sie, die nie die Wahrheit umgangen, sie, Hertha Wingolf, heuchelte! Von den lichten Bezirken der Wahrheit konnte Sie abirren und hindämmern in dem süßschmerzlichen Lebenszwielicht eines hoffnungslosen Mädchenherzens!

Oft trieb es Hertha von dieser Ergebung empor. Oft rief

es in ihr: Diesen Zustand der Feigheit erträgst Du nicht! Ueberwunden wardst auch Du von dem Gifte, das alles Frauenthum verdorben hat, von dieser eingestandenen Leere und Ohnmacht des Herzens? „Thorheit! Thorheit!“ rief sie. Aber sie sah Eberhard, redete mit ihm, vernahm den sichern und festen Gang, wie er durch's Leben schritt und sie hätte seine Hand halten, sich an ihn klammern, ihm folgen mögen, willenlos, hinhörend nur seinen Befehlen, dienend und ergeben in jedes Loos, das der geliebte Mann nur über sie hätte auswerfen mögen. Seine Welt war schon längst die ihrige. Sein Sein und sein Wollen umschwebte sie mit dem leichtbeschwingten Fluge eines nie endenden, bis in's Kleinste gehenden Interesses. Sie hatte sogar Anwandlungen, in Liederbach wie eine Parze aufzutreten, unerbittlich zerschneidend das Band, das die nun ihr Haupt stolz erhebende „Evatochter“ um Eberhard gesponnen. Nicht mehr rief es dann in ihr: Wie unglücklich würde sie sein und wie unglücklich sind wir Frauen alle! Nein, ihr Ruf war schon: Wie unglücklich seid ihr Männer! Titanen und so duldsam unsere elenden Fesseln tragend! Zu den Sternen sollte Euer Flug gehen und wir nur, wir Unwürdigen halten ihn nieder!

Daß Eberhard heiter und ergeben schien, ließ ihr den Märtyrer nicht mehr gering erscheinen. Hertha sah in seinen Mienen nur den Widerglanz jener Ergebung, die das Dasein zwar keineswegs ganz so nimmt wie es einmal ist, aber in der Hauptsache doch nur wie eine Wallfahrt durch seine Finsternisse, wie ein mühevolles Durchwinden durch seine Schwierigkeiten. Auch die Stoiker hatten schon Eberhard's Maxime: Wir lebten nicht um uns, sondern um der Andern Willen.

Im endenden Winter, in den letzten Tagen des Februar, war Hertha nahe daran, sich gelegentlich Eberhard zu verrathen. Daß Agnesens Verlobter von dem Werthe, den er für Hertha gewonnen, eine Ahnung hatte, ließ sich bei seiner prüfenden Beobachtung aller Lebensverhältnisse, die seinem Scharfblick eigen war, erwarten und Agnes, die auf dem Stiftshofe Hertha zuweilen begegnete, kannte gewiß das Glück, das sie erobert hatte, in seiner ganzen Bedeutung und hütete

es mit der ihr eigenen bedächtigen List, die Hertha oft bitter belächelte. Agnes, sicher ein praktisches Wesen, hatte sich ein großes Glück gewonnen, sie liebte Eberhard mit jener Eifersucht, die ein Künstler für sein eigenes Werk empfindet. Je weniger sie zwar annehmen konnte, daß Eberhard, ohne den Auftrag Constantin's ihr begegnend, seine Wahl auf sie gerichtet haben würde, desto emsiger schien sie nun bemüht, auch jeder Reue in Eberhard's Herzen vorzubeugen und es bahnte sich dadurch jene vortreffliche Rücksichtsnahme und Achtung an, die in der Ehe oft ein bindenderer Kitt zu werden bestimmt ist, als die Liebe, diese allerdings höher thronende Empfindung, die jedoch despotische Launen hat. Agnes liebte Eberhard. Dieser schätzte sie. Warum sollte ein solcher Bund nicht Bestand haben?

An einem jener letzten Februartage wurde Hans von Landschützens Geburtstag gefeiert. Eine große Gesellschaft war zu Tisch geladen. Man hatte aus allen Treibhäusern Spenden gebracht und den Junker wie ein Opferlamm umringt und geschmückt. Und was ihm nicht an lebendigen Blumen gestreut wurde, kam ihm an gestickten. Auf neuen Teppichen wandelte sein heute ganz besonders glanzvoll gefirnißter Fuß, der zu seinen kolossalen obern Dimensionen klein und zierlich war. Cigarrentäschchen und Notizbüchelchen und selbst Bequemlichkeiten für seine alte Antipathie, die Eisenbahnen, hatte man ihm verehrt und die heiterangeregte Gesellschaft brachte bis vier Uhr Nachmittags an einer ländlich um Eins beginnenden köstlichen Tafel zu.

Auch Constantin war zugegen und herrschte natürlich auch hier. Sein Organ war hell und wurde überall vernommen. Frieda saß Hansen gegenüber. Aurelia hatte Eberhard zu Hertha setzen wollen, aber da Agnes einer Unpäßlichkeit wegen fehlte, so entstand in den Anordnungen eine Störung und Eberhard kam an ihre Seite. Nach dem Mahle nahm man Hüte und Shawls und begab sich in den umfangreichen Park, dessen immergrüne Boskets schon den Eindruck des ersehnten Wiedererwachens der Natur gaben. Nicht zu bändigen war heute Frieda's Laune. War sie sonst nicht immer gleich in ihren Stimmungen und oft bis zur Unart plötzlich verdrießlich, so

hatte sie heute einen glänzenden Tag. Die Erzählung ihrer Befreiuug des Geisbocks an Ort und Stelle unterhielt Alle.

Nur Eberhard und Hertha gingen abseits. Eiu Vergleich von Sonst und Jetzt lag nahe. Es war offenkundig, daß sich Hans von Landschütz von Frieda Ulrichs hatte bezaubern lassen. Hans strich durch den Park wie Falstaff, den die in Elfen verkleideten lustigen Weiber von Windsor zwicken und necken. Mit der linken Hand seinen langen rothen Kinnbart streichelnd, war er mit der Rechten nur immer beschäftigt, das Kind Gottes von zuweitgehenden Thorheiten abzuhalten. Den Herren entriß sie die Cigarren, um mit der Asche den kleinen Sandsteingöttern, die hier und da in den Boskets versteckt standen, Schnurrbärte zu malen. Vor einem hübschgeformten kleinen Amor stillstehend, den Frieda bemalt hatte, sagte Eberhard: „Diesen Glücklichen ist doch Alles Zopf! Selbst Amor!" — „Alles, was sich, ehe es handelt, besinnt!" fiel Hertha ein. — „Wir Alle sind ihnen Zopf," fuhr Eberhard fort und bediente sich der Freiheit des Scherzes, die ihm Hertha schon eingeräumt hatte. Hertha sprach aus, was sie seither mit schweren Kämpfen des Herzens über eine Richtung in Erfahrung gebracht, die sie früher bewundert hatte. „Ich kenne ihn jetzt ganz, diesen Dünkel des Nihilismus!" sagte sie. „Ich kenne sie ganz, diese sichere Eingebung des Augenblicks, die in der That nicht selten herrliche, reizende Poesie sein kann! O diese Glücklichen, denen jeder Weg offen steht, die jedes Eigenthum, jeden geschlossenen Raum wie den ihrigen betrachten und betreten dürfen! Aber doch hasse ich ihre Zuversicht. Ja, ich will ihnen pedantisch erscheinen, ich muß es. Es ist doch nur die Einsprache unsers Herzens, die uns den schwerfälligen Gang giebt, den sie verspotten. Ja, ich denke, auf unser Empfinden sind wir berechtigter stolz zu sein als auf unser Denken." Eberhard sah den Riß, der zwischen Constantin und Hertha ausgebrochen sein mußte. Und was sie da eben sagte, paßte für Constantin so gut wie für Frieda. „Das Gewissen!" fuhr Hertha erregter fort. „Sie nennen das den ächzenden Hemmschuh aller unserer Bewegungen! Ja wol! Als der Schöpfer unser Dasein aus Flammen erschuf, da war gerade das ein erdiger Stoff, der uns zugemischt wurde!"

„Liebe Freundin,“ fiel Eberhard ruhiger ein. „Der Prüfstein des Menschen ist die That. Erst an dem bewältigten Stoff des Lebens, erst an dem vollendeten Formgebilde der Geschichte zeigt sich der wahre Werth des Menschen. Unser nächstes Wandeln und Gehen thut es allein nicht. Ob wir mit Schmetterlingsflügeln schweben oder im Faltenwurf einer vestalischen Jungfrau dahinschreiten, sorgsam hütend das Licht, das wir an der ewig brennenden Lampe des Ideals anzündeten und mit uns heimtragen wollen an des Hauses Pforte, nicht auf unser Schreiten kommt es an, sondern auf unser Stillstehen. Da wo Einer Halt macht oder auf ein Halt hört, da erst bewährt sich seine Kraft. Glauben Sie mir, liebe Freundin, wir gerathen in diese Unterscheidungen unserer Wesenheiten nur durch den lauen Frieden der Zeit, nicht den gegenwärtigen von heute, sondern durch den schon langjährigen, das Verfahrene der ganzen Epoche. Erfaßte uns das Leben mit großen menschenbezwingenden Aufgaben, hätten wir unser Dasein Alle in Masse immerhin als ein großes Räthsel, aber doch in diesseitiger Bestimmung zu lösen, wir luxurirten nicht so mit diesen schimmernden Blasen von Charakterverschiedenheit und privater Selbstbespiegelung. Im Alterthum und Mittelalter war das nicht. Zöge nur ein rechter Windstoß durch die Welt, es würde Jeder nach seinem Hut greifen, um diesen Hut oder den Kopf dazu sich fest zu halten! Hätten wir wirklich eine Sphinx vor den Thoren, die uns nach dem Amüsement der theoretischen Lösung ihrer Räthsel unmittelbar darauf praktisch auffräße, wir würden in der Art, wie sich bei solcher Noth Jeder zu helfen suchen müßte, bald erkennen, was eigentlich groß oder klein, was an ihm zu hassen oder zu lieben sei.“

Hertha war schon lange gewohnt, von Eberhard nur entgegenzunehmen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, zur Liebe gehörte der Gegensatz. Man spricht in Fragen des Gemüths mit Unrecht von der Anziehung der Pole. Eine Reibung kann Flammen hervorbringen, prasselnde, aber auch bald erlöschende. Glückliche Liebe will den stillen Frieden der gleichen Stimmung; sie will mit ihrem Theuersten keinen Kampf; der gleiche Accord aus beiden Seelen widerhallend, ein Leben

um das andere, ein Pulsschlag von mir und einer von Dir und in Einem wir Beide athmend. So hatte Eberhard noch immer die schwankende Weltauffassung seiner Freundin emporgerichtet. Trost hatte ihre bange Seele von ihm heimgetragen. Weiter aber als bis zur Erhebung des Willens und zur gestärkten Kraft des Widerstandes gegen Das, was sie haßten, waren sie nicht gekommen.

Heute wagte Hertha noch ein Wort. „Sie haben einst Frieda geliebt. Warum entzogen Sie sich diesem Gefühl?" fragte sie. — „Aus Stolz," erwiderte Eberhard. „Naturen wie Frieda können nur dann dauernd fesseln, wenn sie Herscherinnen sind. Zur Magd erniedrigt ahnen sie, daß sie die Grazie verläßt. Wenn sich Frieda ergeben muß, dann sinkt sie wie Phaethon aus der Sonnenbahn. Sie wissen das sehr gut, diese Naturen. Sie wählen deshalb entweder nur das Unbedeutende oder Das, was ihnen durch Dinge imponirt, die man sich nicht künstlich geben kann, Geld, Gut, Rang, Ehre. Wird nicht Frieda Ulrichs einst die Baronin von Landschütz werden und noch einst in weiterer Welt Aufsehen machen?" — Aurelia kam eben mit Constantin. Das überraschende Wort war somit abgebrochen.

Die Gesellschaft kehrte in den Saal zurück, hörte noch etwas Musik und trank noch den Thee. Dann trennte man sich. Hertha blieb stumm, in sich gekehrt den ganzen Abend. Constantin bewies ihr dann und wann eine Aufmerksamkeit; sie hörte nur mit halbem Ohr. Eberhard war zeitiger gegangen. Auf ihrem Zimmer allein, öffnete sie endlich das Schreibbureau und stand sinnend wie über einem Testament. Sie wollte an Constantin ein Bild ihres Herzens entwerfen und von ihm auf immer Abschied nehmen. Es war still um sie her. Ihre Brust hob sich von den schweren Athemzügen. Schon hatte sie begonnen das Papier zurechtzulegen, schon hatte sie einige Zeilen, Anfangs in gebrochener Stimmung, aber von Buchstaben zu Buchstaben entschlossener, niedergeschrieben, als man plötzlich ein heftiges Ziehen der Glocke am Hofthor vernahm. Lebhafte Rufe draußen machten sich hörbar. Im Hause wurde es unruhig. Allerlei Fragen, dann die Fußtritte eines Mannes. Zuletzt war die Bewegung auf

derjenigen Stiege vernehmbar, die zu ihr selbst führte. Hertha mußte aus einem Heraufstürmenden Constantin erkennen.

Er nur war es, der ohne Antwort abzuwarten hereintreten konnte. Sie sprang auf und hörte die Anrede: „Hertha! Hertha! Eine neue Welt! In Frankreich ist der Thron gestürzt! Die Republik ist ausgerufen, in Deutschland lodert der Aufruhr! Was sagen Sie! Glauben Sie's? Glauben Sie's?" Hertha blickte aus einer ganz fremden Welt auf. Aber Constantin zeigte sich von einer Erregung, die sie nie an ihm gesehen. Sein Auge blitzte, seine Hand zitterte. Ein Strom von Worten, von Thatsachen, von Berichten entquoll seinem Munde. Nie hatte ihn Hertha so gesehen. Es war, als wäre Eberhard's Wort von dem entscheidenden Windstoß der Zeit in Erfüllung gegangen. Constantin umschlang die zaghaft Staunende, drückte sie an's Herz, bedeckte ihre Hand mit tausend Küssen. „Hertha! Hertha!" rief er. „Eine neue Welt! Die Republik in Frankreich!"

Hertha bebte zusammen, sah die Wonne des jungen, wie aus ein langen Ohnmacht sich mit Kraft erhebenden Mannes. Das Feuer seines Geistes erwärmte jetzt auch sein Herz. Nie hatte sie an ihm so viel Zärtlichkeit, nie so viel Inbrunst der Empfindung gekannt. Lachend, weinend, vor ihr auf den Knieen liegend, besiegelte er durch eine Hingebung voll Kindlichkeit und Begeisterung den Bund, den eben Hertha hatte lösen wollen.

Sie taumelte besinnungslos. Sie staunte nur. Dann erschien Aurelia. Auch Bruder Hans kam. Alles war erstarrt, rathlos, sogar berauscht vor Entzücken, vor Wonne, einen solchen Augenblick der Geschichte miterleben zu dürfen. Endlich, so spät es war, Hertha sollte noch in die Stadt, sollte noch zu dem versammelten Freundeskreise kommen; Alles, hieß es, dränge sich zum Ulrichs'schen Hause; da läse man Zeitungen, Briefe, da spräche man Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne und Entwürfe aus. Auch in der Residenz wären schon Unruhen ausgebrochen.

Hans von Landschütz erhielt mitten in dem Wirrwar von seinem Schwager Reisig eine Depesche, die für Hertha bestimmt war. Der Fürst hatte ihren Vater, den bürgerlichen,

aber doch immer nur zurückgesetzt gewesenen Minister, zum Chef des Ministeriums ernannt, die Zügel des Ganzen in Wingolf's Hand gegeben und am Balcon des Schlosses diesen seinen jetzigen ersten Rath unter dem Jubel des Volkes öffentlich umarmt.

Hertha kam zu keiner Besinnung mehr; sie zerriß ihren Brief, schloß das Schreibbureau und folgte in die wildbewegte Universitätsstadt. Schon am Tage darauf reiste Constantin in die Residenz. Hertha folgte mit einem spätern Zuge. Davon, daß sie und Constantin ferner hätten getrennt durch's Leben gehen müssen, war keine Rede mehr. Die Zeit war zu groß für persönliche Unterscheidungen. Constantin und Hertha mußten in der Residenz wie die berufenen und legitimen Erben des 24. Februar auftreten. Wehte doch in Constantin, wenigstens nach der Ansicht seiner Freunde, schon längst etwas wie von einem Mirabeau und in Hertha flammte die Erinnerung an die ihr wohlbekannte französische Revolution. Sie fühlte sich in der fieberhaftesten Erregung bald wie eine Charlotte Corday, bald wie eine Manon Roland.

Siebentes Kapitel.

Bewährungen und Ausgänge.

Die Zeit, die auf die bis dahin geschilderten Herzensvorgänge einbrach, wurde großartig genug. Sie riß das einzelne kleine Leid in ihre Strudel. Der Mensch soll schweigen, wenn das Jahrhundert spricht. Die Februarrevolution wälzte sich über Hütten und Paläste. Sie berührte Länder, Städte und die entferntesten stillen Plätze des Waldes und Gebirges. Auch in H., der Universitätsstadt, warf sie Das, was im Vordergrunde stand, sofort um und der Schutz, den hier Viele, die in die Mauern dieses alten Musensitzes flüchteten, suchten, war nicht minder gefährdet.

Ringsum gährten die Dörfer. In Liederbach stürmte man

das Amtshaus. Der Justitiar Dammert erfuhr jene tragikomische Art, wie die Geschichte ihre Vergeltungen übt. Ihm, der auf dem Amte die Widerreden der Streitenden mit dazwischengeworfenen Geldstrafen zu zügeln pflegte, wurde auf boshafteste Art die Parodie gespielt, daß er am Fenster seiner Wohnung stehend die wüthenden Haufen haranguiren wollte und nun ebenso von ihnen unterbrochen wurde, wie früher er sie unterbrochen hatte. „Mitbürger, Freunde," rief er, „wie könnt Ihr mir den Schmerz anthun?" „Fünf Groschen Strafe!" rief der Haufe. — „Ihr Männer von Liederbach, waret Ihr bisher nicht ruhige, glückliche Menschen" — „Sechs Groschen Strafe!" rief der Haufe. — „Leute, die Gemeindenutzung der Weidekoppel ist seit hundert Jahren nur ein Geschenk vom Stiftshofe." — „Zehn Groschen Strafe! Zwölf Groschen Strafe!" — „Wie könnt Ihr, ich bitt' Euch, Euch einbilden, daß die Gemeindenutzung —" „Fünfzehn Groschen Strafe!" — „Aber ich bitt' Euch — die Weidenkoppel —" „Einen Thaler Strafe!" und so ging es fort an jenem Märzabend voll Wildheit und Spott, bis die Fensterscheiben zertrümmert und die Forderungen bewilligt waren. Die Gemeindeberechtigungen sollten kopfweise vertheilt werden.

Hansen von Landschütz stürmte man gleichfalls den Stiftshof. Frieda, die gerade anwesend war, hielt eine Rede, die eben so verspottet wurde, wie die Dammert'sche und ohne alle Wirkung blieb. Die Zeit der Matadore von sonst war vorüber. Dadurch wurde Hans vollends der Schützling, der Leidensgefährte, der Sklave Frieda's. Erst durch sie gewann der Baron Muth und Sammlung. Durch sie gewann er sogar einen Uebergang in die neue Zeit, die einem Triumphzuge ähnlich sah. Man machte den Baron vom Stiftshof zum Commandeur der Bürgerwehr von H. Es kostete Hansen seinen Stall; er wollte Cavalerie unter sich haben und mußte seine halbe Schwadron fast größtentheils selbst beritten machen; doch saß er mit seiner schwarzrothgoldenen Schärpe so majestätisch zu Pferde, er gewöhnte sich so an Alarmirungen, Anerkennungen seiner Würde, Voraussetzungen der Erhabenheit seiner Aufgabe, daß er sich entschieden zur Revolution, respective Reform, bekannte, als in Folge der Reaction die Bürger=

mehr misachtet, sein Befehl nicht mehr gehört, seine Autorität an Militair abgegeben wurde. In der That, eine lange Zeit bekannte sich Hans zu demokratischen Grundsätzen, bis er eines Tages von dem ersten Wollmarkte, den er nach der „Anarchie“ wieder besucht hatte, im Jahre 1850, als Mitglied der großen Grundbesitzer-Ligue zurückkehrte und sich reuevoll allmälig wieder auf seinem alten vormärzlichen Standpunkte zurecht fand.

Wingolf's Beherrschung der wilden Wogen dauerte verhältnißmäßig lange: vierzehn Tage! Constantin, den Wingolf mit Hertha zugleich in seinen Zimmern ohne weitere Anfrage, ob er jetzt diese Einigung dulden und genehmigen wollte, empfing, Constantin selbst erklärte ihm, daß man ihn leider mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen müßte. Die Revolution verschlänge, setzte Hertha in leidenschaftlicher Erregung hinzu, ihre eigenen Kinder.

Der Vater, weit entfernt, über diesen ihm gegenüber übelangebrachten Gemeinplatz Reflexionen zu machen, arbeitete wie ein Löschender an einer Feuersbrunst, die mit bestem Willen nicht zu meistern war und eben ausbrennen mußte. Er glaubte die Flammen bewältigen zu können und handelte, so redlich an sich selbst glaubend, wie damals Jeder an sich selbst glaubte. Von Ironie, Humor, von der Auffassungsweise so zu sagen des griechischen Chors war keine Rede mehr. Jeder glühte für seine Einsicht und gerieth in Zorn und Vernichtungswuth, wenn man ihm widersprach und irgend etwas besser wissen wollte.

Das Ministerium Wingolf war nach vierzehn Tagen das zweite Opfer der Zeit. Es kamen dann dritte, vierte, fünfte Opfer. Die Kämpfenden mischten sich oft wunderbar. Wer heute erlag, wurde morgen Opponent. Es war ein seltsames Wirrsal der endlich losgebundenen Geister, zumal in Deutschland, das zu lange in der Welt der Bücher gelebt hatte.

Von den Herzen konnte natürlich vorab keine Rede sein. Ob Pfarrer Planer in Liederbach fast sein Amt einbüßte und sich in die Stadt flüchtete, ob Eberhard sich mit Agnes vermählte, das Alles hörte zwar Hertha, aber sie nahm es auf wie etwas, was einer andern Welt angehörte. Es machte ihr nur einen vorübergehenden Schmerz. Die Besinnung fehlte.

Entweder war die Vergangenheit oder die Gegenwart ein Traum. Wer hätte in jenen Tagen auch nur die Auffassung der Wirklichkeit ganz in seiner Gewalt gehabt! Hertha, so erregt war sie, hätte unter solchen Umständen wie eine Roland oder Corday sterben können.

Constantin hatte sich verändert. Alles war jetzt fest an ihm und nun schienen Eberhard und Constantin gleiche Grundsätze zu haben. Hertha lebte nur dem Allgemeinen. Den Haß gegen die Widersacher des Menschenwohls hatte sie nie aufgegeben, auch als sie einst im Begriff stand, Constantin aufzugeben. War's auch nur um eine Zeitung, um eine Adresse, um eine Demonstration, heiliger Ernst war ihr Alles. Sie wollte nirgends fehlen, wollte die höchsten Maßstäbe an jede Unternehmung gelegt sehen, sie sah ihren Vater vom Ruder abtreten, wie etwas, was sich von selbst verstand, sie trank gerade den Thee bei ihm, während er abdanken mußte und aus Unwillen über ein eingeworfenes Fenster zögern wollte. Hertha verwies ihm seine „Halbheit", sprach mit glühender Ueberzeugung von seinem Fall, als einem nothwendigen. Wo waren die Gedanken an Liederbach, an den Stiftshof, ihre angefangenen Bekenntnisse für Constantin hingekommen!

Ein halbes Jahr ging das so von Tage zu Tage fort; jede Stunde hatte eine Aufgabe. Constantin's Erregung war jetzt die ihrige, ein Band der praktischen Ueberzeugung umschlang Beide, seine Leidenschaft, sein Zorn, sein Haß, wenn man ihn und seine Auffassung zu überflügeln wagte, war wieder ihre Leidenschaft, ihr Zorn, ihr Haß. Eine Frau weiß es kaum, wie sie ein starker Mann führen kann und welch' ein Zauber in männlicher Größe liegt!

Doch zuletzt erlag Hertha diesen Anstrengungen. Sie wurde krank. Dem Tode nahe, sah sie in Eugeniens, ihrer Mutter, Antlitz und erkannte es nicht mehr. Eugenie verzweifelte; fünfzig Meilen weit war sie hergekommen, von dem Orte, wo Wingolf seine in der Residenz unhaltbare Stellung in Zurückgezogenheit zu vergessen suchte; es war jene ferne Provinzstadt, wo ihm einst als Chef eines Gerichtshofs die Liebe und Achtung der Bewohner zu Theil wurde, die er auch im reichsten Maße wiederfand. Auf Frau von Zabel's

Nachricht war Eugenie gekommen. Diese gute Frau von Zabel war die einzige von der sogenannten „Gesellschaft", die in der Residenz bei den Gefahren, die ihrer Pension drohten, ausgehalten hatte. Auch Julie von Reisig war mit ihrem Gatten und den Kindern nach Italien „geflüchtet", wie damals der Ausdruck war. Eugenie kam verzweifelnd. Sie fand Hertha im Fieber. Ihr Körper war gebrochen, ihr Geist wie erloschen.

Lange, dumpfe, endlose Wochen vergingen, bis Hertha in treuer Pflege genas und wieder die Eindrücke der Zeit auf sich wirken lassen durfte. Die Aerzte verboten diese Einwirkung. Sie verordneten eine Entfernung in ein stilles Bad und verlangten auch dort Hertha's Unbekanntschaft mit Allem, was sich draußen ereignete. Von Constantin kamen dann und wann eilige Briefe, die Begebenheiten zusammendrängende Briefe. Auch ihr Vater schrieb, aber nur kurz. Sie wußte über die „Stellungen" wie es damals hieß, von Beiden nur wenig.

Der Vater war auf den Schauplatz der Politik als Deputirter zurückgekehrt; das erfuhr Hertha, weil Eugenie in die Lage kam, Wingolf einem verwickelten neuen Leben einige Zeit allein überlassen und Hertha in ein Bad und dann auf den allgemeinen Rath der Freunde in die französische Schweiz begleiten zu können. Für Hertha waren diese Entfernungen unbedingt nothwendig. Ihre Kraft schien dahin, die Ueberreizung hatte für den Augenblick ihr Nervenleben gestört, sie brauchte Schonung und fand diese nur in der abgeschlossensten Einsamkeit. So lebte sie ein halbes Jahr mit der Freundin, ihrer Mutter, in Montreux am Genfersee.

Als sie in großer und herrlicher Natur genesen war und endlich gestärkt zurückkehrte nach Deutschlands inzwischen mannigfach bedrängt gewesenem und blutgetränktem Boden, fand sie eine sehr veränderte Welt. Sie mußte gefaßt sein auf diese Veränderung; denn von ihren Theuern war seit lange nur dunkle Kunde zu ihr gedrungen. Constantin schrieb nicht mehr. Bei ihm waren Aenderungen eingetreten. Welche, ließ sich schwer sagen. Fast unmöglich wurde in der Ferne die Uebersicht selbst des Allgemeinsten.

Um daher die Verhältnisse, die sich inzwischen gestaltet

hatten und wie sie sich dem beruhigten und mannigfach geprüften Geiste Hertha's darbieten sollten, ersichtlich zu machen, greifen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf und geben einige Bilder, die uns in kurzen Zügen verratheu werden, was inzwischen Alles geschehen und wie das Auge aufschauen mußte, um sich nach langem Wahn wieder in der Welt und der eigenen Brust zurechtzufinden.

Das erste Bild, das wir aufrollen müssen, ist dies: Dumpf läuten die Glocken von den Thürmen der alten Universitätsstadt H., Trauerglocken sind's, Sterbeglocken. Ein Leichenzug bewegt sich zum Friedhofe. Frisch aufgeworfen steht ein Sandhügel. Es ist die Stätte, wo ein Sarg eingesenkt werden soll, dem viele Leidtragende folgen. Rings hinter Gräbern und Postamenten, hinter hellgrünen Hängeweiden und dunkeln Lebensbäumen stehen Zuschauer und Hörer genug aus Dorf und Stadt. Ein Greis tritt vor mit ruhig ergebenem Blick und spricht den Nachruf einer Dahingegangenen. Es ist ein Weib, das gestorben, eine junge Mutter, eine junge Gattin. Der Redner, der ihrem Andenken die Worte der Liebe widmet, ist der alte Planer, der Vater giebt dem eigenen Kinde Zeugniß, die Verblichene ist Agnes. Eberhard, der Gatte, steht ihm zur Seite. Ergeben ist sein Blick. Agnes ist nach kurzer Mutterfreude an den Folgen ihres Glücks gestorben. Gute Menschen, deren Freundschaft einem Manne wie Eberhard nicht fehlen konnte, pflegten die Mutter und das Kind. Der Sarg ist niedergesenkt, mit Blumen bestreut, mit Erde beschüttet. Gefaßt stützt sich der Greis auf seinen Sohn und schreitet dankend für die stillen Grüße des Mitgefühls durch den Friedhof an die Pforte, ersteigt den niedergelassenen Tritt des Trauerwagens und fährt an Eberhard's Seite zurück in die gemeinschaftliche Wohnung.

Der heilige Dienst, der da soeben verrichtet wurde, ist in solchen Jammerfällen das letzte Glied einer Kette von herzzerreißenden Mühen, ein letztes Opfer, dargebracht der schmerzlichsten Nothwendigkeit, furchtbarer als alle vorangegangenen und doch beruhigend. Die geängstete Seele athmet endlich auf; das Leben fordert wieder seine Rechte, ein aufgerissener Felsen schließt die grauenvolle Spalte, und Moos, Baum, Strauch-

werk wächst wieder über dem Riß, gerade so, wie zuvor, gerade so, wie wenn sich nichts ereignet hätte.

Mitten in solchem Jammer einer nach der Entbindung von einem lieben Mädchen eintretenden und zum Tode führenden Erkrankung seiner Gattin hatte Eberhard noch andere Sorgen. Man hatte ihn in der Bewegungszeit zum Gerichtsrath ernannt, er hatte sich dem neuen Geiste mit Wort und That verpflichtet gefühlt; die Wiederherstellung der alten Ordnung stellte ihn zur Disposition! Er konnte den Ausfall seiner Einnahmen ertragen; sein eigenes kleines Vermögen verband sich mit dem Besitzthum des alten Planer, das ein ansehnliches war, und mit dessen von Liederbach, wo ihm nach dem Bruch mit der Gemeinde ein Vicar gestellt wurde, noch bezogener Entschädigung. Doch widerwärtiger war ihm das Gefühl der einstweiligen Muße und die ihm gleichsam gestellte Frist einer bessern Besinnung für seine inskünftig erwartete fernere Brauchbarkeit. So reifte in ihm der Gedanke, den Staatsdienst ganz zu verlassen und lieber als Advocat in die Residenz zu ziehen.

Planer, der Eberhard's Grundsätze nicht theilte, wie überhaupt nichts, was von seinen eigenen Definitionen nur um die Haarbreite abwich, billigte den Plan seines Schwiegersohnes; nachdem ihm nun der unerbittliche Tod ein braves und in der Ehe mannigfach bewährtes Kind entrissen, so sehnte er sich auf einige Zeit aus dieser Gegend hinweg. Beide beschlossen, mit einer Nährerin der fröhlich gedeihenden Meta diese Reise unverzüglich anzutreten.

Auch erfolgte dann die Uebersiedelung. Eberhard miethete in der Residenz eine entsprechende Wohnung. Eine Führerin des Haushalts wurde auf fremde Empfehlung gewonnen und brauchbar befunden. Dem Kinde gebrach nichts an der nächsten Obhut und schon der Großvater wurde dem Kinde ein treuer Wächter.

Eberhard that die nöthigen Schritte, um aus dem Staatsdienst zur Advocatur zu gelangen. Es boten sich Schwierigkeiten; doch wurden sie beseitigt. Bei dem neugewonnenen und auch von der Reaction verschont gebliebenen öffentlichen Verfahren plaidirte Eberhard Ott mit Glück. Seine Beredt-

samkeit war nicht glänzend, aber überzeugend. In der Schlichtheit seines Vortrags lag die Bürgschaft seiner Redlichkeit.

Schon waren Wochen vergangen in neubegründeter, ergebener Hoffnung auf die heilende Macht eines pflichtenvollen Lebens. Wol war es ein schönes Bild, hier einen Vater und einen Sohn verbunden zu sehen durch eine schmerzliche Erinnerung, durch eine freudige Hoffnung; Beide ein neues junges Reis auf einem Grabe hütend, an welchem drei Menschen gemeinsam trauerten.

Eberhard sah manchen alten Bekannten wieder. Aber Constantin Ulrichs vermied er. Die Bahnen, die dieser und die er ging, waren jetzt getrennt. Wie man damals auf Umwandelungen gefaßt sein mußte und was man in diesen Zeiten täglich und beim Verwandtesten erlebte, dafür gab es die merkwürdigsten Erfahrungen. So wurde Eberhard eines Tages in den belebtesten Straßen mit seinem Namen begrüßt. Er mußte sich besinnen, wer vor ihm stand. Ein kleiner, von Kopf bis zu Fuß schwarzgekleideter Mann, um den Hals so lose ein Tuch geknüpft, daß die Hemdkragen fast, wie bei Jünglingen Sitte, umgebogen lagen, ein Hut mit breiter Quäkerkrempe, schwarze Handschuhe, ein gepflegtes Antlitz, das lange blondgelbe Haar in der Mitte gescheitelt und auf den Rockkragen niederfallend. Ein frommer Missionair stand vor ihm oder ein Pfarrer oder ein Schullehrer und doch war es nur Jean Reps und keineswegs als Theolog oder Betstundenhalter oder Schullehrer oder sonst in einem gesammelten geistigen Berufe, sondern wie er versicherte, in der Anwartschaft auf die ersten Erfolge einer industriellen Unternehmung, die der alte Nihilist, jetzt Novize eines neuen Lebens, sich anzubahnen gedachte. Er wiederholte dem erstaunten Freunde auf Ehre und Seligkeit, er wäre eben im Begriff, in ein vor ihnen liegendes großes Hutmachergewölbe einzutreten und zwar seines künftigen Berufes wegen.

Hutmacher — blieb Eberhard auf den Lippen unvollendet. „Ja, bester Freund!" erzählte Jean Reps dem Verwunderten. „Der Geist des Jahrhunderts hat jetzt in allerlei Zungen zu den Menschen geredet. Auf die Barrikaden rief er mich nicht.

Dieser flüchtigen Erregung der Phantasie sind ja auch Sie nicht gefolgt. Nach der Reaction, die ich noch aufrichtig mit Schrecken kommen sah, trat eine Zeit der Verzweiflung ein. Ich folgte Anfangs wie immer Constantin. Ich putzte ihm wie immer die Schuhe, klopfte ihm wie immer die Kleider; figürlich und — wirklich. Unser Verstand war jedoch damals bald zu Ende. Wir sahen gleich in den ersten Tagen des tollsten aller Märzmonde zuviel Unsinn. Außerhalb und innerhalb Trojas, überall dieselben Dummheiten, sowol der eigenen, wie der andern Parthei. Ich, bester Freund, gewann schon lange die Ueberzeugung, daß all' unser Mühen und Sorgen um den Sieg der gesunden Vernunft leeres Stroh gedroschen ist. Nur die colossalgelingenden Dummheiten, nur ein grotesker durch seine Dimensionen erhabener Wahnsinn giebt den Funken für das, was zündet, und der Welt ihre Leuchtfackeln. Columbus, ein halber Narr, entdeckte auf diese Art Amerika! Ferner kam ich zu der Ueberzeugung, daß wir wahrhaft hochverrätherisch und gotteslästerlich hochmüthig erzogen werden für die Situationen, in denen sich unser Planet nun einmal befindet. Ich bitte Sie! Es ist eine Raserei, uns mit Plato, Aristoteles, Spinoza und was dazu gehört schon so früh bekannt werden zu lassen. Es ist ein Verbrechen, unsere Schulen zu Pflanzstätten erst eines idealen Hochmuths zu machen und hernach Menschen in eine Welt abzusetzen, die um eine Schüssel kaltgewordener Erbsen jeden leidlich rangirten Schuster beneidet. Bester Freund, mir ging's sowol was die Erbsen wie was den Schuster anbelangt ganz nach meinem Bilde. Was hatte ich denn von Spinoza's Pantheismus, wenn ich in einer Welt leben sollte, wo nur Der zu etwas kommt, der sich ein Sandkorn im Ganzen fühlt, eine geborene Made und Milbe im großen Käse der civilisirten Ordnung! Konnte ich denn nun auf's Schloß rennen, die Eisengitter vor der Auffahrt zum Throne wie Simson ausheben und mich beim König an den Tisch setzen und rufen: Herr, ich will auch leben, so gut wie Sie! Das ging nicht. So stieg ich hinunter in einen Keller, der da liegt am hiesigen Wasserglacis. Allda wohnet ein Mädchen, so da heißet Philippine. Ihres Geschlechts eine Puske, Samuel

Gottlob Puske heißt ihr Vater und schon in besseren Tagen unserer damals noch vogelperspectivischen Weltanschauung lernte ich, wenn ich an mein wasserdichtes Fortkommen durch's Leben dachte, von unten auf, durch meine Stiefel, diese treuen Menschen kennen. In Gemeinschaft mit vielen muntern Ratten bewohnten sie einen Keller. Ein Candidat der Gottesweisheit war ich schon sonst ein Glanz für diese Hütte, ein Gott für diesen Keller und in den Zeiten der Constantin'schen Vogelperspective nährten und speiseten sie mich bereits oftermalen mit irdischer Speise und irdischem Trank. Philippine und ihr Vater sind Erleuchtete. Mein kindliches Gemüth raubte ihnen nie diesen glanzvollen Schimmer ihres Kellerdaseins. Wenn Philippine Sonntag Abends die Suppenterrine nahm, Citrone, Zucker und Rum vom Krämer holte und der alte Puske beim ersten dampfenden Glase eines in Gottseligkeit genossenen Punsches mit mir anstieß und sprach: Eia, Herr Repse, freuet Euch in dem Herrn allerwege! so stimmt' ich in sanfter Melodie ein Lied von Gellert an, trällerte dann allmälig mit einem Sebastian Bach'schen Schnörkel in das schöne Lied von der Frau Nachtigall hinüber, regte den alten Nachkommen Hans Sachsens zu allerhand Wanderliedern und erlaubtester Weltlust an, bis er mit den Pantoffeln zu klatschen anfing und die Worte sprach: Auch David tanzete vor der Bundeslade. Und dann tanzeten wir Alle und tranken Punsch und dies gemüthliche Dasein wurde geführt selbst in den Schrecken der Anarchie. Die Schuhe wurden ja damals noch mehr abgerissen als die Phrasen und Sie wissen, das will etwas sagen. Puske hatte Gönner. Er wurde Wahlmann, duldete um seinen Glauben, predigte oft auf der Gasse, zuletzt in Bezirksversammlungen und die Folge waren achtbare und wirksame Empfehlungen nach Oben; ach, nur immer nach Oben, bester Freund! Für mich hat sich dabei eine merkwürdige Wendung herausgestellt. Wie Sie mich hier sehen, habe ich vor den Thoren ein Haus gemiethet und errichte daselbst unter allerdings eigenthümlichen Umständen eine Fabrik von Filzschuhen, Filzteppichen, Filzsocken, Filzgegenständen aller Art, im Filz wird mein ganzes neues Dasein gebettet sein."

Eberhard war auf Hutgeschäfte gefaßt, erstaunte immer

mehr und bat um Aufklärung. „Sie fragen vielleicht, wo bekomm' ich das Geld, die Arbeitskräfte her?" fuhr der Umgewandelte fort. „Sie müssen wissen, bester Freund, daß ich eine Fabrik begründe im Geist des Jahrhunderts. Ich bin vor Ihnen, Eberhard Ott, vor Constantin und Allen, die den unverbesserlichen Adam meines Herzens kennen, nichts als ein Fabrikant von Filzwaaren, einem gesuchten Artikel, womit ich jährlich die Messen bereisen werde. Aber vor den Thoren draußen auf jenem Hause mit zwanzig Fenstern Front, wo ich wirken werde, da wird nicht zu lesen stehen: „Jean Reps, sonst Nihilist, jetzt Fabrikant in Filzwaaren", sondern rathen Sie, was?" Eberhard erfuhr, wie in den Zeiten, in denen wir leben, die rechten Bekenntnisse, ausgesprochen den rechten Ohren, immer noch zu Glück und Segen führen können. Repsen fand sich ein stiller Compagnon, ein Geheimrath, der Philippine Pufke schon über die Taufe gehalten hatte. Dieser unterrichtete Kenner der Zeit sagte zu seinen Freunden: „Errichtet eine Fabrik — für irgend Etwas — ich schieße alle Mittel vor und gehe nur in halbe Rechnung. Mit der Fabrik verbinden wir einen erhebenden Zweck; wir erwerben uns die Kinder von Armen oder Verbrechern oder Verwahrlosten, kurz einer Menschengattung, an der leider kein Mangel ist; wir sammeln dazu die Beiträge der Milde und Barmherzigkeit und lassen die Producte der Fabrik von jenen Kindern verfertigen, die wir dafür zu waschen, zu kämmen, zu kleiden, zu verköstigen und nur recht viel zum Gebet anzuleiten haben." Gesagt gethan. Und während Eberhard über diese Form des Industrialismus, die Adam Smith noch nicht kannte, erstaunte, über diese neue Theorie des ganzen Gewinns und der halben Auslage, sagte Jean Reps: „Besuchen Sie mich, Freund! Sie werden mich bald im Kreise von einigen dreißig bis fünfzig hoffnungsvollen Sprossen des Zuchthauses finden, die ich Hundehaare, Kälberhaare, Waldwolle und Schafwolle bunt durcheinander mengen, tüchtig wie man's nennt, kartätschen und so zu fester Gestaltung bringen lasse. Philippine und Pufke leiten die Umformung in Schuhe, in Socken, in Pantoffeln, und vielleicht erheben wir uns noch zu kunstvolleren Gebilden, denn Sie glauben nicht,

bester Freund, was sich jetzt aus einem guten Filz Alles machen läßt, mehr als nur die Untersetzer-Quadrate zu den Bierseideln, die wir früher tranken."

In der That, die Residenz war groß genug, um nur Wenigen möglich zu machen, die geringe Würdigkeit des neuen Vorstehers einer der vielen menschenfreundlichen Anstalten, die jetzt in solcher Art begründet wurden, genauer zu untersuchen. „Johannes Repsens Rettungshaus" ist eine der empfohlensten und versorgtesten Anstalten dieser Art, deren jährliche Tabellen durchzulesen dem Freunde der Menschheit einen hohen Genuß gewährt.

Nach dieser Erfahrung konnte es Eberhard nicht Wunder nehmen, als sich ihm dann noch eine andere Wendung des Zeitgeistes persönlicher kundgab. Wingolf, der frühere Minister, war durch die Wahl der Stadt, in die er sich zurückgezogen hatte, Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung geworden, die im Laufe ihrer Verhandlungen in jene bekannten Extreme der Steuerverweigerung gerieth, die mit öffentlicher Inanklage-Standsetzung ihrer Mitglieder endeten. Wingolf wählte Eberhard Ott zum Vertheidiger. Der öffentliche Ankläger, der mit Gewandtheit den Thatbestand der Vergehen gegen Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft zu stellen wußte, war — Constantin Ulrichs.

Es mußte eine gewaltige Zeit gewesen sein, die einen solchen Umschwung der Dinge und der Menschen hatte herbeiführen können. Constantin Ulrichs fungirte als neuernannter Staatsanwalt, Eberhard Ott als Advocat, Wingolf war der Angeklagte!

Den stenographischen Aufzeichnungen, die über den Proceß des Geheimraths Wingolf und Genossen vorliegen, entnehmen wir, da diese Entwickelungen genauer anzugeben außer dem Bereich unserer Erzählung liegt, nur drei Stellen, eine die Constantin, eine die Wingolf, und eine die Eberhard sprach.

Blaß, scheinbar gefaßt, mit ruhig blitzendem Auge, doch erregt genug unter dem äußern Schein einer sieggewissen Haltung, sprach vor überfüllter Versammlung der Staatsanwalt Constantin Ulrichs: „Es giebt ein Wort, das der größte Dichter aller Zeiten, William Shakspeare, einer seiner

tiefsinnigst gedachten Gestalten in den Mund legt, einer Gestalt, die uns um so werther erscheinen muß, als sie in der Regel dem deutschen Charakter und dem Genius unsers Volks verglichen wird, ich meine Hamlet: „Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt sie wieder einzurichten kam!“ Ja, wer hätte sie nicht auch einst empfunden die träumerische Willensunfreiheit der blassen Gedankenwelt! Wer hätte nicht mit Schaudern zurück zu denken an seine einst ebenso zerrissene Sammlung zur That, die ohnmächtige stete Besinnung der Reflexion einer Welt gegenüber, die uns überlebt schien und dem Untergange geweiht! Wol haben wir sie Alle empfunden diese Stimmung des gebrochenen Bewußtseins, wo uns das Dasein ekel, schal, unersprießlich erschien, Alles was besteht, ein Garten voll wuchernden Unkrauts. Aber ein Wetter brauste herauf. Gott rüttelte an den Grundvesten alles geschichtlichen Lebens und an unserem eigenen Mark. Aufgerufen wurde die Menschheit von unbekannten Stimmen wie mit den Posaunen des Gerichts. Zornschalen ergossen sich über die Erde und wie in der Noth einer Ueberschwemmung war zum Denken keine Zeit mehr, zum Rathen nur kurz die Frist, die Spanne Raum konnte verloren gehen in einem Moment der Zögerung. Unser Träumen von ehemals rächte sich furchtbar. Die Welt wie sie ist hatte man nur zu verachten, nur zu hassen gelernt. Jetzt bot man eine andere. Es kam wol neue Schöpfung. Aber wer konnte sie lieben? Wer konnte sich finden in diese gemachte Welt? Mit Schaudern gedenkt man der Zerstörung vorhandener Ordnungen, der Experimente, die versucht wurden, um Neues an die Stelle des Alten zu setzen! Es waren Momente der Besinnung gegeben, Momente der Hoffnung gestattet. Dann aber — was blieb übrig, als mit Liebe zurückzukehren zum Schooße der Mutter, von deren Knieen man sich zu früh in die Wildniß einer unbekannten Zukunft gewagt hatte. Der Sammelplatz der Gutgesinnten war nicht mehr zu verfehlen. Nirgendwo konnte er liegen als da, wo uns der Zusammenhalt der Vernunft das Nächste sicherte, die Existenz, die Familie, den Herd, die Gesittung, die Ruhe, das Glück des Einzelnen, der ein unveräußerliches Recht an

eine feste Form des Ganzen hat; denn nur im Ganzen liegt die Bürgschaft des Einzelnen; das Einzelne im Menschen ist jene verheißungsreiche Zukunft seiner auf die Ordnung alles Heils bezogenen Individualität. Wer da fehlen konnte, als sein Fürst, sein Vaterland, sein Haus und seine Familie riefen, der steht als Verbrecher vor dem Richterstuhl der Menschheit, auch wenn ihn Vergehen gegen den Buchstaben des Gesetzes nicht schon vor die Schranken der nächsten bürgerlichen Ordnung stellten."

Wingolf, von mehren Orden, mit denen er seine Brust hätte schmücken können, nur ein einziges Band des Civilverdienstes an seinem Rocke tragend, sprach unter lautloser Stille: „Wenn eine Welt, deren innere Schäden man aus genauerer Kenntnißnahme derselben näher würdigen gelernt hat, zu wanken beginnt und plötzlich durch die Natur der Werderuf des Frühlings ertönt, wer sollte da nicht sein Herz erschließen dem Wehen des milden Hauches, sollte nicht auf den Herbst und seine goldenen Früchte vertrauen, selbst wenn unter tausend Blüthen die Mehrzahl taub erschien oder im Winde zu Boden fiel! Der Unterschied ist nur der, daß Das, was Andere früher verachteten, von Anderen damals vertheidigt wurde, Andere Das priesen, was sie jetzt verwerfen und die Stellungen wie kopfüber scheinen. Wer könnte das Wort reden wollen der Brandfackel der Zerstörung, wer wird im Tode Leben suchen wollen! Nur um die Grenze konnte es sich handeln, wo die zugestandene Bewegung still zu stehen hatte. Man sagt, sie mußte vor den Thronen stillstehen. Ich beuge mich dieser Wahrheit. Ich handelte in ihrem Dienste. Aber zum Throne ist es höher und steiler empor, als Die, die sich des Thrones Freunde nennen, den Weg vorzeichnen. Bei ihnen beginnt der Thron sogleich mit ihnen selbst. Ihre Interessen wurden die Interessen der Krone. Ist die strengere Unterscheidung dieser Entfernungen ein Verbrechen gewesen? Wenn die Masse, welche eine Gestalt gewinnen soll, im Flusse ist, wenn das glüheude Erz hervorbraust aus dem Kessel und sich den Weg sucht in die gemauerte Form unserer Ideale, wer ist der Künstler oder wagte sich den Meister zu nennen, daß er überall Halt! riefe, wenn vom glühenden Erze ihm

in die Form genug geflossen erscheint? Wer hütet den Zapfen, wer öffnet ihn und schließt ihn, wer anders als die Gottheit, deren Signale ihr doch nicht in Eurer eigenen Offenbarung besitzen wollt? Gesetzt auch, man hätte Recht, wie ich Dem Recht gebe, der da sagt, daß ein Augenblick eintreten mußte, wo ein Hornruf Alle zu ihrer Pflicht rief; wer hörte früher diesen Hornruf? Wer ihn später? Früher gewiß Der, der daheim auf dem Lotterbett lag und auf der Lauer saß, um den rechten Augenblick der Umkehr zu treffen, später Der, der draußen auf dem Felde stand und arbeiten mußte im sauern Schweiße und kämpfen gegen den Unverstand der Zeit und sich sogar gewöhnen an die Sprache der Gegner, um diese für die bessere Einsicht zu gewinnen! Der Vorsprung, den entweder die Feigheit oder die kalte Empfindung für wahres Volkswohl vor dem flammenden Herzen voraus hatte, diesen Vorsprung zu benutzen auf Anklage, auf Verletzung ist unedel und die Zeit wird über Die, die der allgemeinen Hoffnung nicht Rechnung trugen und in der Zeit eines schönen Traumes und bunten Wahns allein die Nüchternen und die Weisen bleiben wollten, einst ein Gericht halten, dem ich nach meiner Sinnesart die mildesten Sprüche wünsche."

Wingolf's Vermittelung entsprach seinem loyalen Sinn. Sein Vertheidiger Eberhard Ott stellte den florumwundenen Hut zur Seite, begann ruhiger als sein Client, argumentirte sicherer und traf verwundender. Eine seiner bezüglichsten Stellen lautete: „Es ist die verkehrte Welt, die wir spielen. Wer sich der alten Zeit gegenüber als Hamlet verhielt, diese Welt als einen Garten voll Unkraut, eine schale unersprießliche Wirklichkeit nannte, den brachte die erste That, die er sich gegen eine Ratte zu vollziehen anschickte, dahin, daß er einen Menschen, Polonius, mordete, der hinter einer Tapete verborgen, ich glaube ja wol — der Vater seiner Geliebten war! Opheliens der Verzweifelnden Anblick brachte den alten echten Hamlet, von dem doch gesprochen wurde, zur Besinnung. Wol auch den neuen, dem ich Glück wünsche, wenn er plötzlich die alte Welt zu schützen als einen Beruf gewählt hat, der ihm Selbsterkenntniß und die Krone von Dänemark verschaffte. Doch wozu Bilder! Man hat die Schöpfung aus

dem Nichts für ein Wunder gehalten, das über unsere Vorstellungskraft und Glaubensfähigkeit hinausginge. Allein wie bildungsfähig das Nichts ist, das lehrt die Erfahrung unserer heutigen Tage. Die Negation um jeden Preis, die wir so bedeutungsvoll vorhin schildern hörten, erhebt sich jetzt überall von ihren Trümmerstätten, ihren Kirchhöfen, ihren Unkrautgärten und fängt zu richten und zu schaffen an, langsam, vorsichtig, besonnen, vorläufig mit Anerkennung der Welt, wie sie sonst war und immer gewesen wäre und immer bleiben würde. Was mag es nur sein, was diese Besonnenheit, diese vortreffliche Ueberzeugung zu Stande brachte? Irdische Vortheile? Wer könnte diese Vermuthung aussprechen! Innere geistige Umwandlung? Diese zu glauben wäre ich eher geneigt, würde nicht zu ihr Religion gehören, Gottinnigkeit, innere Erleuchtung, eine Gesinnung, die vor den Thoren dieser Stadt für verlorene Seelen das edle Johannes Repse'sche Besserungshaus in's Leben rief. Was ist der Grund ihrer Erleuchtung? Ich sage: Die Erschöpfung ist es. Die Nihilisten hassen unsern Aufschwung. Sie hassen das entschieden Schwarze, Weiße, sie finden, daß von Dem, was uns Zumuthungen an unsere Liebe und unseren Eifer stellt, immer nur das Gegentheil berechtigt sei. Der Wolf trübt dem Lamm das Wasser, weil er satt ist. Nichts ist ihnen darum erwiesen, nichts fest. Wie kann es Menschen geben, die aus der Zeit Hoffnungen für die Zeit schöpfen! Was reden wir von Wahrheit! Von Irrthum! Und dennoch, dennoch — es hat in unserer Zeit ein Irren gegeben, das sich mit allen Lichtgewändern der Wahrheit schmücken durfte. Es hat ein Irren gegeben, das zu den Tugenden dieser Zeit eben so gehört, wie die Partheinahme, die Solon's Gesetze verlangten zur alten. Dies Irren, Geirrthaben in unseren Tagen, das ist der verlorene Sohn, den nicht die Reue an das Herz des Vaters zurückführt, sondern den der Vater selbst aufsucht, weil er ihn um seinetwillen und auf seine Schuld hin elend sieht! Dies Irren der Zeit ist unsere eigene Seele, unsere eigene Sünde, die sich in Andern vollzog, dort verwirklicht Was wir selbst träumten! Sie tritt uns entgegen, diese irrende Seele, aus Denen, die wir

richten wollen. Sie erhebt sich, eine verhüllte Gestalt, mit dem Haupte der Erinnyen, sie streckt die Hand aus und droht dem Abtrünnigen, der die Mutter des eigenen Lebens nicht anerkennen will. Dies Geirrthaben der Zeit hat eine eben so wahre Berechtigung, wie einst die Unentschlossenheit Hamlet's — nur die Nihilisten kommen darauf hinaus, alles Hoffen und Träumen und jedes Wollen überhaupt für überflüssig zu erklären. In der That! In einer Zeit solcher Geisteswandlungen ist es schwer, zwischen den Handlungen der Menschen die Grenze abzustecken. Und diese Männer hier — was thaten sie denn? Sie wagten es, im Vollgefühl einer ernsten Aufgabe, die Mittel zu verweigern, welche die Gesammtheit ihrer Beauftragten zur Aufrechthaltung der Ordnung zu gewähren hat. Es war eine Demonstration, mehr der Form als der That nach. Man wußte, daß die Verweigerung keinen Erfolg haben konnte. Nur einem Grundsatze wollte man huldigen, wie jene Senatoren Roms, die den Sieg des Brennus ergeben in ihren Amtskleidern erwarteten, in den Flammen erstickten und in Asche und Staub zerfielen, als sie die Sieger berührten. Solche Nihilisten, die aus einem schwachen Etwas entstanden, sind wahrlich höher zu schätzen als die, die mit Sack und Pack zum Feinde übergingen."

Eberhard Ott ging nach diesen durch die Aufregung jener Zeiten hervorgebrachten Abschweifungen auf die rechtliche Seite seiner Vertheidigung über und gab eine so lichtvolle Auseinandersetzung, daß Wingolf's Freisprechung die Folge war.

Nach Beendigung der Sitzung fand man im Nebenzimmer Eugenie und Hertha. Eben von der Reise ankommend, hatten sie die Rückkehr wie mit dem Windesfluge um die Wette unternommen. Eberhard traf Beide in seines freigesprochenen, in kurzer Zeit an seinen Schläfen völlig ergrauten Clienten Armen. Von Eugenie erntete Eberhard den beredtesten Dank, von Hertha den Dank eines starren Auges, das über Thaten zu grübeln und in eine lange brütende Besinnung auf alles Vorhergegangene verloren schien.

Es lag nahe, daß sich Hertha eine Aufgabe stellte, die ihr so wichtig wurde, wie sonst das Recht der freien Selbstbestimmung. Sie galt Agnesens hinterlassenem Kinde.

Hertha übersah Eberhard's Leben, seine Existenz, seine Mühen sehr bald. Neuerwacht war ihr Schmerz um die drückende Pflichtenlast eines Mannes. Wie einst ein Ring, so erschien ihr jetzt ein ganzes Leben als Symbol. Den alten Pfarrer hatte es zu seinen Aeckern und Wiesen heimgezogen; selbst auf seine Kanzel wieder in Liederbach sehnte sich der alte dogmatische Rechthaber zurück. Eine Natur, wie die seinige, begnügte sich nicht mit dem Wohl der Enkelin, die ihm in des Vaters Pflege geborgen schien. Wingolf und Eugenie zogen in die Provinz. Sie wünschten selbst, daß Hertha, um sich zu sammeln und sich aus sich selbst zu festigen, in der Residenz blieb. Sie behielt ihr Zimmer vor den Thoren, rechnete nach wie vor mit Frau von Zabel und Lisetten, doch die Welt — war eine andere geworden, die sie um sich pflegte und schmückte und zu verstehen und zu begründen suchte. Schwere Kämpfe des Lebens hatte sie durchgekämpft.

Eines Tages begehrte sie von Eberhard sein Kind zur alleinigen Pflege in ihren eigenen Wohnräumen. Konnte er ihr's verweigern? Er dachte nicht daran, eine Gattin zu suchen. Eine Mutter aber für Meta war ihm ein Geschenk des Himmels, das er nicht ablehnen durfte. Er gab Hertha Agnesens Kind. An derselben Stelle, wo sie einst im Feuerbach von einer Liebe gelesen, die in Constantin Ulrichs ihren Himmel zu finden gehofft, saß sie, ein kleines holdes Wesen im Arm, das ihr jetzt der Eingang in jenen wahren Himmel geworden war, der für sie nur noch im Dank gegen den Vertheidiger ihres Vaters lebte. Doch weder ihre, noch seine Lippen sprachen je einen Wunsch aus, der über das Nächste und Nothwendigste der Verständigung hinausging.

Vom Stiftshof aber kam die Kunde, daß Hans von Landschütz sich das Kind Gottes zur Gemahlin gewählt hatte. Ein Wesen, das Dichter besungen hatten, ein Mädchen, so sehr Julia Capulet, um in ihr Herz nur einen Romeo einzuschließen, wählte den Junker „Tobias von Rülp". Sie war und blieb dabei jene „ursprüngliche Natur", die sich von der „blassen Reflexion" nicht verleiten läßt, Ideale des Herzens zu haben. Sie neckte den Liebhaber und schmollte mit dem Gatten. Beides that dem Gatten wie dem Liebhaber wohl. Hansens

Leben bedurfte eines Strohhalmes, der ihn ewig vor'm Einschlafen durch Kitzeln sicherte. Mehr war auch Frieda von Landschütz nie für den Stiftshof. Sie blieb wie sie war. Wenn sie mit solchen Studenten und jungen Professoren gehen wollte, die ihr zusagten, so mußte sich's Hans gefallen lassen. Möglich, daß sie an ihm nicht die mindeste Untreue beging, wenn sie ihn auch Tage lang ignorirte. Sie war zu kalt dazu. Aber „unmittelbar“ war Alles an ihr, „naturwüchsig“, wie man es schon wieder auf der Universität nannte. Sie wußte um ihren Ruhm. Ihre Mutter, das jetzt alternde Riekele, sicherte ihr die Möglichkeit, ganz ihrem Genius zu leben. Der Vater war mit der Zeit ein wenig kindisch geworden.

Constantin's äußere Lage wurde die glänzendste. Außer einer guten Anstellung hatte er auch die Gunst seiner Schwägerin gewonnen. Aurelie von Landschütz, eine Dame, die zehn Jahre älter war als er, vergaß den Baron von Gleichen und schwärmte für Constantin Ulrichs. Constantin, sehr reich geworden, konnte jetzt seiner endlich gewonnenen Ueberzeugung, daß von allen, allen Thatsachen, mit denen sich das „alberne“ neunzehnte Jahrhundert quält, nur der Begriff des Comforts der wahrhaft neue und befruchtende Gedanke sei, ganz nach Wohlgefallen leben. Er hielt sich Wagen und Pferde, streckte sich auf Divans und Ottomanen, trieb Blumenzucht in seinen Zimmern und lebte nicht anders als wie ein von einer reichen Frau angebetetes Idol in seiner ganzen Herrlichkeit leben kann. Nicht nur Aurelie lag ihm zu Füßen und küßte, vor aller Welt sogar, seine schönen Hände, Alles, was zu Aureliens hochgestellter Verwandtschaft gehörte, vergötterte den „interessanten“ Mann ihrer späten Wahl. Er schrieb auch. Man fand Alles göttlich, urpoetisch an ihm. Der Angebetete ging einen Pfad durch's Leben wie über schwellende Teppiche. Wo er sich anlehnte, fand er den Rücken weich gepolstert. Verzärtelt zu werden war dabei nicht seine Absicht. Er wehrte sich oft mit Gewalt die Ueberfülle seines Glückes ab. Dann sprach er von den Cimbern und Teutonen und drohte sogar mit Trauerspielen voll Kraft und Erhabenheit. Die Stellung eines öffentlichen Anklägers behielt er als eine Art Privatunterhaltung. Mit den Jahren wuchs die Bizarrerie seines

Gemüthes. Verdrießlich wurde er oft bis zum Exceß, wälzte sich auf all' seinen Polstern und stieß ungeduldig mit den Füßen gegen Kissen, Menschen, Welt. Es war dann eine halb faustische, halb mephistophelische Stimmung, die ihn ergriff. Er konnte seiner Amtswirksamkeit allen jenen scharfsinnigen Nachdruck geben, den man an seinen Anklagen und Beweisführungen bewunderte; aber dies Nichts der Welt, in stillen Stunden, in schlaflosen Augenblicken quälte es ihn doch. Dann hätte er Alles verwünschen, zerreißen mögen. Schal, unersprießlich erschien ihm und hassenswürdig das Dasein, wie sonst. Der Morgen brachte ihm glücklicherweise auf silbernen Schalen dann wieder des Lebens goldene Aepfel, den geliebten Mocca, seine braunen Regalien und Upmans, er lächelte und war wie immer und immer „liebenswürdig". Man bewunderte seine Grazie, seine Ironie. Zuweilen konnte er sogar ausgelassen sein, besonders wenn seine Gedanken auf die Filzfabrik vor den Thoren kamen. War er verdrießlich gestimmt, mürrisch und übellaunig, so brauchte man nur von „Vater Repse" zu sprechen und behaglich schaukelte er sich in seiner blumigen Orchideen-Existenz.

Noch eine Freude hatte Constantin. Oft lachte er darüber, daß jenes sentimentale Geschlecht, zu welchem Eberhard Ott gehörte, immer in die Lage kommen müßte, Das aufzunehmen, was der Genius fallen ließe. Eberhard hatte dies schon einmal gethan, an den Asterbeeten im Pfarrgarten zu Liederbach. Das zweite Mal — wie konnte sich Constantin darin täuschen, daß noch einst die Pflegerin und Mutter der kleinen Meta Eberhard's zweite Gattin würde? Der Genius verschmäht erst eine Agnes, dann eine Hertha und der Philister nimmt eine Agnes und dann eine Hertha.

Constantin sah vollkommen, was in Eberhard's Seele vorging. Er sah, daß Eberhard unter dem Gedanken, in der That zweimal in die Fußtapfen eines treulosen Freundes zu treten, litt. Constantin legte, bestaunt und bewundert von seinem Weibe, einen Beweis seiner Menschenkenntniß ab, als er einst sagte: „Was es diese Menschen wurmt, die ewig Seitwärtsstehenden sein zu müssen, die Nüchternen und Gestrigen, während wir die Zukunft für uns haben und vom Wirbel

bis zur Zeh' die lebendige Poesie sind!" Constantin fuhr fort: „Hertha pflegt sein Kind! Und ganz mit jenem umständlichen Heroismus, der diese Thörin immer ergriff, ob es sich nun um eine Revolution oder eine Stecknadel handelte. Sie pflegt die kleine Meta nach Lehrbüchern der Pädagogik und liest deshalb Plato und Aristoteles im Urtext. Es kann nicht anders werden, als daß Eberhard eines Tages zu ihr sagt: Hertha, sei mein Weib! Noch wurmt es ihn. Der Stempel des Philisters wird ihm dadurch doch zu fühlbar auf die Stirn gedrückt! Für jene Worte, die ich einst von ihm bei Wingolf's Proceß habe hören müssen, ohne sie unterbrechen zu dürfen, gönn' ich ihm die Qual wie ein trappistischer Tantalus zu lechzen nach den goldenen Früchten über ihm, die er sich kasteit, nicht brechen zu wollen, weil er sie nicht brechen kann."

Aber Constantin Ulrichs betrog sich. Allerdings währte es zwei lange Jahre, bis Eberhard das Gefühl der Beschämung mit dem Gefühl der Dankbarkeit ausgleichen konnte. Da geschah ihm aber Folgendes: Julie von Reisig war mit ihrem Gatten und dessen Kindern in den alten Wohnort zurückgekehrt. Ihre Schwester Aurelie als Constantin's Gattin anzutreffen, that ihr so wenig wohl, daß sie ihrem Drange, alles Widerstrebende auszugleichen, hier zu folgen sich nicht entschließen konnte, sondern die gegenseitigen Verstimmungen ihrer alten Freunde ruhig als begründet gelten ließ. Sie sah aber die Freunde gern in ihren wiedereröffneten Zirkeln und nicht selten zu gleicher Zeit Hertha, Constantin und Aurelia.

Auch Eberhard Ott mußte sie nun kennen lernen, den Vater jenes Kindes, das Hertha erzog, wie die Welt sagte aus Dankbarkeit für die Vertheidigung ihres Vaters. Es war eine große glänzende Gesellschaft, als einst Eberhard zum ersten Mal dies Haus betrat. Die Gegensätze hatten sich ein wenig ausgeglichen, die Leidenschaften etwas gemildert; man vergaß die Parthei ein wenig wieder um des Menschen willen. Constantin und Aurelia wurden erwartet, man erwartete auch Hertha. Jene kamen. Wie lange hatte sie Eberhard nicht gesehen! Der früher Gekommene blickte voll Mitleid auf das seltsame Paar. Constantin blaß, verfallen, offenbar krank, tief zerrüttet. Aurelie gut und wohl-

meinend in Wesen und Blick, unschön jedoch, hager, dürr, reizlos, trotz ihrer Diamanten fern von jedem gefälligen Eindruck. Constantin fühlte den Eindruck und blickte nieder.

Nun erschien Hertha, Hertha, die von Constantin Aufgegebene! Seit zwei Jahren war sie wie umgewandelt. Die Frische war sie und das Leben selbst. Ihr Auge voll blitzenden Feuers, ihre Wange sanft geröthet, ihre Gestalt erst jetzt entwickelt wie nach lang unterdrücktem Wachsthum. Der Ernst von ehemals war gemildert. Leicht und gefällig gab sich ihre Bewegung unter den Menschen. Jeder drängte sich in ihre Nähe, suchte ihren Anblick, suchte ihr Gespräch zu gewinnen. Hertha war die Königin des Abends.

Und hätte sie es nicht sein wollen, Julie machte sie dazu. Julie hob sie dreimal über die eigene Schwester. Frauen verstehen es, zu erhöhen, Frauen verstehen es, Kronen zu verschenken, Sessel aufzustellen und Teppiche auszubreiten für die, die nach ihrer Meinung vor der Welt hoch thronen sollten. Die schlaue Veranstaltung merkt ihr Liebling gar nicht.

Wer war nun der Verschmähte? Constantin, der verdrießlich und abgespannt mit Aurelien in einer Zimmerecke saß, oder Hertha Wingolf, die allen Augen begehrens-, jedem Herzen liebenswerth erschien? Eberhard stand am folgenden Morgen an Hertha's Seite und plauderte mit Meta, die zu ihren Füßen spielte. An derselben Stelle, wo einst ein Vater vor dem Bilde seines ersten Weibes die Wahl eines zweiten vor der Tochter zu vertheidigen hatte, vernahm dieselbe Tochter das Bekenntniß der Liebe ebenfalls aus dem Munde eines Witwers! Bebend vor Wonne und Glück wollte sie reden. Sie konnte nicht. Sie ging an den Schrank, schloß diesen auf, nahm ein Kästchen heraus, öffnete es und gab Eberhard Constantin's Ring, den dieser einst für ihn von Agnes empfangen. Indem sie mit verhaltenem Athem erzählte, was sich einst in der einsamen Kammer ihres Herzens zugetragen, als sie mit diesem Ringe Eberhard's und eines edlen Mannes Lebensauffassung und die Pflichtenwelt kennen gelernt, sammelte sie sich. Eine Thräne entrollte dem Auge des Ueberraschten dem Andenken an Agnes, die dem Himmel eine tiefe Schuld mit dem Tode bezahlt hatte, ein Blick auf sein holdes Kind

gab ihm neuen Muth und der Bund der für einander bestimmt gewesenen Herzen war geschlossen.

Die Zeilen, die aus Hertha's Feder und Herzen an ihren Vater flossen, wird sich jedes fühlende Herz ebenso selbst denken können, wie Wingolf's Empfindungen, als er Hertha's Brief empfing und an jenen Abend zurück dachte, wo er einst vor vier Jahren im nächtlichen Dunkel zu seinem abtrünnigen Kinde geschlichen. An eine bloße Genugthuung aber, die ihm aus veränderter Absicht, verändertem Vorsatz wurde, dachte er nicht. Zu gut kannte er an sich selbst die Wandelungen durch die Zeit. Er schrieb seiner Tochter: „Die Zeiten und die Menschen, Alles geht im Ringe, nur daß dabei der ewig gleiche Kreislauf in sanfter Linie wie die Spirale emporsteigt und unser Hoffen mit ihm!"

Die Curstauben.

(1852.)

Erstes Kapitel.

Blumen und Blüthen aus dem Ghetto.

Lea, oder wie sie gewöhnlicher genannt wurde, Leontine Simonis, war eine reiche, liebenswürdige junge Jüdin. Klein nur von Gestalt, fesselte sie um so lebhafter durch die Zierlichkeit ihrer Formen und vorzugsweise durch die Anmuth ihrer lächelnden Gesichtszüge. Frisch von Farbe hoben sich die lieblich gerundeten Wangen. Die Nase war von seltenem Ebenmaß und wie beim Profil einer Griechin mit der kleinen gedankenvollen Stirn in eine Linie verbunden. Vom germanischen Stamm waren Leontinens Augen: blau, schwärmerisch, romantisch. Die Zähne untadelig und das Haar von einer Fülle, daß der schöne Schmuck, aufgelöst, die Kniee hätte erreichen können. Es gab in der Residenz Gestalten von einer beim ersten Anblick eindrucksvolleren Schönheit, Musterbilder des Wuchses und Ebenmaßes der Formen, wenige von Leontinens einschmeichelndem Zauber im Gesammteindruck.

Und sie hatte auch den Namen dafür. Die junge Männerwelt streifte am sogenannten Hohen Graben, dem Quartier der Bankiers, vor den Fenstern der „schönen Simonis", wie man sie nannte, mit allen Ausdrücken derjenigen Huldigung vorüber, die nur für ein junges Mädchen, das meist unter hohen tropischen Pflanzen am Fenster stickte oder las, im Aufblick gesunder oder in der Schärfung schwacher Augen durch vorwitzige Lorgnetten liegen kann.

Dies war Leontinens äußere Erscheinung. Nach ihrem

Innern war sie Schwärmerin. Sie übte zuvörderst nur melancholische Musik. In Liedern ohne Worte, in Reverieen und ähnlich benannten Tonstücken suchte sie die unbestimmte Sehnsucht ihrer Gefühle auszuhauchen. Auch die Poesie der Nationen sprach zu ihrem geistigen Ohr. Sie las Gedichte, als wären es Engelzungen. Ihr leibliches Ohr wurde indessen nur zu sehr, wie sie sagte, von den rauhen Tönen der Wirklichkeit belästigt. Ihr Vater, Nathan Simonis, besaß seines Stammes praktische Lebensauffassung. Man konnte von ihm sagen, er hätte des weisen Nathan Namen deshalb getragen, weil, wie der Derwisch sagt, eben seinem Volke der Reiche der Weise ist. Wenn Leontinens Mutter mehr Bildung besessen hätte, würde sie das Leben schon mehr nach dem Geist ihrer Tochter gefaßt haben. Der prächtige Name, den sie ihrem Kinde statt des ursprünglichen Lea zugestanden hatte, war eine Huldigung der guten Frau an die Welt des Schönen, ein Act der Anerkennung wenigstens für manche Sprachkenntnisse, die sich Madame Simonis aus ihrem Jugendunterricht gerettet hatte. Leontinens Brüder, Vettern, Oheime lebten nur unter materiellen Lebensbedingungen, unter Eisenbahnactien, Curszetteln, Bankausweisen; doch sorgte schon die Mutter dafür, daß sich diese Grundlagen ihres zum größten Vertrauen des Publikums behaupteten Namens nicht allzu breit ausdehnen durften. Man ließ sich immer zwischendurch auch auf geistige Fragen, Theater, Musik und die Lieder ohne Worte ein, doch leider mit einem zu kühlen Tone, der Leontinen durch die Seele schnitt. Sie nannte diesen Ton „die kalte Verständigkeit und ihres Volkes Erbtheil". Leontine Simonis w a r jene einsame Palme aus dem Morgenland ihres Lieblingsdichters Heinrich Heine, nur mit dem Unterschied, daß sie selbst bereits tief im Lande der Fichtenbäume wohnte und unter dem scharfen Luftzuge des Nordens oft, wie sie sagte, unbeschreiblich frieren mußte.

Wir könnten für den Abstich, in welchem Leontine Simonis gegen ihre Umgebung lebte, noch reichere und poetischere Citate geben, wenn wir die Sammlung von Gedichten aufschlügen, die in einer Nebengasse des Hohen Grabens, im Barfußgäßchen Nr. 3, zwei Treppen hoch, in Morgen- und

Abendstunden auf sie gemacht wurden. Ihr Sänger war ein junger Mann, der sie liebte. Er hieß von Haus aus Moses Sancho, doch auch er nannte sich Moritz. Moritz Sancho, wie der Name zeigt, alten portugiesischen Erinnerungen angehörend, war etwas über fünf Jahre älter als Leontine, die bereits zwanzig zählte. Es ist eine schöne Eigenthümlichkeit bei Leontinens Glaubensgenossen, daß sie die jungen Mädchen die Freiheit und die Poesie ihres väterlichen Hauses möglichst lange genießen lassen. So verträumen sie ein glückliches von Liebe gehegtes Dasein im Elternhause, bis sie einem inzwischen meistentheils durch kaufmännische Berechnungen vermittelten Lose anheimfallen. Leontine war eine gefeierte Schönheit; hundert christliche Bewerber würden sich schon längst und schon von ihrem sechzehnten Jahr an für sie gefunden haben; da sie aber unter den Ihrigen, oder wie Moritz Sancho, der Dichter, gesagt haben würde, innerhalb des Ghetto, verheirathet werden mußte, so zog sich die Entscheidung über die Bestimmung ihres Schicksals schon bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus.

Die geheimen Hindernisse, die es für diese Entscheidung innerhalb einer Sphäre, wo man gläubig nur über Eisenbahnen, zweifelnd über Poesie sprach, geben mochte und die sich wahrscheinlich auf einige tausend Gulden mehr oder weniger beim Heirathscontract zurückführen ließen, kennen wir nicht. Leontine ahnte etwas von den unheimlichen Kreisen, die sich manchmal um sie herzogen, bald näher kamen, bald sich entfernten und ihr immer ein tiefes Aufathmen der Freude verursachten, so oft wieder eine Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren, vorüber war. Aber glaube man ja nicht, daß Leontine, wenn sie von Freiheit sprach, Ideen hatte im Geiste Ludwig Feuerbach's und unserer materialistischen Philosophie! Sie kümmerte sich zwar mit einem Eifer, mit welchem Jüdinnen so oft junge Christinnen beschämen, um Alles, was auf dem Gedankengebiet neu und anregend war, das aber, was gerade Sie sich Freiheit nannte, das war Musik, Poesie, der milde Schimmer der Sternennächte, das Licht des Mondes, der Ruderschlag auf dem Gold jener italienischen Seen, zu denen sich ihre ganze Seele hingezogen fühlte. Die Freiheit, die sie

meinte, war die unendliche Sehnsucht nach Licht, Schönheit, ein namenloses Zerfließen in Idealen, die sie oft mit irdischen Namen kaum zu benennen wußte, nur geographische wußte sie dafür anzugeben. Für den endlichen Anblick des Comersees z. B. hätte sie alle Heirathspartieen aufgegeben, von denen um sie her zuweilen geflüstert wurde — ein Flüstern, das ihr stets den Eindruck machte, als wenn sie, sitzend in ihrem Zimmer unter den breiten Blättern eines riesigen Gummibaums, blätternd in Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz", vom drei oder vier Zimmer weit entfernten Comptoir ihres Vaters herüber das Ausschütten der Geldsäcke vernahm. Dieser Silberklang war an sich nicht unpoetisch, er war ihr auch keineswegs an sich verhaßt, er war nur etwas so außerordentlich Gewöhnliches. Er drückte ihr das Alltägliche aus. Geldeinnehmen und Geldgewinnen klang ihr so, als wenn sie jeden Morgen lachend beobachten mußte, wie die Mutter den täglichen Küchenzettel mit einer fast contemplativen Mystik erfand.

Leontinens geheimste Gedanken verriethen, daß auf jenem Nachen, der sie durch den Comersee ihrer Ideale trug, Moritz Sancho das Steuerruder führte. Moritz Sancho war Doctor der Philosophie. Von gleicher Schwärmerei wie Leontine Simonis hätte er in der That mit ihr ein Paar gegeben, an welchem Apollo, sowol in Rücksicht auf die Grazien wie die Musen Freude gehabt hätten. Hier hätten sich geistige und körperliche Vorzüge vereinigt. Auch Doctor Sancho besaß alle Merkmale des südlichen Ursprungs seiner Familie. Eine mittlere Figur, zart, schmächtig, behend, wie die Italiener uns bekannt sind und wie wir von Spaniern und Portugiesen die Vorstellung haben. Das braune Auge blitzend von Leidenschaft, öfter noch, infolge germanischer Einflüsse und Mischungen, sich in ein mildes Leuchten und träumerisches Umirren verlierend. Letzteres war sogar ihr gewöhnlicher Ausdruck und mußte etwas Anziehendes und Gewinnendes für Jeden haben. Sancho's Erscheinung war, was man interessant nennt. Selbstgefühl konnte nicht fehlen — werden doch ausdrücklich die Juden darauf erzogen, die Freude und der Stolz der Ihrigen zu sein — aber eine ausgesuchte Bildung hatte über

den Stolz des jungen Mannes auch die Formen der Grazie gelegt. Sancho's Selbstgefühl verletzte nicht. Diese Eigenschaft sollte ihm nur Schwung, nur vertrauenerweckende Haltung geben. Wenn der junge Doctor in einen Salon trat, mußte er die Herzen gewinnen. Sein blasses Antlitz, das glänzend schwarze Haar, der tief von innen kommende Blick aus den schwarz beschatteten Augen, all' jene Eigenthümlichkeiten nazarenischer Schönheit, von denen wir undankbaren Christen nur zu oft vergessen, daß sie die Vorbilder jener Gestalten sind, die wir auf Gemälden zu Gegenständen unserer Anbetung gemacht haben, waren reichlich in der Erscheinung dieses jungen Mannes vorhanden, der sich zu den Vorzügen seines südlichen Temperaments die Ergebnisse der germanischen Romantik zu eigen gemacht hatte. Wie sich Heinrich Heine — auch ihm sein Lieblingsdichter — vorzugsweise vom Judenthum dadurch zu befreien gesucht hat, daß er eine etwas zu weit getriebene und nur äußerliche Verehrung vor unserer romantischen Märchenwelt zur Schau stellte, so kann man sich auch beim Israeliten wol ein nach innen gehendes wirkliches Verschmelzen mit dem Charakter germanischer Poesie denken, ein gläubiges und im Gemüth ergriffenes Heimathsgefühl unter dem Bann der schönen Lorelei, unter dem Zauber der Nibelungen, sogar unter dem Einfluß der christlichen Baukunst und Malerei. Moritz Sancho gehörte ganz zu jenen germanischen Juden des Doctor Gabriel Rießer in Hamburg, der so viel für die Emancipation gethan. Er dichtete von Blumen, Sternen, Sonnen, Palmen, Mondscheinnächten vielleicht ohne Berechtigung eines Sitzes auf dem Parnaß, aber er ironisirte diese seine neue Heimath nicht, sank nicht, wie Heinrich Heine, von Lotosblumen und Feenträumen zu Schalet-Witzen herab. Wir wollen keine Kritik über die Poesieen Doctor Sancho's schreiben. Jeder Vers, der einem Mädchen huldigt, das man in Wahrheit liebt, steht an und für sich den Gedichten Petrarca's nahe, und Leontine belohnte ihren Sänger freundlicher als jenen seine kalte Laura.

Wie sich die Herzen dieser beiden Liebenden gefunden hatten, ist schwer zu sagen. Das Barfußgäßchen ist nur in seinen auf den Hohen Graben mündenden ersten Häusern so

gelegen, daß Leontine allenfalls die glühenden Blicke des Doctors am Versengtwerden ihrer Lectüre unter den Blumen hätte bemerken können. Aber die Hausnummer „drei“ giebt mit dem Hause ihres Vaters einen stumpfen Winkel. Auch das Ausschütten der Geldsäcke im Parterre-Comptoir hatte den Doctor nicht begeistert. Er war arm, sehr arm — sein Vater hatte sich in einer großen Hansastadt vom einfachen, auf einer Karre handelnden Büchertrödler mühevoll und mehr aus Liebe zu seinem gabenreichen Sohn, als aus eigenem Triebe nach Vervornehmung seines Daseins, zum Besitzer einer „antiquarischen Buchhandlnng“ emporgeschwungen — aber materielle Berechnungen lagen ihm fern. Moritz Sancho hatte Philosophie studirt und zwar auf das Schöne und Wahre im Allgemeinen hin, zugleich freilich in Hoffnung, die deutsche Nation würde sich binnen Kurzem zu einem möglichst idealen und freien Leben entwickeln und wenigstens von den Professoren der Aesthetik, die man bei Universitäten anstellt, keinen Taufschein mehr verlangen. Er hatte auch den andern Glauben an einen kommenden gewissen idealen Umschwung seiner eigenen Glaubensgenossen — manche sprachen allerdings in diesem Betracht von Köhlerglauben — waren aber nicht genug große Geister der Wissenschaften und Künste aus dem Kreise, den er den Ghetto nannte, hervorgegangen? Konnte es durch Vorgänge, die schon statthatten, nicht sanctionirt werden, daß der schöne, liebenswürdige, geistreiche, mit der Zeit auch berühmte Doctor der Philosophie Moritz Sancho die schöne Leontine Simonis, den Augapfel ihrer Eltern, wirklich heimführte?

Auf diesen Glauben hin dichtete und liebte wenigstens der Eine und duldete seine Anbetung die Andere. Der junge Doctor war ungeachtet seines Vaters, der daheim mit den gangbarsten alten Schulbüchern handelte, in die vornehmere Gesellschaft seines Glaubens eingeführt und außerordentlich gern gesehen, namentlich von Madame Simonis, protegirt sogar vom Vater und von den Brüdern Leontinens. Alles hatte ihn gern; wenigstens berichteten ihm die Brüder Leontinens liebevoll, wenn irgendwo über ihn eine ungünstige Recension zu lesen war. Der Doctor war nicht nur äußerlich

dem Hause willkommen und eine gern gesehene Folie des Werthes, den sich jedes Mitglied desselben selbst zuschreiben durfte, sondern Leontine liebte ihn auch. Sie erwiderte auf Bällen beim Tanz seinen Händedruck, sie verrieth ihm die Thränen der Freude nicht, die ihr in das dunkelblaue Auge traten, wenn der Freund ein Gedicht in ihr Stickereikörbchen schob; sie duldete, daß er im raschen Benutzen einer günstigen Gelegenheit ihre Hand küßte, diese schöne Hand, die sogar zuweilen selbst einen Vers versuchte, Phantasieen in ihr Tagebuch schrieb und ihren Freund das, was auch sie von den Sternen, den Mondnächten und den Gondelfahrten auf dem Comersee träumte, lesen ließ.

So verflossen einige Jahre des zartesten Seelenaustausches, und Moritz Sancho hatte ein Recht zu hoffen, diese Verbindung würde ihm die Muße schaffen, einst der deutschen Nation unsterbliche, gereifte, gründlich gefeilte Werke anbieten zu können, ein Recht zu hoffen, er würde die Summe alles Dichterglücks gewinnen, seine Muse dicht nebenan in seinen Zimmern in seinem angetrauten Weibe selbst zu besitzen und zugleich, wie er es seinem alten Vater in dessen Sprache ausdrückte, eine glänzende Parthie zu machen.

Ein heißer Sommer führte fast die ganze Familie des Herrn Simonis in ein Bad. Vom Bade aus machte man noch eine Rheinreise. Als Leontine mit ihren Eltern zurückkehrte, hatte Moritz gerade die Absicht, seinen alten Vater zu besuchen. So gab es eine Trennung von länger als einem Vierteljahre. Von einem Briefwechsel konnte keine Rede sein. Leontine hätte kaum gewagt, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho auf postalischem Wege zugekommen wäre. Alles das verstand sich von selbst. Sancho täuschte sich keineswegs über die Schwierigkeiten seines Vorhabens. Er wußte, daß ihm sein Herz eine fast unerreichbare Aufgabe gestellt hatte und daß ihm allein durch ein langes Dulden und langes Werben, wie dem Jakob um seine Rahel, möglich werden würde, den einzigen Gedanken, der ihn nächst seinem Ruhme erfüllte, zur Reife zu bringen. Dieser Ruhm, die Sehnsucht sogar, seinem alten Vater einst noch Werke von sich zu zeigen, die nicht bereits im zweiten Jahre ihres Erscheinens

zu herabgesetzten Preisen verkauft wurden, trat sogar vorläufig gegen seine Liebe in den Hintergrund.

Wie gewaltig und furchtbar mußte es ihn daher zu Boden schmettern, als er eines schönen Herbstmorgens in die große Residenz zurückkehrte und die Nachricht empfing, Leontine Simonis wäre die verlobte Braut eines fremden Mannes geworden, der um sie angehalten und sie nach den im Ghetto üblichen, formell-finanziellen Weitläufigkeiten als ihm baldigst zu vermählende Gattin gewonnen hätte! Er war in Verzweiflung. Sein Lebensfrühling war wie von einem Sturme geknickt. Das Gerücht war kein Gerücht; er sah die Verlobungskarte, sah dies verhängnißvolle glänzende kleine Blatt, das inzwischen auch ihm geschickt worden war. Leontine verlobt! Mit einem fremden reichen Manne! Wahrheit, Wahrheit war's! Er schloß sich in sein Zimmer ein und — weinte.

An Sammlung, Fassung war nicht zu denken. Er ging nicht aus, schon vor Furcht, man möchte ihm begegnen, möchte mit ihm von dieser Verbindung sprechen und seiner getäuschten Hoffnungen mit jener zweideutigen Theilnahme, die ihre Schadenfreude wenig verbergen kann, gedenken; er ging nicht aus, weil er vollständig krank wurde. Einen Anblick bot er, der Mitleid erregte. Er aß und trank nicht. Er saß starr und stützte nur das Haupt auf. Sein Bart wuchs, wie nach den Vorschriften der Trauer, die seinem Volke geboten sind. Das Feuer seiner Augen erlosch. Er saß stumm und stumpf. Seine Besinnung war nur Wehmuth, die ihn vollends ohnmächtig zu jedem Entschlusse machte. Es rührte ihn Alles und der Gedanke an ihn selbst am meisten. Seine neuesten Gedichte, die in so schönem Goldschnitt neben ihm sauber abgeschrieben und zur Veröffentlichung bereit lagen, blickten ihn wie bittend, auch ihrerseits vollständig hülflos, nicht einmal mitleidig und tröstend an. Bedurften denn nicht auch sie erst des Fortkommens in dieser kalten Welt, bis sie, ihrerseits anerkannt, auch Anderen Trost spenden konnten? Alles stand so still, so geisterhaft um ihn her. Nur diese Verlobungskarte war das einzige, das redete. Sie schwatzte denn aber auch und lachte oder, wie sein Ideal Heinrich Heine gesagt haben würde, „kicherte" schadenfroh genug.

Wie in Dämmerung gehüllt saß Sancho einen Tag und noch den zweiten halb. Die Sonne schien nicht und doch ließ er alle Vorhänge nieder, nur um nichts zu sehen, als seinen Schmerz, der noch kein Goethe'scher, die Poesie befruchtender Schmerz war. Er stöhnte nur unartikulirte Laute. Vom Sopha warf er sich bald auf seine drei alten gepolsterten Stühle mit Kattunüberzügen, bald auf sein hartes Bett, bald wieder auf das noch härtere Sopha. Immer trieb ihn der Schmerz wieder auf. Seine Nachbarn mußten seine Seufzer hören, sie glichen dem Schnarchen eines Schlafenden. Was er fühlte, das war der bekannte furchtbare Druck, den der Mensch, wenn er Unglück hat, auf dem Sonnengeflecht dicht in der Gegend des Magens fühlt, derselbe Druck, der uns das Leben in jener Schalheit und Unersprießlichkeit empfinden läßt, die Hamlet fühlte, als er sich tödten wollte und wiederum, um ganz vergessen zu können, doch auch den Tod für keinen ausreichenden Ausweg erklärte; jener Druck, der uns in solchen Fällen physisch nur dann nicht zerstört, wenn wir damit eine entsprechende Diät und den Genuß nur von etwas Suppe verbinden.

„Na, was haben Sie denn, Doctor?“ fragte seine Wirthin und pflegte ihn mit heißem Thee und zuthunlichster Liebe und erfuhr seinen ganzen Schmerz.

So freundliche Frauenworte und Frauenhülfe lindern schon gar sehr.

Am zweiten Tage Abends mußte er sich sagen: Es giebt im Menschengemüth wunderbare Heilquellen! Sie fließen ach! so geheimnißvoll, so unbekannt und so räthselhaft! Eigentlich wissen wir nicht, wo sie herkommen, wissen nicht, wo den furchtbaren Druck des Kummers plötzlich von unten her irgend ein treu Geheimes so hemmt, so emporhebt! Man vergeht noch eben im Schmerz vor Durst und plötzlich sickert ein Trost herauf wie in der Wüste! Es wird uns warm an irgend einer Stelle, vielleicht im Auge, oder es klingt ein Rauschen am Ohr, vielleicht ein Heimathsgefühl, vielleicht eine Jugenderinnerung! Gewiß, gewiß ist es Heimath und Jugend, die dann wie plötzlich lebendig bei unserm Schmerz anpochen; wir wachen auf und sehen Eltern und Geschwister, denen wir

trotz aller Verachtung der Welt die alten geblieben sind. Wir fühlen, daß es selbst von schattenhaften Todten wie eine belebende Wärme uns entgegenströmen kann! Die Heilkraft der Natur ist ein Geschenk des Himmels, wofür wir knieend zu danken haben! Sie bewahrt uns vor Verzweiflung, sie reicht uns in düsterster Finsterniß die warme treue Hand des unsichtbaren Führers, der uns schon so manches Jahr gehalten hat! Diese Hand läßt uns sogar von unserm Kummer reifer erstehen, als wir uns mit tausend geistigen Schmerzen niederlegten. Dann ergreift ein Vater die Feder und schreibt seinen Kindern, oder eine Mutter nimmt ein Briefblatt und schreibt einer Freundin, und hier ergriff ein Sohn die Feder und schrieb an seinen alten Vater Levi Ezechiel Sancho, Bücherhändler einst auf der Karre, jetzt in einem Laden nicht weit von der lateinischen Schule der alten Hansastadt, einen Brief mit der schlichten Anrede: „Lieber Vater!" und mit der schlichten Unterschrift: „Dein treuer Moses", und die einfachste Sprache, deren Inhalt zwar dem Vater großen Kummer bereiten mußte, wurde doch zur Stärkung für den Sohn. Und als er hierauf Licht angezündet und das Siegelwachs erwärmt und die Adresse auf den zusammengelegten Brief geschrieben hatte und damit noch spät Abends zur Post ging, wurde es Sancho leichter zu Muth. Es half ja eben nichts! In vier Wochen gab es keine Leontine Simonis mehr, sondern nur noch eine Leontine Herz.

Leontine hatte ihren Eltern die größte Freude bereitet. Einmal, daß sie sich nach einigem Weigern in Pyrmont überraschend schnell zu dieser Parthie entschloß, sodann, daß sie bei den Heirathspacten es durchsetzte, daß ihr Gemahl unter allen Umständen in die Residenz ziehen mußte. Der Schwiegersohn, Michael Herz, hatte früher in einer andern Residenz unsers residenzreichen Vaterlandes gewohnt und war daselbst der Sohn eines Hoffinanzagenten und ein außerordentlich geschliffener, weit schon in der Welt herumgekommener Geschäftsmann. Er hatte — doch es wird nothwendig sein, diesem Gemahl Leontinens mindestens dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken, wie wir sie dem Doctor Moritz Sancho schenkten, der sich durch das Studium der Künste und Wissenschaften

einstweilen für seinen Verlust zu trösten suchen wird. Was er erlebt hatte, gehörte ja eben zu jenen „alten Geschichten" seines Freundes Heine, die sich täglich ereignen und nur dem verständlich sind, dem sie „just passiren".

Zweites Kapitel.

Michael Herz.

Michael Herz konnte man beim ersten Anblick für dasjenige halten, was man mit den triftigsten Gründen eine „gemeine Geldseele" nennt. Sein Aeußeres deutete auf höchst „schäbige" Grundsätze. Er war klein, nicht gerade häßlich, aber auch nicht im mindesten anziehend, auf alle Fälle für die Rolle eines Schiffers auf dem Comersee der Ideale in jeder Beziehung ungeeignet. Er hatte stechende Augen, eine große Stirn, die an den Schläfen schon graue, auf dem Scheitel gar keine Haare mehr zeigte. Er trug einen großen modernen Bart, den er nur im ersten Jahr seiner Ehe mit einiger Sorgfalt pflegte und färbte, später vernachlässigte er ihn und ließ ihn getrost in Melange spielen; nur zuweilen, wenn die Schwiegereltern ein Diner gaben oder das junge Paar irgendwo standesgemäß ausgebeten war, machte er ihn noch zum Gegenstand philokomischer Studien. Seine Gesichtszüge waren mager, stark mit Furchen durchzogen. Sein Gang, wenn er mit der Cigarre auf sein in einem entlegenen Theil der Stadt befindliches Comptoir wanderte — er hatte sich neben dem sich von selbst verstehenden Börsenspiel eine kleine industrielle Speculation fast mehr zur Unterhaltung als aus Bedürfniß zugelegt — war von den Grazien verlassen und zeichnete sich nur durch eine Art nonchalanter Sicherheit aus.

Sicherheit war überhaupt der Charakter seines ganzen Wesens. Er war so sicher in sich selbst, daß er sogar Witz und Scharfsinn geltend machen konnte. Mannigfach hatte er schon die Welt kennen lernen und Vieles beobachtet. Michael

Herz trieb Nationalökonomie, höhern Mercantilismus, Freihandel, Politik und zeigte innerhalb dieser Sphäre sogar die ihm sonst fehlende Leidenschaft. Endlich würde man ihm durchaus himmelschreiendes Unrecht anthun, wenn man ihn etwa einen Verächter des Schönen genannt hätte. In den Wissenschaften hatte er solide Grundlagen gelegt. In Morgenstunden las er vielerlei und oft bis spät in die Nacht. Am liebsten Englisch und Französisch. Der Geschmack seiner alten und neuen Freunde war nicht immer der seinige. Anfangs lächelte er über die Schwärmerei seiner verlobten Braut, aber auch über die scherzhaften Einfälle der Oberflächlichkeit, die dem Witz eben auch Alles opfern wollte. Er ließ sich die Späße munden, die auf der Börse am glücklichsten zufällig, minder glücklich privilegirt gemacht werden; mit banalen Phrasen war bei ihm keineswegs Alles abgethan. Michael Herz forschte den Quellen nach. Vieles auf der Börse Bespöttelte erfüllte ihn mit Achtung, wenn er auch scheinbar die Abneigung dagegen theilte, die dem Geschäftsmann zukommen soll.

Wir fürchten zu weitläufig zu werden, wenn wir fortfahren wollten, diese Eigenthümlichkeiten weiter zu zergliedern. Nur noch die eine Eigenschaft wollen wir erwähnen, daß Herz in den ersten gröbern Umrissen seiner Toilette genau war, den Luxus der weißen Wäsche und die, wie man sagen könnte, Pedanterie der Reinlichkeit bis zum Exceß trieb und nur im übrigen elegantern Theil der Toilette, in Westen, Halsbinden, Shlips, Röcken und Paletots den Cyniker spielte. Ein Paar schwarze doppelnähtige Handschuhe trug er oft mehrere Monate. Und schon vor seiner Ehe pflegte er zu sagen: „Ich war einige Jahre in Paris und London Elegant und habe zu dem Ende die unsinnigsten Depensen gemacht. Ich putzte mich heraus, als hätte es keine Antikensammlung im Louvre gegeben, keinen Antinous. Ich bildete mir ein, mit neuen Cravatten, seidenen Westen, Shlipsen, Burnussen, Abdelkaders und troddelbehängten Paletots unwiderstehlich zu sein, und merkte nicht, daß jede Grisette über mich lachte. Meine pygmäische Figur, mein confiscirtes Gesicht, meine Policinell-Manieren, nichts von Alledem ließ sich durch die Rechnungen

der ersten Schneider und Modehändler verbessern. Für jährlich dreitausend Francs glaubt' ich ein Adonis zu sein und war ohne Zweifel nur ein unfreiwilliger Komiker. Seitdem habe ich diese Methode, Interesse zu erregen, aufgegeben. Ja, ich fing an, gerade da erst Eindruck zu machen, als ich jeden Rock so lange trug, bis sich eine hellere Schattirung an den Ellenbogenspitzen einstellte. Meine Ehe fange ich wahrscheinlich auch einst mit dem System der Adonisirung an. Komme ich aber zu meiner Frau zum Kaffee, in einem Schlafrock von blauem Sammet, mit gelben Schnüren und hängenden Troddeln, komme ich mit einem türkischen Fes von rother Seide mit silbernen Fransen, und erlebe nicht, daß sie augenblicklich in Ohnmacht fällt, so will ich mich anheischig machen, zeitlebens im Hause den Hanswurst zu spielen. Aber nein, meine Lieblingstoilette, grau in grau, wird mich ihr vorläufig im Comptoir bedeutender erscheinen lassen. Auch werden gute Cigarren meinen Eindruck zu unterstützen genügen, und eines Tages wird sie mich lieben, sogar wenn man mich eine lebendige Mumie nennt und mich für unwürdig erklärt des Besitzes einer jungen blühenden Frau, die eine Haut wie Pfirsiche hat."

Sollte sich Leontine Simonis in die Natur eines solchen Gemahls haben finden können? Sind hier keine Kämpfe vorgekommen? Ging die Verständigung in gemüthlicher Gewöhnung von statten? Lassen wir die Thatsachen sprechen. Schon in Pyrmont verrieth Leontine, wie wenig Michael Herz der Mann ihres Herzens war. Der scharfblickende, schon lange in die dreißiger Jahre eingerückte Mann bemerkte eine ihm, wenn auch nicht bis zur Verweigerung der Hand, doch bis zu einer gewissen sogleich vernehmbaren Dissonanz ungünstige Stimmung. In Pyrmont und später in der Residenz, wo das Elternpaar Leontinens wohnte, hatte er einige Sorgfalt auf sich verwendet; sein Schicksal war aber eben das, geringfügig zu erscheinen, wenn er es Andern an Sorgfalt und Geschmack nachthun wollte. Sich so zu geben, wie es sein zweites Pariser System war, konnte er noch der Eltern und der Neuheit wegen nicht wagen. Besaß er doch auch Ehrgeiz. Nicht den Ehrgeiz, sich schwärmerisch geliebt sehen zu wollen;

er besaß den Ehrgeiz, seiner Gattin nicht zu gestatten, daß sie sich ihm gegenüber als etwas Apartes gab, daß sie eine Welt für sich beanspruchte, ein Dasein für sich oder wenigstens eine Lebensauffassung bedeutenderer Art, in welche er wie in ein Heiligthum nicht eintreten durfte. Da phantasirte Leontine am Flügel in schwärmerischen Accorden! Sprach von Büchern, die er allerdings nie gelesen, auch nicht lesen mochte, so schön sie in Goldschnitt eingebunden auf den Tischdecken der Zimmer lagen! Aber Ihm ein „Deine Welt ist das Comptoir!"? Leontine sprach Französisch und Englisch lange nicht mit jener Gewandtheit, die ihm wünschenswerth erschien, um so mehr, da er Pläne hegte, vielleicht in Zukunft im Ausland zu wohnen und Geschäfte an Handelsplätzen zu machen, wo man die Chancen in erster Hand hat. Ihr ganzes Wesen war ihm zu zerflossen und sentimental. Und was bei Allzugefühlvollen immer der geheime Schaden ist, es entging seinem Scharfsinn nicht, daß dieser Schwärmerei eine große, ihm gefährliche Einbildung von sich selbst zum Grunde lag. Michael Herz erfuhr dann auch von dem Verhältniß zu Doctor Moritz Sancho.

Freilich hatte man ihm nicht sagen können, daß zwischen diesem jungen Gelehrten und seiner Verlobten ein Band gegenseitiger Verpflichtung bestand, aber die Art, wie die Eltern diesen Namen aus den Listen der Einladungen strichen, die satyrischen Anmerkungen, womit Leontinens Brüder den dichterischen Genius des schönen und, wie er bemerkte, in der Gesellschaft bevorzugten jungen Mannes zur Erwähnung brachten, öffneten ihm die Augen. Unverkennbar wurde ihm, daß ihm Leontine auf diesem Wege geistiger Untreue, den sie schon einschlug, eine Zukunft bereiten würde, die ihn auf die Stufe der geduldeten Ehemänner stellte. Ehrgeiz kämpfte dagegen bei ihm eben so sehr an, als wirkliche Liebe. Er hatte an seinem Weibe Gefallen. Er liebte Leontinen. Denn gerade die Verschiedenartigkeit ihres Wesens von dem seinigen hatte ihn angezogen. Mußte er freilich nach seinem System ihre Entzückungen über den gestirnten Himmel und die Mondscheinnächte auf dem Comersee thöricht finden, so haben doch zu allen Zeiten, selbst auf die Verständigsten solche poetische Manifestationen verlockend und anziehend gewirkt. Er

beherrschte sich; er verrieth nicht, was er fühlte. Die tiefe geistige Ablehnung, die in „Madame Michael Herz" für ihn lebte, that ihm wehe. Er sann hin und her, wie er es durchsetzen sollte, daß sich Leontinens Seele in ihm zurechtfände, auch ihn und sein Lebensprincip gelten ließe und sich von ihrem, für sich nannte er es so, dummen, geistigen und gefühligen Vornehmerseinwollen trennte. Er zweifelte nicht, daß die äußere Treue seines Weibes unverletzt blieb; aber das hinderte nicht, daß er sich unglücklich fühlte und nicht vor seinen Verwandten daheim mit derjenigen Miene bestand, die sie an ihm zu sehen wünschten.

Die Hochzeitreise hatte das Gute gehabt, daß wenigstens Leontine etwas Achtung vor ihres Mannes praktischer Umsicht gewann. Sie erkannte sehr bald, daß ein so sicheres und durchaus nicht vorlautes oder eine zartere Natur in Verlegenheit bringendes Auftreten in Gasthöfen und auf Eisenbahnen, wie Michael Herz es eigen war, nur die Folge der Lebenserfahrung und Weltroutine sein konnte, und zuweilen gewann es ihr eine Art Bewunderung ab, wie sicher und plangemäß diese Reise nach der Schweiz und den schönsten Theilen des deutschen Oesterreich angeordnet war im Vergleich zu dem Geschrei und dem Durcheinander, wenn sie mit ihren Eltern reiste. Auf einer so kurzen Fahrt wie nach Pyrmont war sie jährlich gewohnt gewesen, daß die Familie Simonis drei Rückenkissen und eben so viel Handtaschen da und dort hatte liegen lassen, mitten im Fluge des Dampfwagens von Anhalten sprach, nach allen Conducteuren rief und sich nicht selten entschließen mußte, um gestickte Sacktücher und lederne Luftkissen telegraphische Depeschen hin- und herspielen zu lassen. Diese bodenlose Unsicherheit, diese mitten im schönsten Genusse bei ihren elterlichen Reisen vorkommenden Aufschreie und Schrecken aller Art fielen bei Michael Herz weg. Das junge Ehepaar reiste allein, nur in Begleitung einer einzigen Dienerin und Alles ging vortrefflich. Michael rauchte seine Cigarren, fand, was man besichtigte, mehr oder minder merkwürdig und verbreitete ein so behagliches Gefühl der Sicherheit, daß sie ihm im Stillen das Zugeständniß wenigstens eines praktischen Mannes, mit dem sich leben ließ, nicht verweigern konnte.

Nach Hause zurückgekehrt, stellte sich freilich das Gewonnene bald in Frage. Den Schwiegereltern machte der Gatte nicht Effect genug, und als endlich ein Sohn geboren war und es nun erst recht den Anschein hatte, als wenn Leontine mit jetzt noch gesteigerter Gleichgültigkeit für ihn und sein Bedürfen nach Gemüthlichkeit sich wieder alleinstellen und die Nahrung ihres geistigen Seins aus tausend anderen Hülfsquellen, und wol gar aus Bekanntschaften mit Männern im Geschmack Moritz Sancho's, nur nicht aus ihm suchen würde, da nahm er sich vor, dieser Gefahr der Unterordnung ein- für allemal zu begegnen.

Wie begegnet nun ein Mann der möglichen Untreue seiner Frau? Es ist eine Aufgabe für die Psychologie.

Ein ernstes oder wol gar gemüthliches Wort mit Leontinen, eine Bitte um Verständigung, die Betheuerung seiner Liebe — ach! das schien ihm höchst gefährlich, war auch seinem Charakter widersprechend und würde nichts gefruchtet, das Uebel nur ärger gemacht haben. Denn, sagte er sich, wie selten überlegen die Männer, daß sie mit Allem, was sie sozusagen um Gottes willen von ihren Frauen verlangen, Fiasco machen! Die Lehre vom Hebel sagt uns schon, daß wir die Mittel, Wirkungen hervorzubringen, nicht an der Stelle suchen müssen, wo die Wirkungen selbst stattfinden sollen. Die Liebe und die ganze Hingebung einer Frau muß an einer andern Stelle hervorgebracht werden, als auf dem Boden, wo man sich ihr allenfalls zu Füßen wirft! Er sann, was beginnen. Und es war Zeit. Die Zerstreuungssucht seiner Gattin war im besten Zuge. Das Zerfließen, Schwärmen, Musiciren, Lesen nahm kein Ende. Alles hatte den Anstrich einer geistreichen Vornehmheit und exclusiven Nichtachtung seiner kleinen Person angenommen; er mochte nicht spotten, reizen, opponiren, z. B. in der Zukunftsmusikfrage, wo sich seine Gattin wie eine Närrin gebehrdete, aber ein Ende nehmen mußte dieser Zustand doch. Er durfte sich wahrhaftig sagen, daß sein Wesen der Mühe schon werth war, erforscht und zur Richtschnur des Hauses genommen zu werden. Er wollte Vertraulichkeit, Herzlichkeit, Hingebung desselben Gemüthes, daß sich für Alles in der Welt erwärmen konnte, nur nicht für ihn.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, verfiel er auf ein in dieser Art gewiß selten mit Bewußtsein ausgeführtes, wenn auch wol schon vorgekommenes Mittel. Er impfte seiner Gattin eine andere Leidenschaft ein.

Michael Herz sagte sich: Es muß etwas in Leontinens Seele einziehen, was Kraft genug besitzt, die bösen Geister der Eitelkeit, des geistigen Hochmuths und der Gefühlsschwelgerei zu bannen! „Vernunft"! Ein schönes Wort! Unmittelbar läßt sie sich Keinem einreden. Zank und Lärm sind verdrießlich; die Nachbarn haben den meisten Vortheil davon. Eine Vorspiegelung, daß wir uns einzuschränken hätten, könnte meinem Credit schaden. Ueberhaupt wird Alles vergebens sein, was etwa aussieht wie die Nothwendigkeit: Leontine sollte in sich eine Tugend ausbilden, ein System ändern. Gott, was sind „Tugenden"! Meist nur die Resultate glücklich zusammentreffender Umstände. Das Beste ist, was uns angeboren wurde. Wo das Angeborene nicht gut ist, da muß man sich eingestehen: auf die Tugend hin erziehen kann man gar nicht! Nur den Unarten kann man begegnen oder den Unarten eine bessere Wendung geben. Und wie begegnet man den Unarten? Ich denke — so wie man Krankheiten bekämpft. Die Arzneikunde giebt Aufschlüsse darüber. Um den Verheerungen ansteckender Krankheiten zu begegnen, impft man dazu die Neigung ein. Man giebt Gift, um Gift auszutreiben. Das Gift würde einen gesunden Zustand zerstören, aber einen kranken heilt es. Das Gift und die Krankheit kommen in Conflict und über dem Kampf beider Gegensätze gewinnt die Heilkraft der Natur hinlänglich Oberhand, um sich zwischen beide Mächte werfen und ihrem Streit durch die wiedererwachte Gesundheit ein Ende machen zu können!

Also philosophirte Herz. Und darauf hin impfte er seiner Gattin etwas nicht besonders Schlimmes, aber auch nicht besonders Gutes ein, nämlich — den Geiz.

Er hatte bemerkt, daß seine Frau nicht das mindeste Talent zur Wirthschaftlichkeit besaß. Man hatte ihr den Bestand eines Hauswesens so bequem als möglich eingerichtet. Es war ihr in ihrem Hauswesen eine Maschine übergeben worden, die, einmal angestoßen und durch das aufgeschüttete

Wochengeld in Bewegung gesetzt, seit geraumer Zeit wie von selbst ging. Und doch war ihm an Leontinen aufgefallen, daß sie einen gewissen Charakterzug nicht gerade des Neides oder der Mißgunst, doch etwas dem Aehnliches an sich entdecken ließ. Und richtiger ausgedrückt war diese Eigenschaft vielleicht nur eine angeborene Gerechtigkeitsliebe. Sie hatte Sinn für das Maß, das Billige, Gerechte. Diese Anlage brachte ihr Schönheitssinn mit sich. Schon bei den Eltern polterte sie oft in's Wirthschaftliche hinein, und später fiel es Michael auf, daß Leontine, wenn es bei ihnen Gesellschaft gegeben hatte, die Speisen, die man abtrug, er hätte sagen mögen, listig überwachte und von bessern Gerichten nur geringe Antheile oder nichts an die Dienstboten gab. Ihm selbst, der einen angeborenen großmüthigen Sinn hatte, waren bei erster Beobachtung diese kleinen Charakterzüge unangenehm. Er schalt darüber oder verlachte Leontinen. Bei ernsterer Ueberlegung entdeckte er, daß hier einem Fehler scheinbarer Mißgunst ein guter Trieb zum Grunde lag, der in Leontinens Erziehung nicht ausgebildet worden war. Das junge Mädchen hatte Notentakte, nicht Geld zählen lernen, und doch hatte sie einen hohen Begriff vom Gelde. Kam sie in die Lage, als Kind schon, einen Gegenstand nach seinem Geldwerth anzuschlagen, so taxirte sie ihn sicher geringer, als er werth war, und erschrak über die hohe Summe, wenn man die rechte nannte. Ihren Brüdern hielt sie fortwährend deren Verschwendung vor. Unter dem Zorn derselben mußte sie leiden, wenn sie sich in die Streitigkeiten mischte, die oft genug unter ihnen über den Bedarf an Geldmitteln ausbrachen.

Michael Herz begann sein System. Die sich nach ihrem ersten Kinde erst recht zur Schönheitsfülle entfaltende Frau gab Gesellschaften und liebte es, deren zu geben. Sie scherzte und lachte gern. Man hatte einen Kreis von bekannten Namen um sich versammelt, und Jeden, von welchem man nur einmal eine Auszeichnung empfangen, lud man zweimal wieder ein. Leontine war bei solchen Gelegenheiten die Frau von Geist, Poesie, Gemüth, Seele, die große Pianoforteschlägerin, die anonyme Dichterin, während Michael Herz nur

die Honneurs des Aeußerlichen machte. Sie war so in einen Strudel gerathen, daß nur die Anmeldung fehlte: Herr Doctor Moritz Sancho wünscht seine Aufwartung zu machen! sie wäre aufgesprungen, in ihr Cabinet gerannt, hätte ihr klopfendes Herz mit der Linken gehalten, mit der Rechten kokett an ihrer Haube die langen rothseidenen Bänder geordnet und ihn lächelnd empfangen.

Im Theater, in Concerten hatte sie auch Sancho in der That schon oft mit Augen beobachtet, die wieder die ganze Gluth seiner alten Liebe aussprachen. Er grüßte nicht — denn einem tiefen Groll seines Gemüthes, der übrigens verflogen war, mußte er zum mindesten nicht den äußeren Anschein entziehen; aber die kleine unscheinbare Gestalt Michael Herzens mit ihrer nachlässigen Haltung neben der reizenden jungen Frau hätte ihn an sich nicht gehindert, seine Gefühle deutlicher kund zu geben. Es war nur ein inneres Zagen, die Scheu vor Leontinens Glanz und Reichthum, die ihn von dem wieder mächtig auftauchenden Ideal seiner Träume entfernt hielt. In diese Zeit fielen Michael Herzens seelenkünstlerische Experimente. Sie gelangen mit überraschendem Erfolg. Sonst hatte er Fülle und Reichlichkeit befördert, hatte geschmollt, wenn die Reste eines Balls oder Diners zu rasch verschlossen oder kleinlich und ängstlich gehütet wurden; jetzt fing er an, seine Gattin darin gewähren zu lassen. Damit nicht genug, er brachte eine ökonomische Frage nach der andern auf's Tapet. Auf die harmloseste Art warf er kleine Alternativen von Mehr- oder Minderausgaben hin, ließ Aussichten über Gewinne oder Verluste fallen und schilderte wie zufällig die Vortheile, die sich ihm im Geschäft wie von ungefähr gemacht hätten. Es hätte ihn beinahe erschrecken sollen, wie sehr diese geheime, in Leontinens Seele gelegte Mine Fortschritte machte. Explosion der in ihr aufgehäuften geheimen Stoffe folgte auf Explosion.

Zum Glück war Michael Herz von aller Kleinlichkeit selbst so weit entfernt, daß er mit der Zeit der immer mehr sich steigernden Entwickelung seiner Gattin zum Geiz steuern mußte. Er sagte sich: Wollt' ich doch nur das Uebermaß der Sentimentalität aus dem Herzen saugen, ganz austrocknen

wollt' ich's ja nicht! Er hütete sich, wie in tausend Fällen geschieht, mit seinem Weib in einem gleichen Triebe der Mißgunst und des Geizes zusammenzuschrumpfen. Oder wer hätte nicht schon junge Eheleute bemerkt, die noch eben, kaum verheirathet, lieblich und poetisch erschienen und nach wenig Jahren durch allerlei kleinliche Neigungen, wie sie das Zusammenleben herbeiführt, etwas Peinliches, Lauerndes, Pedantisches, Gemessenes, Unpoetisches bekommen? Herz begnügte sich mit der überraschenden Vertraulichkeit, die sich plötzlich wenigstens in Einem Punkte zwischen ihm und seiner Frau herausstellte. Immer hatte Letztere jetzt kleine Pläne, etwas im Geheimen zu betuscheln, bald gegen diese, bald gegen jene Tradition der Küche oder der Wäsche oder des übrigen Hausverbrauchs Protest einzulegen und Aehnliches, wofür sie dann einer Anlehnung, eines Mitverschworenen, eines geheimen Verbündeten bedurfte. Mit klugstem Takt geschah es, daß Michael den Reiz des Geheimnisses, der ihn plötzlich mit seiner Gattin verband, nicht mißbrauchte. Und eine Gefahr trat ein. Konnten nicht für immer — die Grazien verloren gehen?

In die gewaltige Gährung, in welche Leontine durch die Seelenkünste ihres Mannes versetzt wurde, fiel die Geburt ihres zweiten Kindes. Es war ein Mädchen. Die Eltern waren glücklich über ein Pärchen. Es ging Alles nach Wunsch. Michael klagte schon nicht mehr. Leontine hatte sich plötzlich auffallend verändert, ohne daß es die Eltern begreifen konnten. Und ob es Leontine wol selbst begriff? Sie lebte so hin in geistiger Dämmerung.

Sechs Wochen nach Ankunft der kleinen Rahel fuhr die Mutter aus. Es war ein wundervoller Frühlingstag. Der Wagen ging nur langsam. Die Promenaden blühten und grünten. Leontine sog die balsamische Luft vor der Stadt mit Entzücken ein und nicht ohne Wehmuth. Es war seit einem Jahr so Vieles unklar in ihr Innerstes, so Vieles unvermittelt eingedrungen, so Vieles, was ihr Freude und Schmerz zugleich verursachte. Ihre Stimmung war die einer Genesenden. Sie wurde durch Alles, was sie wiedersah, gerührt. Und wenn sie sich die beiden holden Kinder vergegenwärtigte, die ihr, eigentlich ohne besondere Sehnsucht darnach,

wie Engel zugeflogen waren, wenn sie zurückblickte auf das, was früher die Goldländer ihrer Sehnsucht gewesen und wenn sie sich doch dabei nicht sagen konnte, daß sie die Gegenwart unbefriedigt ließ, so konnte sie sich nicht wundern, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart klammerte sich ihr so fest, so krampfhaft an ihr Bewußtsein an. War diese Gegenwart ganz würdig? Sie prüfte, sie forschte — und sich aufraffend aus dieser weichen Stimmung erblickte sie hinter Hollundersträuchern aus einem entlegenern Wege hervortretend Jemand, der sie grüßte. Es war der Sohn des armen Bücherhändlers. Der erste Gruß von Moritz Sancho nach drei Jahren! Gerade heute! Gerade in dieser Stimmung! Sie erwiderte erblassend; sie befahl, rascher zu fahren. Sie gerieth in eine Bewegung, die sie zwang, sich ihr Herz zu halten. Sie war in einer Stimmung der Verzweiflung wie damals, als sie ihren Gemahl in Pyrmont zum ersten Mal gesehen und erfahren hatte, daß ihr da die Eltern diesen Mann so ohne Weiteres durch Correspondenz als den Schöpfer ihrer Zukunft auserwählt hatten. Sie hatte ein Gefühl, als müßte sie, um Freiheit zu gewinnen, aus sich selbst entfliehen, und nicht mehr Todesgedanken waren es, die sie durchrieselten, sondern die mächtigsten Lebenstriebe pulsten und trieben das Blut in Frühlingswallungen durch ihre Adern.

Am folgenden Tage meldete man Herrn Doctor Moritz Sancho. Sie besann sich einen Augenblick, ob sie ihn annehmen sollte.

Sie nahm ihn an und — wie einen längstersehnten, „Hülfe bringenden Freund".

Drittes Kapitel.

Poesie und Leben.

Was dann doch den jungen Dichter ermuthigt hatte, sich in einem Hause wieder einzustellen, wo ihn nur die peinlichsten Erinnerungen hätten begrüßen sollen, das auszuführen, würde

mehre umständliche Kapitel aus einem System der praktischen Seelenkunde kosten. Er selbst, als er eingetreten war, sich verbeugt und Platz genommen hatte, sprach von einer in der Nähe gelegenen Wohnung eines Freundes, von welcher aus er die freie Uebersicht aller Spaziergänge gehabt hätte, die „gnädige Frau“ in ihrem kleinen Garten machte. Schon im vorigen Jahre wäre er fast mit allen Vorgängen des Hauses bekannt gewesen. Er hätte den kleinen Oscar austragen sehen, hätte die Besuche mustern können, als die kleine Rahel gekommen wäre, hätte von seines Freundes Wohnung aus immer rathen und träumen können, welches wol die „warme innere lebendige Seele dieser kalten Steine, die Herrn Herzens Haus bildeten“, gewesen — Michael Herz bewohnte vor dem Thore ein schönes Landhaus — kurz er hätte, seitdem er des abgereisten Freundes Wohnung dann selbst übernommen, sich hier nicht länger als Nachbar wissen können, ohne dem Drange Folge zu leisten, sich bei „gnädiger Frau“ wieder in's Gedächtniß zu rufen.

Diese Erklärung war besonnen und gut. Zustatten kam ihm ohne die Krisis in Leontinen jene bekannte Thatsache, daß eine junge Frau zwar in den ersten Jahren ihrer Ehe ihre Vergangenheit für zu geringfügig hält, um sich mit ihr noch besonders viel zu befassen; sind aber erst zwei Jahre vergangen, kommt mit zwei Kindern mehr oder weniger der Druck der Pflichten und löst zuweilen manche kleine Sorge die Freuden selbst des glücklichsten Besitzes ab, so drängt sich durch die leis geöffnete Pforte der Reflexion auch die Vergangenheit wieder ein und zu gern hat sie es dann, Gespielen, alte Freundinnen, alte Plätze der Träumerei und des unschuldigen Spiels oder, wie sie es jetzt vielleicht schon nennt, des „Glückes“ wieder zu begrüßen.

Leontine mußte sich gestehen, daß ihr Sancho's Besuch wohlthat. An seinem Zartgefühl hatte sie nie Ursache gehabt zu zweifeln, und eine schwere Schuld lag ihm gegenüber doch auf ihrem Herzen! Sie hatte ihm nie Hoffnungen ihres Besitzes gegeben, aber angenommen hatte sie seine Huldigungen; sie hatte Alles, was sie auf Erden schön und poetisch fand, mit dem Namen dieses ehemaligen Freundes in Verbindung

gebracht. Und nun vollends war sie von ihrem Doppelleben beunruhigt. Die alte verklärte Welt- und Lebensauffassung drohte sie zu verlassen. Es waren Geister in ihr Herz gezogen, die ihr unrein dünkten. Sie war niedergehalten, niederwärts zur Erde, und das so tief, daß sie zuweilen vor sich selbst erschrak, wenn sie die Aufwallungen bemerkte, deren ihr Innerstes um Kleinstes fähig war. Sich um eine Frage der Wirthschaft erzürnen, zanken, die Umgebungen ihrer Existenz auf einer Hetzjagd verfolgen, mit allen Gedanken spioniren, (es war die Tagesordnung) das erschien ihr denn doch oft so unwürdig, so klein und beklagenswerth, daß sie begreifen konnte, wie sie eine Stunde lang am Klavier gesessen und gespielt und nicht eine einzige Note selbst gehört hatte. Wenn sie etwas las, war sie zerstreut und wußte nicht, was sie las. Mitten in den Schilderungen, die ihr ein Dichter vom Zauber schöner Gegenden oder von den Weiheaugenblicken der Gefühlswelt entworfen, kam ihr die Sorge und Angst um die speculirenden Spiele, in welche sie sich auf Michael's Aufforderung eingelassen hatte. Auch sie nahm seit einem Jahr an den Schwankungen der Börse Theil. Gewinne, die ihr Michael, der Seelenkünstler, in Aussicht gestellt hatte und für deren Anwendung sie praktischen Rath wußte, nahmen sie mit fieberhafter Ungeduld in Anspruch. Sie fühlte, daß ihr in dieser neuen Wendung ihres Gemüths etwas Altes verloren zu gehen drohte, und so konnte sie dem Drange nicht widerstehen, den Repräsentanten ihrer Vergangenheit in ihrer Nähe zu wissen, ihn einzuladen, daß er wiederkommen möchte, und ihn dann auch öfter zu sehen, als er aus eigenem Antrieb zu kommen gewagt haben würde.

Und welch' ein räthselhaftes Ding ein Frauenherz ist, das wußte Niemand besser als Michael Herz, der nicht wenig erschrak. Er hatte die Wiederannäherung Sancho's zwar vorausgesehen, und im Scherz, wenn von den früheren Verehrern seiner Gemahlin gesprochen wurde, die Rückkehr des Doctors für nahe bevorstehend prophezeit. Aber nun war die Gefahr da. Er stellte sich die weiche Stimmung Leontinens nach dem Kindbett vor. Gelang es dem Doctor, ihr wieder eine Verachtung der materiellen Bedingungen des Lebens bei-

zubringen und über die Pflichten eines Hauswesens zu spotten, über Geld und Gut, so war mit der Erneuerung dieser Bekanntschaft Gefahr verbunden.

Dennoch wagte Michael Herz nicht, trotz seiner aufwallenden Eifersucht, die Besuche des Doctors zu verbieten. Er nahm die Nachricht scheinbar gleichgültig auf und trug sogar Sorge für eine förmliche Einladung. Es blieb ihm später nicht im Mindesten verborgen, daß Sancho viel öfter, als schicklich war, kam, und bei Leontinen Morgen- und Nachmittagsbesuche abstattete. Er setzte voraus, daß Beide in solchen Augenblicken zurückhaltend sprachen, immer in einer gemessenen Entfernung, mit Anerkennung der gegenseitigen Rücksichten, aber die Gefahr für eine weiland Schwärmerin, die jetzt schon heuchelte, verblieb; denn Heuchelei war es, daß Leontine wieder die alte Begeisterung für Mondnächte und Comerseefahrten affectirte; Heuchelei, daß sie zu dem Dichter von Interesse für Dinge sprach, die sie im Drang ihrer schon lange nur rein praktischen Gedanken gar nicht mehr mit irgend einer Theilnahme verfolgte. Geld! Geld! waren ihre Gedanken, sonst nichts.

Dies Stadium einer jungen Frauenentwickelung ist gefahrvoll. Empfindungen werden herausgehängt, die man nicht besitzt. Man will nicht gering erscheinen, will den Duft der Bedeutsamkeit nicht verloren haben. Die Haltung wird tiefinnerlich berechnend und kalt, äußerlich kokett. Man lügt eine Scene der Empfindsamkeit. Ist sie vorüber, rächt man sich an seiner Umgebung, wird rücksichtslos, wirrt Alles durcheinander und giebt den Grazien den Abschied.

Michael Herz traf Leontinen schon oft, nachdem sich eben der Herr Doctor entfernt hatte, in vollem Lachen, in vollem Spott über die wiederangeknüpfte Bekanntschaft. Sie that vor ihrem Gemahl, als wenn sie den Schwärmer nur aufzöge und die wiedererwachte Huldigung des Dichters nur wie eine Narrheit ansähe. Michael Herz pflegte über die Geständnisse zu lächeln, sprach vom Wirthschaftswesen, vom Gelde, von den Staatspapieren und der Politik, er wußte, was er zu denken hatte. In früheren Jahren hatte er zu eifrig seinen Balzac gelesen, um sich nicht zu sagen, daß die Außenseite der Frauen für ihr Verhalten keinen Maßstab giebt.

Einstweilen zog er vor, Moritz Sancho recht liebenswürdig zu finden, sich ihm ganz cordial anzuschließen, nach seinen Planen, Absichten zu fragen, ihm seine Hülfe, seine Förderung anzubieten. Er fühlte wol die Lächerlichkeit dieser Handlungsweise, fühlte sie, wie in einem solchen Fall alle besonnenen Männer, wenn sie mit der einen Hand einem eingebildeten und verblendeten Manne, der sich unterfängt, den Frieden ihres Hauses untergraben zu wollen, die Rechte schütteln, mit der andern nach dem Dolch im Busen greifen möchten. Er lachte mit Moritz Sancho wie mit seinem besten Freunde, rauchte mit ihm Cigarren, machte Spaziergänge mit ihm, doch war es nur ein Friede wie über einem Pulverfaß.

Der Doctor handelte wie in solcher Lage alle jungen Männer handeln, die unter dem Einfluß ihrer Vortheile stehen. War es doch eine stadtkundige Thatsache, daß Herz nur durch sein Geld und seinen Namen die schöne Simonis gewonnen haben konnte. Allen denen, die nach Sancho's Auffassung die Welt beurtheilten — er fand deren nicht viel — war Herz unwürdig, diese reizende junge Frau zu besitzen. Mußte ihm auch der nähere Umgang zeigen, daß der kleine Mann Vorzüge des Geistes besaß, die sein anspruchloses Aeußere vergessen ließen, so ist die Einsprache der Gerechtigkeit da, wo Leidenschaft waltet, immer nur gering. Sancho lebte nur für die schöne junge Frau, der er wieder sein Dichten und Trachten widmete. Er hatte noch nicht gewagt, an die alte Vergangenheit zu erinnern, er hatte sich noch keine Vertraulichkeit erlaubt, da sich immer noch Gegenstände der Unterhaltung fanden, die eine neutrale Discussion erlaubten. So gährte und braute es nur vorläufig in ihm, bis er den Versuch wagte, wieder Saiten der Vergangenheit zu berühren und zu hören, wie sie anklingen würden.

Nach zwei Monaten der erneuerten Bekanntschaft wagte er, das Eis zu brechen. Er wagte es in Form eines Gedichts. Von seiner Wohnung aus hatte er beobachtet, daß Leontine tagtäglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten allerliebsten Thurm bestieg, wo sie eine Anzahl Tauben hielt und diese regelmäßig fütterte. Diese Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd und unzerstörbar in Leontinens Seele

verbliebenen Poesie. Wenn sie Mittags auf der Galerie des kleinen Thurms erschien und die Täublein rief und diese herzte und an sich zog und die Vögel Aphroditens aus ihrem Munde mit dem Schnäbelchen Erbsen oder andere kleine Körner picken ließ, da verwandelte sich ihm die seit ihrer Ehe in doppeltem Reiz strahlende junge Frau in ein feenhaftes Zauberbild, das nach Erlösung schmachtete. Schon hundertmal hatte ihr Sancho gesagt, daß ihm ihre Erscheinung auf dem Taubenhause in jeder Beziehung den Eindruck eines Märchens, eines Bildes aus der Fabelwelt machte.

Leontine war von diesen Worten jedesmal höchst geschmeichelt, hatte aber doch gesucht, den Gegenstand abzubrechen und auf Anderes überzugehen. Dennoch knüpfte der verliebte Hausfreund den Versuch, endlich an das innerste Herz der jungen Frau befragend anzupochen, an ihre Erscheinung unter den Tauben an und entwarf ein Gedicht, das er bemüht war, ihr auf eine verschwiegene und sichere Art in die Hand zu spielen.

Sancho war an einem Sonntag bei Michael Herz zu Tisch geladen. Vor seinem Eintreten fand er Zeit, der ihn empfangenden Leontine sein gewagtes Gedicht zuzustecken mit der Bitte, es zu lesen, es zu beurtheilen. Sie zögerte einen Augenblick. Doch nahm sie es. In dem Augenblick öffnete Michael Herz die Thür, um Sancho zu sich zu rufen, dem er in den Pariser Blättern eine Neuigkeit zeigen wollte. Herz sah die Uebergabe des Gedichtes nicht. Leontine fand noch Zeit, es zu lesen.

Kaum aber hatte sie, in ein Nebenzimmer schlüpfend, die Lectüre beendet, kaum in aller Eile das Blatt wieder zu sich gesteckt, als Herz mit Sancho zurückkehrte. Herz, scheinbar besonders gut angeregt, Sancho mit sichtlicher Befangenheit, doch voll Hoffnung. „Was hast Du, liebes Kind?" fragte Herz, die Unruhe und Verlegenheit seiner Frau bemerkend. Statt eine Antwort zu geben, eilte Leontine mit ihren rauschenden seidenen Gewändern aus dem Zimmer. Sancho erschrak. Himmel! dachte er. Was hast Du gethan! Das wird eine Scene geben! — „Sie wird wol noch eine Anordnung für den Tisch treffen," sagte Herz und freute sich des Diners, das er wie immer schon am Abend vorher mit seiner Gattin

besprochen hatte; sein Satz war der, daß bei ökonomischen Frauen besser wäre, vorher schon zu wissen, was man bekommt, man könnte sonst auch zu sehr enttäuscht oder wol gar versucht werden, vor seinen Gästen das Mahl zu kritisiren, was, nach aller Frauen Meinung, ein äußerster Verstoß gegen den Anstand sein soll.

Nach wenig Augenblicken kam Leontine zurück, heiter, lachend, in angenehmster Laune und beinahe freudestrahlend. Sancho schwamm in Entzücken. Wie war er so angeregt, wie ging er heute so sich unterordnend auf alle Scherze Michael Herzens ein, wie stieß er mit so absichtlicher Freundschaft für den, wie er ihn unter seinen Genossen nannte, häßlichen Geldsack an, so oft ihm dieser das Glas entgegenhielt!

Leontine schwieg, legte vor, war von Zeit zu Zeit nachdenklich, aber mit einer gewissen inneren Befriedigung. Ob infolge der Freude über Sancho's Gedicht, ob infolge einer noch in der Küche getroffenen Anordnung, ließ sich nicht sagen. Der Wirth sprach von Politik, von den Staatseffecten, heute sogar von Poesie, neuen Musenalmanachen, Emancipation und den künftigen Anstellungen, die sich den jungen Musensöhnen jüdischen Glaubens eröffnen würden. Er zog Béranger und Robert Burns dem Meisten vor, was man so auf dem deutschen Parnaß seit Jahren hätte zu hören bekommen und ließ sich, wenn ihn dafür Sancho einen herzlosen Yankee nannte, diese Bezeichnung gefallen. Er würzte das Gespräch mit allerhand Drôlerieen, die ihm gut standen und seine kleine Figur oft schon an einer großen Tafel zur Hauptperson gemacht hatten. Zugleich schenkte er dem „Freunde“ fleißiger ein, als es Leontine liebte. Es war dies jene „Engherzigkeit der Frauen, die auf einem Sinn für das Maßvolle beruht und die beste Garantie ihrer Tugend ist“ —; so sagte wol sonst ihr Gatte, der — ihren Geiz kannte.

Die Suppe, das Rostbeef waren vorüber. Man kam an die Gemüse. Es gab junge Erbsen. Michael Herz, der den Küchenzettel voraus kannte, that jedesmal, als wäre er vom Dargebotenen angenehm überrascht und freute sich der schönen Ordnung. Alles ging am Schnürchen. Die Fäden,

welche die Verwirklichung des Menüs vom Tische zur Küche, von der Küche zum Tische lenkten, wurden nicht bemerkt.

Jetzt aber, beinahe wie um ihn zu zerstreuen, richtete Leontine an Herz einige lebhafte Fragen. Herz antwortete nicht sogleich, es fesselte ihn etwas, ein Fehler im Serviren, eine auffallende Lücke beim Gemüsegange. Man hatte zwei Gemüse und nur Eine Beilage. Es fehlten junge Tauben, die zu den grünen Erbsen hatten gegeben werden sollen. Hätte er ahnen können, daß gerade diese jungen Tauben von Leontinen eben in der Küche abbestellt worden waren!

Mit dem ihm eigenen Humor sagte Michael Herz: „Bester Doctor! Sie müssen heute mit Pasteten vorliebnehmen, die ein wenig trocken sind! Leontine, warum haben wir zu den jungen Erbsen nicht Tauben, die man unter Deiner Leitung so vortrefflich zuzubereiten versteht?"

Sancho, dessen Seele immer zwischen Poesie und Tauben und Tauben und Poesie schwebte, biß sich bei Erwähnung der Tauben auf die Lippen und vollends gerieth Leontine in Verlegenheit. „Tauben?" sagte sie fast tonlos und mit einem blinzelnden Auge, dessen Aufforderung zum Schweigen Herz entweder übersah oder nicht verstehen wollte. Er wandte sich zu dem aufwartenden Diener und erinnerte an die Tauben. — „Tauben! Welche Tauben?" fragte Leontine. — „Unsere in drei Tagen mit Eröffnung des elektrischen Telegraphen ausgedienten alten Curstauben!" sagte Herz, und wandte sich nochmals an die Bedienung: „Habt Ihr die Tauben vergessen?" Die Bedienung schwieg und sah nieder. — „Brav, Leontine," sagte Herz in aller Unbefangenheit, „jetzt versteh' ich Dich! Du hast mir einen Schmerz ersparen wollen. Was sagen Sie, Doctor? Sie wissen doch, daß ich mir seit einem Jahr Curstauben gehalten habe?" — „Curstauben?" fragte Sancho mit einem bedeutsamen Blick auf Leontinen, die auf den Teller niedersah und keines Wortes fähig war. — „Haben Sie nie meine Frau gesehen," fuhr Herz fort, wenn sie Mittags um zwölf Uhr auf unsern kleinen Thurm stieg und die Curse abwartete, die mir meine Tauben von Brüssel brachten? Von Paris nach Brüssel signalisirt sie der Telegraph, von dort bis hierher ist jetzt erst der elektrische Draht fertig geworden.

Jeden Mittag hatte ich meine Curse durch eine Taubenpost, die ein Relais am Rhein, ein zweites an der Weser und ein drittes an der Elbe hatten. Kamen die Curse Mittags auf unserm Thürmchen an, so empfing sie meine gute Leontine, schrieb sie rasch auf und schickte sie mir auf's Comptoir, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, um sicherer damit auf der Börse operiren zu können."

„So! So! So!" sagte Sancho in einem Ton, der einem aus allen Himmeln Gefallenen, Enttäuschten oder eher noch Demjenigen gleichkam, der sich bewußt war, eine große Albernheit begangen zu haben. Die poetischen Illusionen, die er sich von Leontinens kindlichem und noch wie in alter Zeit auf dem Hohen Graben in idealsten Anschauungen lebendem Sinne gemacht hatte, sollten, wenn nicht zu seiner, doch zur Verzweiflung Leontinens immer noch mehr zerstört werden. Denn Michael Herz fuhr fort: „Sie sind Dichter, Doctor! Was sagen Sie von einer so praktischen Frau wie die meinige! Ich esse gern Tauben, aber unsere in drei Tagen ausgedienten Thierchen zu schlachten und die auf dem Tisch zubereitet vor sich zu sehen, nachdem sie in unserm Dienst hin- und hergeflogen sind und unter ihren Fittichen die geheimnißvollen Zeichen aus der Ferne trugen, ist selbst einem kalten Geschäftsmann wie mir zu viel zugemuthet. Aber mein gutes Weibchen demonstrirte mir — und eigentlich mit Recht, daß die Fortsetzung der Taubenzucht ein sehr kostspieliges Vergnügen sein würde. Wie billig, was soll man mit den Tauben anfangen! Aber ich sehe sie immer noch vor mir, die zarten Dinger, mit ihren Häubchen und Hörnchen auf dem Kopf, mit ihren kleinen Sporen an dem befranzten Fuße, die Boten des Friedens auch in unserer Zeit — denn ohne Frieden keine angenehmen Curse — aber Alles das — gebraten, gespickt, au gratin in geriebenem Zwieback vor sich zum Essen hingestellt zu sehen! Nein! Ich danke Dir, daß Du mir diesen Anblick meines weißbraunen Lolo und meiner blaugrünen Pretty und des zierlichen, fast wie ein kleiner Pfau so glänzenden Krakelfüßchens Fidy erspart hast! Nehmen Sie vorlieb, Doctor! Wir Geldsäcke sind nicht so unpoetisch, wie Ihr Euch, Ihr Herren Dichter, einbildet! Zum Beweis dafür haben Sie heute zu zwei Gemüsen nur Eine Beilage."

Michael Herz sprach diese Worte in der größten Unbefangenheit. Er ahnte nicht, welche Wirkung sie hervorbrachten. Leontine, die sich so lange Zeit den Nimbus einer nur aus idyllischer Neigung die Tauben herzenden und pflegenden poetischen Natur hatte gefallen lassen, sprach während der übrigen Gänge kein Wort mehr, Sancho saß in Erinnerung seines Gedichts wie auf der Folter und zeigte in seinen Mienen ein Lächeln, das beinahe etwas Vornirtes hatte, wenn man ein solches Wort auf einen so geistreichen Mann anwenden konnte.

Michael Herz wußte nicht, was diese Veränderung hervorgebracht hatte. Daß seine Gattin in solchem Grade die poetische Empfindlerin spielen sollte, ihm übelzunehmen, wenn er die Geschichte seiner Curstauben erzählte, mochte er nicht glauben. Doch war ihr Benehmen auffallend. Er bereute bereits bitter, ihre Oekonomie bloßgestellt zu haben; denn sie hatte in der That am Abend vorher zu ihm gesagt: „Lieber Mann, das sind ja curiose Scrupel! Der elektrische Telegraph macht die Tauben überflüssig. Die Curse weiß jetzt alle Welt. Wir haben einen Gewinn weniger, aber auch einen Vortheil mehr! Der Scheffel Erbsen ist um einen Thaler gestiegen! Eine Ausgabe vermindert sich. Ich sehe nicht ein, was ich noch mit den Tauben soll! Sie zu verschenken, wäre Thorheit. Magst Du sie nicht essen, nun so mögen sie die Leute essen!“ Mit Aufrichtigkeit hatte sich Herz sagen müssen, daß dies die Sprache einer vernünftigen Hausfrau und einer so guten Oekonomie war, wie sie eben auch nur die Frauen mit allen sonstigen Ansprüchen an Poesie verbinden können.

Nach dem Kaffee war Sancho gegangen, nicht wenig bestürzt über die Einsilbigkeit Leontinens. Ihr Abschied war kalt zu nennen. Als Michael Herz mit seiner Gemahlin allein war, machte er sich auf Vorwürfe gefaßt. Wie erstaunte er, als Leontine auf dem Sopha sitzen blieb, erst schwieg, dann immer ernster wurde, zuletzt das Haupt aufstützte und endlich in Thränen ausbrach. Herz hatte gerade die französische Zeitung in der Hand. „Aber um's Himmels willen, was ist Dir, Kind?“ fragte er und ließ das Papier fallen. Statt aller Antwort folgten wieder nur Thränen. Das war doch ein seltener Anblick für Herz. Bewegt trat er zu Leontinen.

„Bist Du unzufrieden mit mir? Hab' ich Dich mit irgend Etwas verletzt?" fragte er voll gutmüthiger Zärtlichkeit. „Vergieb mir! Ich hätte wol von den Tauben schweigen sollen?" — Leontine verbarg das mit Thränen bedeckte Antlitz und bückte sich auf die Sophalehne. — „Aber mein Gott," rief ihr Gatte, „was ist Dir nur, Leontine?" — Und so drängte er denn in sie, sich auszusprechen. Sie schwieg lange, kämpfte sichtlich mit sich; endlich reichte sie ihm, nachdem er gelobt, zu schweigen und in der Sache, die sie ihm anvertraute, nichts zu thun, das Papier, worauf das Gedicht des Doctor Moritz Sancho sauber abgeschrieben stand.

Staunend ergriff er das Blatt, ahnte sogleich den Zusammenhang, wollte ihr Vertrauen ablehnen; aber sie zwang ihn, zu lesen, und so las er:

Mit Adlerflügeln glaubt' ich aufzusteigen
Einst in ein Reich des höchsten Erdenglücks!
Der Traum war kurz! Wandt' ich mich hinterrücks,
So saß ich, ach! in dunkeln Waldeszweigen
Allein mit meinem Schmerz und meinem Schweigen.

Und daß ich dennoch wieder aus dem Laube,
Das mich verbarg, mich wage hoffnungsbang,
Ist nicht mehr Adlers kühner Schwung und Drang —
Nein! Zu dem Zagen sprach: Vertraue! Glaube!
Ein Bild der Schüchternheit, die zarte Taube.

Wenn ich Dich sah mit holder Frauenmilde
Hoch auf dem Söller Deines Hauses stehn,
Des Windes Hauch in Deinen Locken wehn —
Und um Dich her im anmuthvollsten Bilde
Geleit der Venus, eine Taubengilde —

Wie flatterte, wie schwirrte das im Kreise
Um Deine Gunst! Die eine sucht die Hand,
Die andre fliegt Dir auf der Schultern Rand,
Die dritte, die ist mehr als weise
Sie streift Dir schnäbelnd Deine Lippen leise —

Und jede hört Dich schelten, hört Dich loben:
Du bist bescheiden! Du da allzu gier!
Noch blickst Du auf zum hohen Luftrevier,
Ob nicht ein Spätling angstvoll ruft von oben:
Ihr habt den Tisch doch noch nicht aufgehoben?

Wie hast Du treu gesorgt! Die besten Körnchen
Hast Du dem Spätling liebend aufbewahrt.
Wie drückst Du ihn an's Herz so mild und zart,
Den Friedensboten, ob er gleich ein Hörnchen
Am Köpfchen trägt, am Fuß ein trutzig Spörnchen.

Ach! wär' ich Noah doch und könnte wagen
Zu hoffen, wenn verrauscht die Leidensfluth,
Es kämen Boten mir der Himmelshut,
Es brächten Tauben mir nach Schreckenstagen
Ein grünes Friedens-Oelblatt so getragen!

An alte Sagen denk' ich, an Geschichten,
Die aus des Südens Landen allbekannt,
Wie Liebende sich ihrer Liebe Stand,
Ihr Hoffen, die Gefahren, Wünsche, Pflichten
Verschwiegen so durch Taubenflug berichten

Von meinem Auge will es nimmer schwinden
Das Bild: Gefangner Troubadour,
Dem ach! die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Blatt! Es flattert in den Winden —
Was würd' ich wol auf ihm geschrieben finden?

Mein Himmelslicht, wenn Sonn' und Stern erblinden!
Strahlst Du mir noch in meines Lebens Nacht?
Wirst Du in Deiner Schönheit Pracht
Mir nicht mehr, Göttin, wie schon einst entschwinden?
O! lasse Lieb' ein Wort der Liebe finden!

Anfangs wallte in dem überraschten Gatten ein Reiz zum äußersten Gelächter und ein „Was ist?" auf, dann aber überkam es ihn doch, als sollte er Leben und Tod über sich und den Schreiber dieser Aufforderung zu einer Correspondenz entscheiden lassen.

„Um Gottes willen!" rief Leontine. „Vergessen wir den Vorfall! Du hast es mir versprochen! Ich trage die Schuld allein. Kein Wort zu Sancho — Ich beschwöre Dich! Versprich es mir noch einmal!" Michael Herz sammelte sich. Endlich sagte er: „Liebst Du denn wirklich diesen Dichter?" Leontine lehnte die Frage mit bittender Miene ab. „Dann beschämt Dich, sagte er, der Widerspruch dessen, was man von Dir glaubt, und dessen, was die Wirklichkeit bietet! Du glaubtest ein Gegenstand der Poesie zu sein, geberdetest Dich

auch so, es zu erscheinen, und fühlst Dich nun gedemüthigt durch die Enthüllung — der reinsten Prosa. Es ist wahrhaftig — der Thränen werth!"

Leontine erwiderte mit erstickter Stimme, sie wüßte nicht, wie sie es nennen sollte, aber sie fühlte schon lange einen schmerzlichen Zwiespalt in sich, sie könnte nicht sagen, was in ihr Wahrheit oder Lüge wäre, sie hasse und verachte sich. Der wohlwollende Mann war gerührt. Er küßte die dargereichte Hand und um rasch, wie es seine Natur erforderte, ein allzu weiches Thema zu verlassen, sagte er: „Also das Gedicht wirst Du ohne ein Wort zurücksenden. Dann benutzen wir die Jahreszeit und reisen. Der Comersee war Deine Jugendsehnsucht. Gut, wir wollen ihn sehen und dabei so viel schwärmen, als uns die Hotelrechnungen gestatten. Ein „praktischer Verstand", der bei den Gondelfahrten die Taxen nachsieht, ein Rechner, der in den italienischen Wirthshäusern die üblichen Münzfüße im Auge behält, ist bei allen diesen Schönheiten, die wir genießen werden, denk' ich, nicht zu verachten."

„Der Comersee!" rief Leontine. „Nein, wähle ein anderes Ziel! Aber wie Du willst. An jedem Orte werde ich Dir gestehen, daß die tiefe Beschämung, die ich heute erfuhr, für mein ganzes Leben ein unverlorener Gewinn sein soll!"

In einigen Tagen schon reiste das Paar — und wirklich nach Italien. Leontine hatte von diesem Augenblick an den Mittelpunkt ihres Lebens in ihrem Gatten gefunden, den sie betrachtete wie ein ihr bisher verschlossen gewesenes Buch, dessen seltsamer und edler Inhalt sie überraschte, hob und ihr die Möglichkeit eröffnete, Poesie und Leben zu verbinden. Sie mußte zugleich versprechen, nun auch ihre Geldbeziehungen aufzugeben und die Leitung der Oekonomie unter die Obhut einer alten Wirthschafterin zu stellen, die sich bei den Eltern ihres Mannes bewährt hatte und dieser aus der Heimath herüberkommen ließ. Feierlich überreichte sie der neuen Verwalterin die Schlüssel zu Küche, Keller, Vorrathskammer, ihrem Mann die zu ihrer Chatoulle und ihrem aus Actien, Obligationen, Losen, Promessen bestehenden Privatschatz. Das Mittel, um eine Frau vor Untreue zu bewahren, sie geizig zu machen,

also einen Fehler durch den andern zu heilen, schien ihm nicht mehr nöthig. Er hoffte auf die Nachwirkung der Beschämung durch die gebratene industrielle Poesie seiner Curstauben.

Doctor Sancho erhielt bald darauf einen Brief von seinem Vater, worin ihn dieser zu einer Brautschau einlud. Das Verhältniß machte sich. Er heirathete die Tochter eines Pfandleihers, die nicht schön, aber wohlhabend und gebildet genug war, seine Verse zu verstehen.

Das Stelldichein.

(1839.)

Du bist ein entsetzlicher Schwärmer, mußte sich öfters der junge Graf Hugo, der zu den liebenswürdigsten Cavalieren Wiens gehörte, von seinen Freunden sagen lassen; kaum verheirathet mit einer bildschönen Frau, kaum Vater eines Engels von einem Mädchen, kannst Du Deine verliebten Abenteuer nicht lassen, stößest unaufhörlich in Deiner Kärnthnerthor-Loge Deinen Nachbar, den dicken Generalfeldzeugmeister Grafen von Nimrod an, um ihn auf die Schönste im Chor aufmerksam zu machen; wenn man Dich aufsucht, nie trifft man Dich zu Hause; bald heißt es: Du bist in der Reitschule, bald in Baden zu einem Privatwettrennen, bald: Du hörtest gar die Messe; wenn man hinginge, würde von Alledem nichts wahr sein, als vielleicht das Letztere, weniger weil Du fromm bist, als weil Du die Sitte der gemischten Gottesverehrung für eine der schönsten Institutionen des Christenthums hältst. Schäme Dich, ein solcher Schwärmer zu sein und darüber Weib und Kind zu vernachlässigen!

Mit jenem gutmüthigen Humor, durch welchen Graf Hugo jeden, der ihm zürnte, schnell zu versöhnen wußte, antwortete er: „Leute, Ihr hetzt nur meine Frau gegen mich auf. Sie ist glücklich, überglücklich. Sie weiß, daß ich sie früher angebetet habe, jetzt aber, daß ich sie liebe, liebe mit einer geläuterten reinen Flamme! Ich biete Alles auf, um ihr das Leben angenehm zu machen. Als sie ihrer Niederkunft so nahe war, daß sie nicht mehr ausgehen durfte, ließ ich Ole Bull in unserm Salon spielen, die Ungher singen, nur damit sie

Zerstreuung und schöne Anregungen hatte; was verlangt Ihr von einem jungen Ehemann mehr? Sie hat mich mit einem Engel von Mädchen beschenkt. Nun beschäftigt sie sich mit der Sorge für eine passende Erziehung. Sie liest schon seit einigen Tagen nichts mehr als Caroline Rudolphi's Gemälde der weiblichen Erziehung. Laßt sie in dieser himmlischen Mutterfreude! Sie ist meine Madonna. Was wollt Ihr? Von einer Madonna müssen sich die Gläubigen doch immer in einer gewissen Entfernung halten. Ich will mein junges Leben nicht in der Kinderstube verliebkosen. Sie verlangt es auch nicht, läßt mich gehen wohin ich will und nur Ihr seid die Störenfriede, die nicht übel Lust zu haben scheinen, den Samen des Unfriedens zu säen."

„Sie taugen zwar nicht viel," entgegnete ihm darauf eine ältere Dame, gegen die sich der Angeschuldigte in dieser Art eben vertheidigt hatte; „aber man söhnt sich mit Ihnen wenigstens dadurch aus, daß Sie Ihre Untugenden eingestehen. Abscheulich ist es immer, eine junge liebenswürdige Frau zu Hause zu haben, die sich bei allen Erziehungs-Schriftstellern darnach erkundigt, ob sie ihre kleine Eugenie soll einwiegen lassen oder nicht, und während dessen alle möglichen Vergnügungen mitzumachen in Gesellschaft der verrufensten Petitmaitres. Warten Sie nur, ich kenne Jemanden, der Ihrer Frau früher den Hof machte und sich mit Ihnen schießen wollte, als Sie sie heiratheten. Ich werde ihm sagen, daß das Terrain jetzt günstig ist. Sie verdienen diese Züchtigung!"

Hugo lachte mit einem triumphirenden Blick, als wollte er sagen: „Von der Seite bin ich sicher!"

Hugo war ein leidenschaftlicher Reiter, aber seine Wagenpferde schonte er. „Mich dauern die armen Thiere, wenn sie im Regen ohne Decken stehen müssen, wenn sie im Winter auf der Straße des Nachts frieren, während die, die sie fahren sollen, noch oben auf einem Balle tanzen —!" So sprach er oft zu seiner Gemahlin und hatte ihr weiches Herz nicht wenig damit gerührt. Seine Freunde aber würden gesagt haben: „Mit einem Fiaker schlängelt man sich leichter durch versteckte Stadtviertel, als mit einer Carosse, deren Wappen

allbekannt ist. Das gäbe einen schönen Lärm, wenn der Wagen des Grafen Hugo stundenlang unter den Fenstern der jungen Soubrette stünde, die jetzt so oft auf dem Theater an der Wien von ihm beklatscht wird? Es ist eine sehr polizeiliche Erfindung, die Fiaker! Durch sie wird für den öffentlichen Anstand gesorgt."

Gerade vierzehn Tage nach dem Entwöhnen seiner kleinen Eugenie fuhr Graf Hugo, um schneller in die Gegend zu kommen, wo er — etwas zu thun hatte, wieder in einem Fiaker. Sich nachlässig auf den elastischen Sitzen des Wagens wiegend, lachend vor Lebenslust, Gesundheit, Glückseligkeit, bemerkte er zwischen dem Kissen, auf dem er saß, und der Rücklehne ein Papier. Er griff darnach: es war ein Brief. Ein uneröffneter noch dazu, nur einige Buchstaben dienten als Adresse. Der Ueberraschte erbrach ihn. Die Handschrift schien ihm bekannt, aber der Inhalt ließ keinen Zweifel, daß eine Dame hier einen Anbeter zu einem Stelldichein einlud. Er lautete:

„Durch meinen Gemahl würden wir gestört werden; ich denke also, daß wir besser thun, uns Morgen um 12 Uhr auf dem Graben Nr. 17, im zweiten Stock, die Thür links bei einer Freundin zu treffen. Lassen Sie sich von einigen Wolken des Unmuths, die auf meiner Stirn liegen werden, nicht stören; sie gehören zu dem Bilde, von dem Sie in so übertrieben begeisterten Worten gesprochen haben; wenn es nur glücklich macht, dann würde ich schon glücklich sein. Die Liebe verschönert Alles."

In allen Nerven fühlte Hugo die Lust, sich hier in ein Abenteuer zu wagen. „Es kostet oft so entsetzliche Mühe," dachte er, „das unbedeutendste Romänchen mit der unbedeutendsten Nätherin in Gang zu bringen, und hier bietet sich die Gelegenheit dazu in einem Fiaker dar! Es muß, dem Style und dem Ausdruck G e m a h l zufolge, eine Dame aus den höheren Ständen sein; die „Unmuthswolken" scheinen freilich eine verschleiernde Umschreibung für einen nicht mehr sehr glatten Teint zu sein, „aber die Liebe verschönert Alles." Ich wäre ein Thor, in unserer prosaischen Zeit, wo man die Poesie selbst nicht für Geld immer haben kann, den Zipfel

eines Romans fahren zu lassen! Graben Nr. 17. Morgen gehe ich hin und komme dem Glücklichen, dem diese Zeilen zugedacht waren, muthig zuvor."

Als Hugo ausstieg, fragte er den Kutscher, wer vorhin in dem Wagen gesessen hätte? Dieser lachte und sagte: „Ein junges Dienstmädchen, der man das böse Gewissen an ihrem Trinkgelde ansah." — „Wie so?" — „Wahrscheinlich hatte sie einen Gang für ihre Herrschaft zu machen, wofür sie eine Stunde berechnen konnte. Um aber schnell noch einen Nebenweg zurückzulegen, der wahrscheinlich einer Bekanntschaft vom Sperl galt, nahm sie einen Fiaker und fuhr schnell in die Gegend am Stephansthurm, wo ich sie absetzte. In der Hast, womit sie aus ihrem Schnupftuche ihr Geld losband und mich bezahlte, ohne das Herausgeben abzuwarten, kann man schon immer auf 'was Geheimes schließen." — „Vortrefflich," dachte Hugo; „so ein Fiaker sollte einmal „Bilder aus Wien" schreiben; sie würden treffender sein, als was Ausländer in vier Wochen losbekommen und in dicken Büchern in's Land einschwärzen. Die kleine Götterbotin hat den Brief verloren und wird sich wol hüten, ihrer Herrschaft zu sagen, bei welcher Gelegenheit! Es muß prächtig werden! Dürfte ich nur noch meine alte Husarenuniform anziehen!"

Graf Hugo war den ganzen Tag über ein Brillantfeuer von Laune und Uebermuth. Seiner Frau sagte er bei Tisch, er hätte sie mehr geliebt als je, sie wäre Perle, Juwel — und was man in einer so fiebernden Geschwätzigkeit und Geistesunruhe an solchen Thorheiten zu sagen pflegt. Er sprach von seinem Geburtstage, der heranrücke und den sie mit dem lautesten Gepränge — nein verbesserte er sich, den wir ganz im Stillen, in unserm Garten, in der Laube, die uns so theuer ist, feiern wollen. Seine Frau war glücklich, daß ihn heute ihre Nähe so bezaubern konnte. Sah sie einen Augenblick weg, so zog er den geheimnißvollen Brief hervor, drückte ihn an sein Herz und fuhr, wenn sie sich umwandte, damit schnell wieder in die Brusttasche. „Und unsere Eugenie!" sagte er; „wo ist sie? Wo ist das himmlische Kind? Laß das Engelbild holen?" Wie glücklich war die junge Mutter! Man brachte das Kind, es schrie entsetzlich; aber

Hugo behauptete, es wären Glockentöne für ihn. „Nicht wahr, liebe Auguste," sagte er zu seiner Frau, „nicht wahr, die Betten sind doch für das Kind nicht zu warm? Du gewöhnst es an frische Luft? Das Goldblatt wird doch kalt gewaschen? Du hast doch freundliche Gegenstände um das Bettchen herumgestellt? Komm, komm, laß uns ein Kapitel aus Rousseau's Emil lesen!"

Auguste lachte glückseligst über seinen Eifer und ließ das Buch nicht holen, weil sie Takt genug hatte, um zu wissen, daß man sich zu Manchem bereit erklärt, aber doch, um Verstimmungen zu vermeiden, keine Probe darauf anstellen darf. Sie war überglücklich, ihn heute fesseln zu können. Er blieb den ganzen Abend, ging nicht mehr aus, war brav und gut, und machte, da zum Thee einige Freunde kamen, den Wirth so gewissenhaft, mit so wenig Zerstreutheit, wie die Gräfin ihn noch nie gesehen hatte. Gute Nacht, Auguste! Gute Nacht, Hugo! So süß hatten diese Worte lange nicht auf dem Corridor geklungen, der zu den Schlafgemächern führte.

Den folgenden Morgen war Hugo schon früh bei der Hand. Noch ehe er beim Frühstück erschien, hatte er im Stall seine Pferde begrüßt, die Nummern der Journale, die er sich hielt, geordnet und für den Buchbinder zurechtgelegt, hatte einige nothwendige Geschäftsbriefe an die Verwalter seiner Güter in Ungarn und Mähren erledigt. Beim Frühstück hatte er so drollige Einfälle, wie ein junger Ehemann am Lendemain. Auguste hätte ihn küssen mögen, und that es auch. So ging es bis halb zehn Uhr. Da plötzlich brach er ab. „Liebes Kind," sagte er sanft, „heute hab' ich manches zu thun. Nun laß mich an meine Geschäfte gehen." — „Geschäfte!" — „Wirklich, wirklich! Graf Festetics läßt ein Pferd versteigern, von dem ich behaupte, daß es nur auf bessere Dressur ankäme, um den ersten Renner daraus zu machen. Im Schachclub sollen einige Ballottements gehalten werden und ich muß Stimmen sammeln, um einige meiner Freunde hinein zu bekommen; der junge Musiker, der uns von Carlsruhe empfohlen ist, will ein Concert im Kärnthnerthor geben; ich muß die Intendanz sprechen; der Gartenverein hat mich zum Mitglied ernannt, ich muß bei den Sitzungen doch einige-

mal mit erscheinen; Münch-Bellinghausen hat ein neues Stück geschrieben und will es mir, dem Baron Hadschi und dem Bauernfeld, uns, uns, den competentesten Kunstrichtern, vorlesen. — Du siehst, Theuerste, wo soll ich die Zeit hernehmen? Adieu! mein Herz; ob ich heute zu Tisch komme, ich zweifle; leb' wohl; Auguste, leb' wohl, und diesen Kuß für Eugenie!"

Nun war Graf Hugo allein. Den Brief auf seinen Waschtisch gelegt, damit er sich vorläufig in die Handschrift verliebe, begann er eine Toilette zu machen, wie lange nicht. Es galt, heute mehr als je seine natürlichen Mittel durch die Kunst noch geltender zu machen. Il s'adonisait wie ein Gott, und verließ nach elf Uhr sein Hotel.

Zunächst mußte er sich nach der in dem Billet bezeichneten Nummer des Grabens umsehen. Wie erstaunte er, als er an der Häuserreihe immer weiter und weiter zählte, daß er endlich vor einem Hause stand, welches von einem der ersten Banquiers Wiens, einer seiner nahen Bekanntschaften, bewohnt wurde. „Mein Gott," dachte er, „sollte denn in dem Hause ein Putzgeschäft etablirt sein, oder eine weibliches Pensionat, oder eine ähnliche anständige Verschleierung anständiger Rendezvous? Wie ist mir denn? Sollte die junge liebenswürdige Fanny, die Gemahlin des langweiligen Großhändlers, selbst —? Nein, nein, ich kenne deren Handschrift, und, was mir eben einfällt, sie ist ja seit acht Tagen in Baden. So wird wahrscheinlich ihre Kammerfrau die Leiterin dieser kleinen Intrigue sein, und in Abwesenheit ihrer Herrschaft sich auf Nebenverdienste dieser Art verlegen."

Sinnend ging er vorüber. Es war erst halb zwölf Uhr. Seine Neugier stieg immer höher und machte, daß er sich in Gedanken verlor. Mancher unter dem Burgthor, auf der Glacis, am Theseustempel ihm gespendete Gruß ging unbemerkt für ihn verloren. Ob er in den Staatsdienst treten wollte? fragte ihn einer seiner Freunde, dem dieses grübelnde Sinnen auffiel, im Vorübergehen. Ob er zu viel Eisenbahnactien hätte? fragte ihn ein Anderer. So verstrich die Zeit; nur noch fünf Minuten waren übrig. Hugo wandte jetzt um und ging nach dem Graben zurück.

Da stand das Haus! Im zweiten Stock, Thüre links;

Die Vorhänge waren fast alle niedergelassen; die geschlossenen Jalousieen verriethen die Abwesenheit der Besitzerin. Mit klopfendem Herzen bestieg er die Treppen, gab sich aber dadurch Muth, daß er immer je zwei und drei Stufen erstieg. Bald war er im zweiten Stock, ergriff den Drücker der Thür links. Vortrefflich, sie war offen! Ein dunkles Zimmer empfing ihn. „Das ist der Eingang zum Salon!" sagte er sich. Alles war von den herabgelassenen Jalousieen stockdunkel. Er konnte aus dem Zimmer in den geöffneten Salon und in die nebenan überall offenen Zimmer hinein nur mit Mühe sehen. Da rauschte im Hintergrunde der weiten Zimmerreihe ein seidenes Gewand. Entschlossen trat er vor. „Gnädigste!" rief er noch aus einiger Entfernung, „der Zufall ist die Humoristik der Weltregierung; Ihr Billet mußte in Hände kommen, die —"

Plötzlich prallte er zurück. Denn das Unglaublichste ereignete sich. Er stand zwar vor einer Dame aber das Auge hatte sich an die Finsterniß so weit gewöhnt, daß er in der Nähe etwas unterscheiden konnte. Er stand vor seiner Frau.

„Hugo," sagte sie, wie über eine eigene Schuld betroffen und die seinige nicht ahnend; „Hugo, wie kommst Du hierher?"

Scham und die glühendste Eifersucht preßten aus dem Grafen nichts hervor als den Ausruf: „Auguste!"

„Komm nach vorn," sagte sie, und zog ihn mit zitternder Hand in ein helles Zimmer.

Hugo starrte sie an; tausend zornige Worte zuckten auf seinen Lippen; er mußte nach einem Stuhl fassen, um seiner Gefühle Meister zu werden.

Die Gräfin nahte sich ihm beklommen und suchte sich ihm verständlich zu machen. Aber so sind die Männer mit ihrer Schlauheit voraus! So wie er merkte, daß sie, die Unerwartete, ein böses Gewissen hatte, gab er sich das Ansehen, als hätte ihm der Zufall jenes Billet in die Hände gespielt. Er stieß sie zurück, sprang auf und polterte sich in einen Zorn hinein, der ein halb künstlicher, halb natürlicher war.

„So betrogen zu werden!" rief er; „Himmel, wer hätte das ahnen können? Ein Weib, wie es Gott zu seinem Eben=

bilde geschaffen zu haben schien, ein Weib —" hier verfiel er in einige Reminiscenzen aus „Kabale und Liebe", merkte aber nichts von dem Plagiat, sondern stieß Ludwig Löwe's Kraftstellen wie seine eigenen Originalgedanken aus.

Auguste weinte.

„Thränen?" wandte er sich ihr zu, „Noch Thränen? Falsche, heuchlerische Krokodillenbrut! Ein paar lumpige Thränen, wo ich das Weltmeer haben möchte, um mich darin —"

„Mein Gott," sprang Auguste auf, „aber was denkst Du denn, Hugo?"

„Was ich denke? Wer kann denken, wenn er den Verstand verloren hat!"

„Hugo, ich wollte Dir eine Ueberraschung bereiten."

„Mir?"

„Ich wollte mich malen lassen."

„Ha, ha, ha," lachte Hugo auf; „malen lassen — vom Baron F., der früher um Deine Hand anhielt; von meinem Schwager, der neulich in meiner Gegenwart Deine Handschuhe küßte; von dem jungen Fant, dem Sohn des Generals, der Dich auf dem Clavier zu begleiten pflegt, wenn Du singst. Malen lassen?"

„Ich begreife nicht, Hugo, welch' ein Verdacht —"

„Wen erwartetest Du?"

„Kriehuber!"

„Kriehuber? Ha! Engel, Teufel, mach' das Deinem Kinde weiß!"

„Hugo, ich beschwöre Dich!"

„Warum hatte das Billet keine Adresse?"

„Weil Du es in der Hand keiner unserer Leute bemerken und aus der Adresse keine Ahnung der Freude schöpfen solltest, die ich Dir zu Deinem Geburtstage zugedacht hatte."

„Zu meinem Geburtstage! Ahnung! Freude! Kriehuber! O, o — Hier ist das Billet. Wie lautet es? „Lassen Sie sich von einigen Wolken des Unmuths, die auf meiner Stirn liegen werden, nicht stören!""

„Der Brief," erklärte die Gräfin erröthend, war vor Deiner gestrigen Liebenswürdigkeit geschrieben."

„Sie gehören" — fuhr Hugo fort — „zu dem Bilde, von dem Sie — Bilde? —" unterbrach er sich.

Nun ließ Hugo mit einer Beschämung, sehr geärgert und doch wiederum hocherfreut, die Hand, die krampfhaft das Billet gehalten, ruhig niedergleiten. Mit der andern strich er sich verlegen das Kinn.

„Warum fehlte die Unterschrift?" fragte er, noch immer nicht ganz beruhigt.

„Weil mich auch Kriehuber, mit dem ich durch die baierische Gesandtin unterhandelte, nicht kennen sollte. Ich wollte jeder Möglichkeit, daß Du etwas von dem Gemälde erführest, vorbeugen; deshalb sind auch die Zeilen nicht von mir, sondern von der Kammerfrau geschrieben."

„Hm! Hm!" brummte Hugo — „daher die mir beinahe bekannt gewesene Handschrift."

„Aber wie kamst Du denn nur zu dem Briefe?"

„Sieh' nur" — antwortete Hugo mit einiger Verlegenheit und doch in der Nothwendigkeit, den Entrüsteten zu spielen, — „ich — ich fand ihn — auf unsrer Hausstiege."

„Und erbrachest ihn?!"

„Er hatte ja keine, folglich eine Allerweltsadresse."

„Erwartetest Du mich denn hier? Wie kamst Du überhaupt dazu, die Einladung auf Dich zu beziehen?"

Diese Fragen trug die Gräfin so klug, so aufgeheitert vor, als wenn ihr plötzlich ein Licht in's Dunkel bräche. Eben wollte sie weiter forschen, als Hugo abbrach, ihren Arm ergriff und sagte: „Laß es nun gut sein! Ich mußte doch, als ich den Brief in unserm Hause fand, etwas Unrechtes gemerkt haben, folglich so — Aber wie kamst Du nur in diese Zimmer? Hier ist ja Alles wie ausgestorben."

„Ich schrieb an Fanny nach Baden meine Idee mit dem Bilde. Sie wies mir die Schlüssel ihrer Gemächer an und erlaubte mir, sie wie die meinigen zu benutzen. Kriehuber —"

„Es ist schon gut," sagte Hugo; „Kriehuber soll uns nun Beide malen."

„Und nicht wahr?" fragte Auguste, zärtlich sich an ihn schmiegend, „Eugenie zwischen uns?"

Hugo wiederholte mit erkünsteltem Schmelze: „Und Eugenie zwischen uns!"

So gingen sie, wie ein eben verlobtes Paar, über den Graben nach ihrer Wohnung zurück. Auguste, die früher ihren Mann liebte, vergötterte ihn jetzt.

Hugo war seitdem in seinen Privatangelegenheiten vorsichtiger.

König Franz in Fontainebleau.

(1852.)

Es war in den Tagen, da Kaiser Carolus Quintus, um von Hispanien nach Gent in Flandern zu gelangen, durch Francogallien zu reisen begehrete und ein groß Rathschlagens war, ob ihm sollte König Franciscus frei Geleit geben oder nicht.

Konnten es aber die schlauen Rathgeber nicht dahin bringen, den Kaiser zur Strafe für sein allzeit sieghaft Glück erst sicher zu machen und dann mitten auf dem Wege zu fahen; welchen Vorschlag auch bald die Räthe des Königs verworfen hatten, da sie gar wohl wußten, wie sehr dessen ritterlich Gemüth derlei Anschlägen abgünstig war.

Kaiser Carolus hatte Frankreich, nicht ohne bei denen Ehrenbezeigungen, so man ihm erwies, rechts und links fürsorglich und auf spanische Art mißtrauisch sich umzuschauen, verlassen und König Franz fühlte wieder, wie schwer diese großen Angelegenheiten der Welt auf seinen hinfälligen Körper wirkten. Müde von all' den prächtigen Turneyen und kunstvollen Ringelstechen und was sonst zur Bewirthung seines hohen Gastes war ausgeführt worden, fühlte der Monarch das Bedürfniß der Einsamkeit, die ihm schon lange die liebste Gesellschafterin war, ausgenommen die der schönen Damen. So beschloß er auch sogleich wieder nach seinem Schlosse Fontainebleau zu reisen, welches er nebst St.-Germain vorzugsweise in sein Herz eingeschlossen hielt. Hatte er doch auch beide stattlichen Gebäude mit den kostbarsten Gärten umgeben und besonders Fontainebleau mit allen Meisterwerken schmücken lassen, welche hochberühmte Künstler von Mailand und

Florenz auf Befehl des freigebigen Königs hier verfertigen mußten.

Seine Gesellschaft waren unter den schönen Baumgängen und prächtigen Bildsäulen und Gemälden Fontainebleaus am liebsten nur einige Hofbediente, die schönen Dienerinnen und Ehrenfräulein der gnädigen Herzogin von Etampes, nicht zu gedenken seines Arztes Messire Claude, welches ein kleiner buckliger, aber sehr gelehrter Mann war, der schon seit lange des Königs ganze Freundschaft besaß. Denn da der mächtige König Franciscus von Gallien schon seit einigen Jahren kläglich an seiner Gesundheit litte und für seine noch nicht zu alten Tage auf eine gar betrübende Weise zusammenging, so mochte er doch um sein Leben nicht vergessen, daß er einst der schönste Edelmann, geschweige der schönste Fürst seiner Zeit gewesen und selbst in einem feindlichen Lande, während seiner Gefangenschaft in Hispanien, das Herz mancher schönen und edlen Dame gerührt hatte. Der gute König liebte es, zumal wenn die gnädige Frau Herzogin von Etampes nicht zugegen war, sich ihren zurückgebliebenen Damen und Freundinnen und wer sonst vom schönen Frauenzimmer, ob adelig, bürgerlich oder selbsten vom ehrlichen Handwerkerstande in seine Nähe kam, gar zutraulich zu erweisen. Mancher junge Edelmann, der vielleicht im Stillen über des Königs graue Haare und nur gezwungenermaßen aufrechten Gang lachte, konnte sich an seiner adeligen Manier, mit dem schönen Frauenzimmer zu scherzen, ein Beispiel nehmen; hat es doch oft schon Zeiten gegeben und wird dergleichen wiedergeben, wo sich die jungen Mannsen in denen Dingen, die ihnen vorzugsweise wohlanständig wären, von den alten könnten beschämen lassen.

Es war aber zu selbiger Zeit auf dem Schlosse Fontainebleau ein Kastellan, so Naudet geheißen hat und ein schon alter Mann war. Dieser hatte einen Sohn, von welchem wir nichts berichten können, als daß er sich in die Fremde nach Avignon verheirathet hatte, daselbst gestorben war und ein gar schön Töchterlein hinterlassen, welches Blanche genannt wurde. Und weil nun auch die Mutter der schönen Blanche in Avignon gestorben war und dem zarten Kinde daselbst die nöthige Liebe und Pflege hätte fehlen können, so beschloß der

Kastellan, seine Enkelin zu sich zu nehmen und so kam es denn, daß eines Tages der König hocherfreut war, in denen Baumgängen seines Gartens, als er allda mit seinem Hofe spazierete, einem gar anmuthigen Mägdelein zu begegnen, welches ihm Blanche Naudet genennet wurde, die Enkelin des Kastellans, weit älter bereits, schöner und liebenswürdiger, als man erwartet hatte.

„Bei St.-Denis und unsrer lieben Frau!" rief der König aus und zeigte allen seinen Hofherren die unaufhörlich vor ihm knixende Blanche, „sollte man nicht glauben, daß unsres guten und zu früh abgerufenen Meisters Lionardo da Vinci reizende Mona Lisa leibhaftig vor uns steht?" — Die Räthe und Hofherren, deren einige kurzsichtig waren, kniffen die Augen zusammen und sagten: „O ja, Sire! Man möchte es fast meinen!" Und der Verwalter des königlichen Schatzes sprach sogar: „Hätte man dieses Mägdlein früher gesehen, würde mein gnädiger Herr und König dem Meister Lionardo oft ein wenig von seinen Gemälden haben abhandeln können!" Worüber der König lachte und erwiderte: „Ich wette, mein guter Herr von Montchenu, Ihr gedenket noch in diesem Augenblick mit Schmerz der zwölftausend Livres, welche uns der Ankauf jenes doch in der Christenheit einzigen Bildes gekostet hat."

Montchenu war aber ein ganzer Hofmann. Er wußte wol, daß es den König freute, wenn er sagte: „Mein gnädiger Herr, die schönen Frauen und ihren Werth im Allgemeinen und im Besondern zu beurtheilen, das ist nicht meine Sache! Auch hab' ich zu blöde Augen, um die Aehnlichkeit dieser Enkelin des Kastellans mit dem schönen, aber sehr theuren Bilde des Meisters Lionardo des Genaueren zu vergleichen. Ich meine nur, besser die Person als ihr Bild."

Nun ging der König auf Blanche zu, fassete sie unter's Kinn und sagte: „Sehet da das ganze Antlitz der schönen Mona Lisa del Giocondo, die der schlaue Lionardo in seiner besten Zeit vier Jahre lang malte, weil er nicht satt werden konnte, sich an ihrer Schönheit zu weiden. Dieselben feuchten und wie mit einem himmlischen Glanz belebten Augen! Diese kleinen röthlichen Lichter, die sie umgeben! Diese Nase, von

gleichem Ebenmaße! Dieser Mund, von gleicher Rosinfarbe! Und ich wette, wir haben nicht einmal nöthig, wie Meister Lionardo da Vinci gethan, diese kleine Person mit Blumen, Gesängen und Musik zu umgeben, damit sie den etwas strengen Ausdruck der vier Jahre lang vom Maler zum Sitzen gezwungenen Mona Lisa del Giocondo verlieren und so anmuthig lächeln möge, wie es oben in meinem Cabinet die nur künstlich erheiterte edle Dame thut; dieses kleine Ding würde schon von Natur so freundlich dreingesehen haben, wie Meister Lionardo es jener vornehmen Dame durch Kunst abgewinnen mußte!“

Blanche wurde über alles Dieses gar roth und konnte kein Wort erwidern. So viel Gnade hatte sie vom König nicht erwartet, obwol sie wußte, daß sie ihm nicht mißfallen würde.

Alles lächelte und bewunderte die Güte des Königs, die sich auch später, ob er nun von Messire Claude, dem buckligen Doctor aus Paris, leichte oder strenge Verhaltungsmaßregeln erhielt, gegen dies, wie gegen alles Frauenzimmer bekanntlich gleich blieb. Der König war hinfällig und scherzte oft nur, weil er seinen Zustand gern verbarg und nicht hören möchte, daß die Natur eine unerbittliche Regentin ist, selbst über die Mächtigsten der Erde.

Nun hatte aber die schöne Blanche von Avignon eine sehr zärtliche und treue Liebe mitgebracht für einen jungen weiland Soldaten, Namens Firmin Allard, oder um es richtiger zu sagen, Firmin Allard war seines Zeichens ein Waffenschmied und hatte, da es gerade den Anschein nahm, als würde zwischen Frankreich und dem Kaiser ein sogenannter ewiger Friede bestehen, in Avignon wieder seine alte Handtierung ergriffen. Da er einige Mutterpfennige besaß, war er in seinem Geschäfte sogar ein Meister geworden.

Indessen ist bekannt, daß Avignon mehr ein frommer denn ein kriegerischer Ort ist, und so geschah es, daß Meister Firmin Allard in seiner Werkstatt zwar fürtreffliche neue Werkzeuge hatte, aber wenig damit verdienen konnte. Ueberdies war dieser Firmin ein so großer, stattlicher, schöner junger Bursche, daß er schon oft, wenn er verdrießlich in seiner neuen Werkstatt

zu Avignon stund und nur Mönche, keine Ritter an ihr vorübergehen sah, ein zornig Wörtlein fallen ließ, wie es doch wol besser wäre, statt Waffen zu schmieden, irgendwo lieber in der Welt sie selbst wieder zu schwingen. „Denn," fügte er hinzu, „Krieg gäb' es doch wol irgendwo in der Welt, man müßte sich nur danach umsehen."

Wie aber die kleine schöne Blanche das hörte, weinte sie bitterlich und schwur, sie würde es doch dahin bringen, daß Firmin Allard von seiner Kunst mehr Verdienst haben sollte als von seiner Neigung, sie und seine friedliche Handtierung zu verlassen.

Firmin Allard sagte: „Wie wollen wir das anfangen, Blanche?"

Blanche erwiderte: „Das sollst Du schon sehen, Firmin!" und gab ihm den Abschiedskuß; denn es war dies gerade ihr letztes Gespräch gewesen, als sie sich auf die Reise machte von Avignon nach Fontainebleau. Blanche dachte aber dabei an Niemand anders als an ihren Großvater, der im Schlosse des Königs Kastellan war.

Und wie sie erst einen Tag bei Meister Naudet gewesen und von dem guten König Franz mit der schönen Mona Lisa del Giocondo des berühmtesten Meisters Lionardo da Vinci verglichen wurde, da ging auch ein Schreiben ab nach Avignon und lud Firmin Allard ein, sich des schleunigsten aufzumachen und nach Fontainebleau zu kommen, denn es wäre, schrieb ein Franciscanermönch aus der nahegelegenen Abtei im Auftrage des Großvaters und der Enkelin, die Beide nicht schreiben konnten, es wäre Aussicht vorhanden, daß der König den Firmin Allard in seine Armoirie aufnähme und einem so guten Meister Gelegenheit gäbe, bei der königlichen Schmiede, was man hier im eigentlichen Sinne des Wortes sagen konnte, in die r e ch t e Schmiede zu kommen.

Kaum geschrieben, schon gethan. Der junge Meister Firmin kam so schnell, als ihn seine Füße tragen mochten. Es war, als man nunmehr zu Fontainebleau seiner ansichtig wurde, ein so schöner stattlicher junger Mann, daß der Großvater, der daselbst schon seit lange keine jungen und schönen Männer mehr gesehen hatte, höchlichst erstaunte, wie noch dergleichen

Gewächs auf Gottes Erdboden vorhanden sein könnte. Ob sich aber gleich der Alte mühte, sich in seiner Art auch etwas von den Sitten und feinen Kunstgriffen des Hofes anzueignen, so war er doch darin zu beschränkten Geistes, daß er hätte errathen können, warum nur just in Fontainebleau und überall in der Nähe des Königs Jugend und Schönheit nicht mehr vorhanden war, außer beim weiblichen Geschlechte. Es war daher ein großes Glück, daß Blanche mehr Verstand besaß als ihr Großvater.

Seitdem der König dieses schöne Kind seiner ganzen Aufmerksamkeit für würdig hielt, ja ein kostbares damastgewirktes schweres Kleid aus Lyon und einen Ring ihr geschenkt hatte, den er sich scheinbar selbst vom Finger zog, aber vorher, wie sich wol denken läßt, schon aufgesteckt hatte zu diesem gnädigen Fürhaben, waren die Ehrenfräulein nicht wenig erbost über Blanche's Glück. Oft wenn er ihr in den schönen Vosketts seines Gartens begegnete, that sogar der König, als wenn er sie haschen wollte, welches er auch würde ausgeführt haben, wenn ihn nicht die Schwere seiner Füße gemahnt hätte, sogleich wieder die würdige Haltung anzunehmen, die sich für einen König geziemet.

Es geschah nun, daß Blanche schon vorher, als sie noch vor Ungeduld brannte, ihr geliebter Firmin Allard möchte endlich in Fontainebleau angekommen sein, dem guten König gestand, wen sie schon lange in ihr Herz eingeschlossen hatte. Da sie schlau war, hütete sie sich wol, zwei Dinge, die den König überraschen mußten, gleich auf Einmal vorzubringen. Es war dies erstens das Vorhandensein eines Waffenschmiedes von Avignon, den sie liebte, überhaupt, sodann ihre nähere Absicht auf eine Stelle in des Königs Armoirie. Beinahe hätte sie auch schon diesen ihren zweiten Stein vom Herzen fallen lassen, da der erste vom König nicht ungnädig aufgenommen wurde. Denn: „Hast Du einen Geliebten, dem Dein Herz angehört?“ hatte der König gesagt und dabei gelächelt. Er hatte dies nicht ohne einen kleinen Schimmer von Traurigkeit in seinen kranken Gesichtszügen gethan. „So will ich wünschen,“ fuhr er dann fort, „daß er Deiner würdig sein möge, Blanche, und wenn er aus Avignon ankommt, so will ich das Ver-

gnügen seiner persönlichen Bekanntschaft haben und vielleicht vermögen wir es, ihm nützlich zu sein; denn an Waffen können die Könige von Frankreich nie Vorrath genug haben."

Als dieses Blanche hörte, war sie schon über die Maßen fröhlich, küssete auch die Hände des Königs, was er besonders gern sah, da die Weiße und Zartheit derselben für untadelig gelten konnten. Leider versah sie es aber ein wenig, als sie begann, die Vorzüge und Schönheit Firmin Allard's zu rühmen. Denn als sie seines Lobes kein Ende finden konnte und sogar von der jugendlichen Stärke ihres Geliebten sprach, rümpften die Ehrenfräulein spöttisch die Nase, wandten sich ab und verbargen ihr künstliches, vielleicht nur zorniges Gelächter unter den Fächern, die sie sich bis tief unter die Augen vorhielten.

Doch auch der König zog seine gefärbten schwarzen Augenbrauen düster zusammen und wandte sich zum Gehen. Es war Blanche'n sogar, als hätte der finstere, krumme und schielende Herr von Montchenu ein Wort fallen lassen, das möglicher Weise so gelautet haben konnte wie: „Welch' eine einfältige Gans ist doch dieses Mädchen!" Sie hatte es nur nicht ganz deutlich gehört. Aber sie überlegte lange, daß sie eine Thorheit begangen haben müßte und welche?

Und siehe da! Als sie nun den ganzen Hof hinter den König sich wenden und diesem nachfolgen sah, da kam es ihr plötzlich wie eine Erleuchtung von oben, oder, um keinen Mißbrauch mit heiligen Dingen in solchen profanen Angelegenheiten zu treiben, die Zuflüsterung des schalkhaften Gottes der heidnischen Liebe sagte ihr, daß es wol eine große Thorheit mochte gewesen sein, zu einem alten und kranken König von der Jugend und Gesundheit anderer Menschen zu reden. Und in diesem Augenblick entdeckte sie auch, daß ja im Grunde von all' den anwesenden Herren des Hofes der König noch immer der Schönste und Gefälligste war; denn seine sämmtlichen Ritter und Räthe hinkten, schlorrten und gingen so krumm oder waren dermaßen mißgestalt, als kämen sie des geraden Weges aus einem Siechenhause und schleppten nur mühsam noch ihr Leben hin.

Kaum hatte Blanche diese Entdeckung gemacht, als ihr

noch zum Zweiten etwas Neues einfiel und sie ausrief: „Bei unsrer lieben Frau von Paris! Der Herr von Montchenu ist ja nur kurzsichtig, wenn er mit dem König geht, und wenn Herr von Brion mit mir allein spricht, kann er wie jeder Andere gerade aufrecht stehen, und der Großkanzler Herr von Tournon springt ja, so alt er ist, noch wie ein Rehlein durch die Alleen des Gartens, so er sich von Niemand beobachtet glaubt, beginnt aber sogleich erbärmiglich zu hinken, so er in den Schloßhof eintritt und etwa von den Fenstern unsres gnädigsten Königs und Herrn meinen könnte des Näheren beobachtet zu werden.

Wie sich nun so abenteuerliche Dinge zusammen vereinigen sollen, das zu ergründen, würde für einen Mann, der darüber die Bücher der Gelehrten hätte aufschlagen und die Meinung der Weisen befragen wollen, etwas lange gedauert haben. Ein weibliches Herz dagegen ist schlau und begreift die schwierigsten Dinge sehr rasch, womit ich nicht gesagt haben will, daß es nicht auch Ausnahmen geben könnte.

Blanche hatte nicht nöthig, erst ihren Großvater zu fragen, der ihr ohnehin keine Auskunft geben konnte, auch nicht einmal dem guten Franciscanermönch aus der Abtei, der ihr Beichtvater war, vertraute sie sich ganz, sondern ihre fünf Sinne sagten ihr, als sie den Firmin Allard endlich in der Ferne von dem Berge der Dreifaltigkeit bei Fontainebleau herabschreiten und ihr oben an der Kapelle schon mit seinem Hut und einem Tuche, das sie ihm selbst in Avignon geschenkt hatte, wie außer sich vor Freude winken sah: „O du liebe Zeit! Das wird schlimm werden! Mein guter Firmin ist ja für Fontainebleau viel, viel zu hübsch!"

Vorab freilich hatte Blanche eine viel zu große Freude an der stattlichen Schönheit ihres Firmin, der im leichten Lederwamms mit gepuffeten Hosen, einem weißen Hute mit wenn auch kleinen doch rothen Federchen, wie ein junger Trompeter von den Musketieren des Königs an ihrem Arme stolzierte und ganz gut eine große rothe Feder am Hute hätte tragen können, um für einen der anmuthigsten Cavaliere der Garden des Königs gehalten zu werden. Immer noch hoffete sie auf eine günstige Gelegenheit, dem Könige bei guter Laune

zu begegnen und ihm ihr Anliegen wegen der Armoirie und ihrer Heirath auch ohne Firmin Allard vorzustellen.

Wie es nun aber geschieht, daß man lange über einen Plan nachsinnt, dessen Gelegenheit uns plötzlich, ehe noch dessentwegen ein Entschluß fertig geworden ist, wie man zu sagen pflegt, ungedunken überkommt, so wandelte auch Blanche bald darauf durch eine von hohen Linden überschattete Taxushecke mit ihrem geliebten Firmin in des Königs Garten und hatte gerade den Arm des schlanken, freundlichen und liebevollen Jünglings auf ihrer Schulter ruhen, als wider Erwarten aus einem Querwege der ganze Hof dahergeschritten kam, den König an der Spitze und wie es schien, heute nicht mit der freundlichsten Geberde. Alle gingen sehr rasch, denn der bucklige Messire Claude hatte das dem Könige der besseren Erwärmung seines Blutes wegen für einige Zeit angerathen.

Wie Blanche von ferne her den Hof und den König eilends ihr zuschreiten sah, gab ihr der Anblick der schönen Damen und der wiederumb um den etwas wie im Hahnentritt schreitenden König versammelten alten und häßlichen Männer den plötzlichen Gedanken ein, auszurufen: „Bei allen Heiligen, Maria, Joseph und Deinem Schutzpatron! Ich bitte Dich, Firmin, hebe ein wenig eine Deiner Schultern in die Höhe und laß den König glauben, daß Du mißwachsen seiest! Es wird uns besser thun unser ganzes Leben lang!“

Da Firmin solches hörte, sprach er: „Blanche, ist es Deine Absicht, um Messire Triboulet's Stelle für mich anzuhalten und aus mir des Königs Hanswursten zu machen?“

„Nein! Beim Heil aller Seelen!“ erwiderte Blanche mit heftigstem Zittern und weinendem Tone: „Guter, lieber Firmin! Gieb den Stolz auf Deine prächtige Leibesbeschaffenheit einen Augenblick dahin und beleidige das Auge des großen Königs nicht durch Deine gefährliche Jugend und ihn störende Anmuth. Du bist mein allerliebster und schönster Firmin und ich möchte Dich gleich hier vor den fürnehmsten Herrschaften Frankreichs küssen; aber ich bitte Dich! Einige Augenblicke Mißwachs bringen uns, so Gott will, fünfzig Jahre guter Ernte ein!“

Und als Blanche also gesprochen hatte, war der Hof auch

schon dermaßen nahe, daß es die höchste Zeit wurde, einen Entschluß zu fassen. Wie es dann aber geht, daß oft in dem Beispiele anderer Menschen eine ansteckende Kraft liegt, die uns sogar in die Lage bringen kann, wider unsern Willen unter hundert einfältigen Menschen zuweilen am eigenen Verstande irre zu werden und eben so dumm zu werden, wie es andere sind, ob sie gleich die Halskrause eines Rathsherrn tragen, also zog es auch den Firmin Allard gleich wie unwillkürlich, in dem Augenblick, da er nur Menschen mit den Gebresten des Alters vor sich sahe, ordentlich mit Gewalt, den kecken Trotz seiner anmuthigen Jugendlichkeit aufzugeben und voll Schüchternheit gerade so, wie es seine geliebte Blanche gewollt hatte, sich gleichfalls als einen Mann fürzustellen, den die gütigste und beste der Frauen, die gute Mutter Natur, trotz seiner schönen Gesichtszüge und seiner ansehnlichen Leibeslänge doch schadenfroh an unrechter Stelle mit Ueberfluß bedacht hatte.

Nicht auf den Plotz, sondern in allmäliger Vorsicht hob er langsam von seinen Schultern die rechte in die Höhe und stand vor dem König, als nun dieser herangeschritten war, wie das seltsamste Ungethüm da, das sich auf Jahrmärkten hätte können in Schaubuden sehen lassen.

Hatte der König aus Aerger über den strengen Arzt Claude vorher gar finster und verdrießlich geschaut, so ergriff ihn jetzt beim Anblick eines viel unangenehmeren Verdrusses, den Blanche's schon in der Ferne sogleich für diesen erkannter Liebster zu tragen hatte, eine solche ausnehmende Heiterkeit, daß er in das Gelächter des ganzen Hofes einstimmte und betheuerte, es müßte doch wahrlich eine Unordnung in den Gestirnen vorgekommen sein, daß jetzund in Frankreich so viele mißgestalte Krüppel geboren würden; denn selbst die schönsten Männer, die man aus dem anmuthigen Lande der Provence mit Sehnsucht erwartet hätte, träfen mit Schäden ein, die selbst der Doctor Claude da nicht heilen könnte, anmaßen es dieser wol an sich selbsten würde gethan haben.

Und so groß war nun das Vergnügen des Königs, daß er auch jetzt dennoch wiederum der schönste Mann in Fontainebleau geblieben war, daß er zu Firmin Allard heran-

schritte, ihme vom schuldigen Niederknieen gnädiglich abwinkte und die Hand auf seine rechte Schulter legende die Worte sprach: „Mein armer Firmin Allard, hast Du so lange den Hammer geschwungen, daß Dir am Ambos zuletzt die Schulter so störend herauswachsen mußte? Armer Junge!"

Blanche, mit schneller Besinnung und ängstend, ihr Firmin würde aus Verlegenheit etwas Unschickliches sprechen, fiel rasch ein: „Nein, mein gnädigster König und Herr, das hat der Firmin von einem bösen Fall, da er noch nicht laufen konnte. Es hindert ihn indessen nicht, der beste Diener seines Königs zu sein und es giebt Schwertklingen von ihm genug, die so schön gearbeitet sind, daß man sie wie im Kreise biegen kann, was leider zum Theil in seiner Jugend hätte mit dem Firmin selbsten geschehen sollen."

„Bei St.-Denis," antwortete der König voll sichtlichen Wohlbehagens an dem artigen Schatten, den noch immer sein Körper längs der röthlichen Abendsonne, die gar lieblich durch die Blätter des grünen Parkes schien, warf, „dann wünscht' ich, Blanche, daß er sich selbsten noch unter seinen Ambos kriegen könnte, um sich gerade zu klopfen. Ich will ihn dazu als Werkmeister in meiner Armoirie anstellen. Heirathet Euch bei Zeiten, damit man Euch in Paris diesen schmucken Burschen nicht rauben möchte, Blanche. Hahaha! Und wie sehr ich Euch Beiden in Gnaden gewogen bin, werdet Ihr sogleich sehen."

Damit lachte der König wieder über die Maßen und ging mit dem ganzen Hofe, der gleichfalls, wie sich gebührte, in seine gute Laune mit einstimmete, vorüber, um in einem nahegelegenen Pavillon die Bestallung Firmin Allard's in einem Briefe an den Hauptmann seiner Armoirie eigenhändig niederzuschreiben.

Aber es lachten die Meisten der Gesellschaft auch deshalb, weil sie der kleinen und vom Könige so bevorzugten Blanche die Demüthigung gunnten, ihren Anfangs so gepriesenen Liebhaber nunmehro auch als einen doch eben nur Verwachsenen vorstellen zu müssen; nur einige Wenige, die den Firmin Allard schon vorher gesehen hatten, schüttelten den Kopf über die Dreustigkeit dieses Mädchens und des jungen Burschen

Verschmitztheit. Wenn sie nicht selbst Alle in Paris viel leichter gehüpft und gesprungen wären denn in Fontainebleau, so würden sie auch nicht geschwiegen haben. So aber hüteten sie sich wol, den verdrießlichen und grämlichen König auf den Betrug aufmerksam zu machen, den man mit ihm gespielt hatte, so sehr sie innerlich über die ganze Welt ergrimmt waren und dem Könige eigentlich von Herzen gunnten, einmal zu entdecken, wohin seine Eitelkeit und schon zur Gewohnheit gewordene Gefallsucht die Menschen, die ihm dienen wollten, führen müsse.

Während jetzt der König zum Pavillon schritte, um das Patent für Firmin Allard auszufertigen, folgten die beiden Liebenden für Freude lachend und beinahe singend, wie der Franzosen Art ist. Den Ehrgeiz, ein schönes Paar zu sein, hatten sie so vielen vornehmen Herrschaften gegenüber zwar in den Wind geschlagen, aber Blanche zwickte dem Firmin fast die Finger ab, um ihr Lachen zu verbergen, und dieser stand mit seiner hohen Schulter verdutzt und unentschlossen, so lange der Hof auf einige Zeit verschwunden war. — „Blanche," sagte er dann, „welche Possen treibst Du?" — Diese aber, statt aller Antwort, zog ihn in ein Gebüsch, küßte ihn und sprach: „Ruhe Dich ein wenig aus, lieber Junge! Ich werde Wache stehen, bis der König aus dem Pavillon zurückkommt. Haben wir das Patent für des Königs Armoirie, so setzest Du Dich auf ein gutes Pferd und reitest sogleich gen Paris. In drei Wochen segnet uns der fromme Bruder Franciscus auf dem halben Wege zwischen hier und Paris ein, wo es sicher wie in der Christenheit überall eine gute Kapelle mit dem zu einer richtigen Heirath Nöthigsten geben wird."

Es traf sich nun aber, daß der König im Pavillon dem Leibarzt Messire Claude begegnete und mit diesem nach einigen Zeilen, die er an den Gensdarmen-Hauptmann von Montaigu, den Vorsteher seiner Armoirie, geschrieben, in folgender Weise ein Gespräch anknüpfte: „Saget mir nur, Messire Claude, woher trifft es sich, daß die Leute Eurer Statur in meinem Königreich jetzt so unnatürlich um sich greifen?"

Messire Claude war schon gewohnt, daß sich der gute

König gern auf Kosten anderer Menschen im Spiegel seiner eingebildeten Vorzüge erblickte. Er erwiderte daher, ohne im mindesten beleidigt zu sein: „Mein gnädigster Herr und König! Ohne im geringsten einräumen zu können, daß sich diese traurige Entdeckung wirklich bestätigen sollte, so könnte, wenn sie wahr wäre, nur der Leichtsinn mancher Mütter Schuld daran sein, welche ihren Kindern nicht die liebevolle Obhut schenken, die sie von Gott und Rechts wegen verdienen. Würdet Ihr auf Jedes im Verlaufe der Erziehung verwachsende Kind eine Steuer legen, so die Eltern zu zahlen hätten, so könntet Ihr versichert sein, gnädiger Herr, daß bald die Franzosen wieder so schlank und ebenmäßig wie dort die Pappeln wachsen würden."

„Nun, bei Gott," sagte der König und streute den Sand auf den Zettel an den Hauptmann von Montaigu, „wahrhaftig, Messire Claude, dann hätte unser Schatzmeister gute Tage und die Löhnung meiner Gensdarmen sollte mir keine Sorge mehr machen; denn die Buckel nehmen überhand. Saget mir nur, guter und gelehrter Doctor, ist dieses unnatürliche Uebel denn mehr ein wildes Fleisch oder ein knorpelhafter Anwuchs, oder worin gefällt es der Laune der Natur, die sonsten eine so herrliche und gemäßigte Künstlerin ist, bei Euresgleichen, wie es Meister Lionardo von den jungen Malern seiner Zeit sagte, so stark aufzutragen?"

Während der Hof die Heiterkeit des Königs durch Gelächter unterstützte, ergab sich Messire Claude ruhig in sein Schicksal, so gefoppt zu werden. Er wußte wol, daß der König diese Art zu spotten für eine besondere Gnade angesehen wissen wollte und entgegnete daher auch nur diese einfachen Worte: „Es würde zu weit führen, mein gnädigster Herr und König, Euch den Bau eines richtigen Buckels auseinanderzusetzen. Er muß zunächst aus einer Verkrümmung des Rückgrates hervorgehen, wird dann eine Verwilderung des Zellgewebes und zuletzt eine ganz unschädliche Zierde aller Männer von Witz und Scharfsinn; denn Ihr werdet nicht leugnen wollen, gnädiger Herr, daß die Natur schon von des fabulosen Aesopi Zeiten an bis auf den Doctor Claude herab bei meines Gleichen für die Unzierde des Höckers immer wieder

einen Ersatz an Verstandesgaben geschenkt hat, was bei den Lahmen, Gichtischen, den Podagristen, den Schielenden und Einäugigen keineswegs der Fall ist."

Diese Worte betonte Messire Claude mit einem so scharfen Blick auf die Umgebungen des Königs, daß diese im Gefühl ihrer wirklichen oder übertriebenen Gebrechen zu lachen aufhörten und es lieber gehabt hätten, dieser ganze verfängliche Gegenstand wäre nun von dem Könige verlassen worden.

Indessen täuschten sie sich in selbiger Hoffnung. Denn der König hörete nicht auf. „Das ist gut geantwortet!" sagte er geschmeichelt durch den Aerger seines Hofes und wandte sich von den Stufen des Pavillons wieder in den Garten zurück, den die Abendsonne gerade mit anmuthig spielendem Lichte erfüllte. Und indem er nach Blanche und Firmin Allard, die sich auch schon voll glücklichster Hoffnung von ferne näherten, ausschaute, fuhr er fort: „Nur das ist doch eigen, Messire Claude, daß Eure tolle Spielart der Natur keine gleich wiederkehrenden Gesetze zu beobachten scheint. Ich habe doch schon Buckel gesehen, die wie Mantelkrägen oder Krausen von Rathsherren um den Hals zierlich aufgesetzt schienen, andere, die sich wie das Vordertheil einer Gondel so hinten an einen Menschenrücken paßten. Wo aber das Uebel blos in die Schulter gefahren ist, da habe ich doch gefunden, daß es sich weit öfter in die linke als in die rechte Schulter zieht. Obwol sich auch darin Ausnahmen finden. Jener Bursch z. B., den ich soeben nach Paris in meine Armoirie als Werkmeister schicken will, machte eine fürnehmliche Ausnahme. Ihm ist das Uebel in die rechte Schulter gefahren. Ich sah ihn ausdrücklich vorhin darauf an. Da er seines Gewerbes ein Waffenschmied ist, so wird ihm gut thun, nicht länger selbst den Hammer zu schwingen, sintemalen sonst Gefahr steht, der Arm des guten Firmin möchte nicht mehr im Stande sein, zum schönen Urbild der Joconde herabzureichen, diesem hübschen Mädchen, dem ich wahrhaftig einen bessern Geschmack zugetraut hätte." — So scherzend und auf Königs- oder Löwenart im Gefühl seiner Stärke mit dem Schwachen spielend, nahte sich Franz mit dem Hofe wieder dem harrenden Paare.

Blanche hatte Wache gestanden und Firmin Allard aus

dem Busch, wo er die Schulter ausruhte, wieder hervorgerufen, da sie des Königes ansichtig wurde. Der arme Narr stand just neben Blanche, aber zufälligerweise dieses Mal auf einer andern Seite denn vorhin bei des Königes erster Begrüßung. Ohne seines Irrthums gewahr zu werden, hatte Firmin aus natürlichem Triebe die Schulter an derjenigen Seite gehoben, wo gerade Blanche nicht neben ihm stand. So vorerst die rechte und dieses Mal, ohne daß er es merkte, unglücklicherweise die linke Schulter. Wie der König nun näher kam und noch eben von Firmin's Verdruß an der rechten Schulter sprach und gegenwärtig diese auffallende Veränderung wahrnahm, blieb er Anfangs wie erschröckend stehen. Alle Anwesenden sahen sogleich, was ihn so stutzen machte. „Wie? was ist das?“ rief der König, als er die Mißgestaltung jetzt an Firmin's linker Schulter erblickte.

Wol besann er sich, daß er früher seine rechte Hand hatte erheben müssen, um sie dem jungen Mann auf seine rechte Schulter zu legen, und nun hätte er dazu die linke wählen müssen. Darob verfinsterte sich des Königes Auge. Zornig that er einen Schritt zurück. Der ganze Hof folgte seinem Beispiel und so gewohnt war König Franz, in Augenblicken, die sein Nachdenken oder seine wahre königliche Würde in Anspruch nahmen, die Einflüsterung der Eitelkeit abzulehnen, daß er sogleich die absichtliche Täuschung erkannte. Er murmelte einige unverständliche, aber zornige Worte und verrieth, daß sich auch die Beschämung zu seinem heftigsten Unmuth gesellte. Das Papier zitterte in seiner Hand. Die Vorstellung, daß es schon für eine ausgemachte Sache galt, Jugend und Schönheit beleidigten sein Auge und sein eitles Herz, wirkte so niederschlagend auf ihn, daß er bebte.

Blanche sah sogleich die traurige Veränderung und wußte voll Todesangst keinen Rath; denn auch Firmin Allard hatte nunmehro alle Dreustigkeit verloren und verstellte sich nicht mehr. Ueberwältigt von ihrer Angst, warf sich Blanche dem Könige zu Füßen und bat weinend um Vergebung, wenn sie den gnädigen Herrn irgendwomit beleidiget hätte.

„Womit?“ rief der König voll Grimms und stieß den Firmin Allard, der schon vor Angst ganz in seiner natürlichen

Gestalt vor ihm stunde, zurück, denn er wollte Platz haben. Hurtig ging er von dannen, begleitet von den lautlosen Hofleuten, die nun den Schelmenstreich insgesammt erkannten und von der Leidenschaft des beleidigten, in seiner großen Schwäche grausam aufgedeckten Königs die bitterste Strafe für die beiden jungen Leute erwarteten.

In diesem Augenblick geschah es aber glücklicherweise, daß fernher von der Abtei der Franciscaner ein Glöcklein ertönte. Es war die Stunde des Angelus, den jeder rechtgläubige Christ beten muß, wenn er das Glöcklein höret, sei es auf dem Felde oder im Walde oder wo sonst draußen oder in seinem Hause, sei's Hütte oder Palast.

Mitten in seinem Zorne und seiner Beschämung mußte der König stehen bleiben. Er hielte auch seinen Hut, den er sich abgenommen, vor die Augen, um zu beten, so lange das Glöcklein lautete. Und Alle folgten seinem Beispiele und neigeten sich scheinbar vor Demuth; doch lugeten sie unter ihren Fächern und Hüten nur nach dem Auge des Königes, der noch zerknittert das Schreiben an den Hauptmann von Montaigu in seinen Händen hielt. Einige zwanzig Schritte davon lag Blanche auf den Knieen und Firmin Allard stund ihr zur Seite, als drohte ihnen eine Strafe, die an's Leben gehen konnte.

Nur der König allein schien ganz mit jener Aufforderung zum Gebet beschäftigt, die das Glöcklein von der Abtei an alle Menschen richtete, die es gerade hören kunnten, mochten sie auch mitten im Ausbruch einer Leidenschaft oder mitten in einem Werke begriffen sein, wo dem sündigen Menschen eine derlei Mahnung des Himmels nicht ungelegen kommen kann. König Franz betete ernstlich und schien in seinem Hütlein sich zu besinnen, daß auch er ein gnadebedürftiger Mensch wie Alle war. Als der letzte Ton des Angelus verklungen, sagte er mit zwar noch leiser aber nicht mehr böser Stimme, daß Alle horchten: „Wir wollen morgen nach Paris zurück, wo ich bisher geglaubt hatte, daß man allein die teuflische Kunst der Lüge und Verstellung übe. Ich sehe mit wahrer Betrübniß, daß auch unter diesen meinen schönen Bäumen von Fontainebleau keine Wahrheit zu finden ist!“

Und dann rief er einem Kämmerling und gab ihm das zerknitterte Blatt mit den Worten: „Kämmerling, gehet zu dieser bösen und spitzbübischen Blanche, die ohne Zweifel den armen Tropf gezwungen hat, seine jugendliche und wohlgefällige Gestalt vor mir zu verbergen. Den Augenblick soll sie mit dem Werkmeister meiner Armoirie nach Paris reisen. Ich mag sie weder hier in Fontainebleau noch sonst mit Augen wiedersehen."

Dieser Kämmerling ging und vollzog des Königes Befehl. Das junge Paar hatte den schönen Ausgang nicht erwartet. Es wollte nun dem Könige nacheilen, um durch einen Fußfall zu danken. Der Kämmerling sagte aber, daß der König solches verboten hätte, hielte sie zurück und wehrte ihnen im Ernst zu folgen. Er wiederholte: „Der König will Euch Beide nicht in Fontainebleau überhaupt und sonst nirgends mehr sehen."

Als die jungen Leute das höreten, waren sie zwar Anfangs betrübt. Wie sie aber allein stunden und das Papier gelesen hatten, das der König an den Hauptmann von Montaigu eigenhändig geschrieben hatte, wurden sie wieder froh, umarmten sich und sagten: „Das hat Gott gewollt! So gut haben wir es nicht erwartet."

* * *

Der König hatte das aber vom Nichtwiedersehen nur so gesagt. Er blieb darum doch dem jungen Paare, als es sich geheirathet hatte und nach Paris gezogen war, gnädig und sah es in Paris noch oftermalen, und als Blanche Allard den ersten Sohn geboren, bat sie den König durch ein schönes Schreiben, welches ihr wieder der gute Bruder Franciscaner aufgesetzt hatte, als er gerade zu Paris in Ordensgeschäften war, Ihre Majestät möchte aus hohen Gnaden des Kindes Pathe sein.

Und König Franz hub es auch aus der Taufe durch seiner Kammerherren Einen. Es wurde jedoch in die Kirchenbücher von St.-Germain Auxerrois, welches die führnemste Kapelle in Paris dicht am Louvre ist, so eingetragen, als wenn es der König selbsten gethan hätte.

Und als er nach der Taufe seine junge Frau Schwertfegemeisterin eines Tages besuchen und überraschen wollte, hatte man vom Louvre aus es ihr vorher, wie das so geschiehet, schon gesteckt. Ihr Mann, der eben von der Werkstatt kam, wollte rasch eilen um sich zu waschen und wie sich gebühret auf's Sauberste zum Empfang des Königs, nunmehro seines Gevatters, zu reinigen und zu kleiden, denn er war so schwarz, als käme er aus der Hölle. Blanche aber sagte zu ihm: „Laß das nur, lieber Firmin, bleibe ja so wie Du bist!"

Und wie der König kam, da schien ihm das baß zu gefallen. Denn nachdem er Allard draußen begrüßet hatte, und bei der schönen jungen Frau nun selbsten eintrat, sagte er: „Pfui! Blanche! Pfui! Was ist Dein Mann für ein großer schwarzer Teufel!"

Blanche lachte sehr und der König wollte nun nichts mehr, da sie davon anfing, von Fontainebleau wissen, sondern war so gnädig, daß er der schönen jungen Frau und seiner Gevatterin ein prachtvoll schweres goldenes Schaustück umhenkete, darauf er selbst abgebildet war, nicht so, wie er jetzt ausschaute, sondern so schön und anmuthig, wie er in seiner Jugend gewesen.

Es wurde aber zuletzt recht schlimm mit König Franz. Er legete sich und verließ auch in Kurzem diese irdische Welt, wo nichts vergänglicher ist als Schönheit und Jugend und diese auch für Könige nicht bestehen bleiben will, wenn sie es auch gemeiniglich, wie noch vieles Andere, was anzuführen hier zu weit geführt haben würde, nicht gerne hören und erst nach langer Zeit durch einen solchen Zufall entdecken mögen, wie damals König Franz in Fontainebleau.

Die Diakonissin.

(1855.)

I.

Es war dreißig Jahre vor den Ereignissen, die wir erzählen wollen, und in einem Augenblick, wo vielleicht eine Gesellschaft Studenten auf dem Brocken oder der Schneekoppe oder ein fröstelnder, um die Nachtruhe betrogener Trupp Schweizerreisender auf dem Rigi stand, um den Aufgang der Sonne zu beobachten, während zu gleicher Zeit auf der andern Hemisphäre der Erdkugel in den Gewässern des Stillen Oceans eben die Nacht anbrach.

Gewaltig warf sich die Woge an die Spitze eines Vorgebirges auf der Insel Java. Hochauf spritzte ihr Schaum zu einer einsamen Palme, dem vorgeschobenen Wächter einer kleinen Niederlassung, die tiefer hinein in die zerrissenen Thalschluchten der gebirgreichen Insel ihre Wohnhäuser liegen hatte, ihre Zeltdächer, ihre Veranden. Nur auf den höchsten Bergkuppen lag das Gestein offen zu Tage, tiefer abwärts bedeckte es die Pracht der südlichen Flora und entsendete Zauberdüfte, die selbst Denjenigen noch berauschten, der sich an das Einathmen einer ewigen Blüthenatmosphäre hier schon gewöhnt hatte.

Die Nacht ist die Feierstunde dieser schönen südlichen Welt. Sie bricht an, selbst nur vergleichbar dem sich erschließenden Kelche einer jener Wunderblumen, zu denen wir in unseren Treibhäusern emporblicken wie zu beseelten Wesen, zu Sitzen feenhafter Geheimnisse; sie ist selbst ein Traum, den die schlummernde Natur zu träumen scheint. Goldgelb schwimmt der Mond, der Erde näher gerückt wie zur unmittelbarsten

Zwiesprache mit ihr, geisterhaft in einem Meer lichtheller, wie Nebel zerfließender Wolken. Ein Dämmerungsschleier webt sich über jede Fernsicht und deckt die schlummernden zur Ruhe geschlossenen Kelche der Mimosen, während die Riesenfächer der Palmen nur vom leisen Winde des Meeres dann und wann feierlich bewegt sind, sanfte Kühlung Allem zufächelnd, was in dem stillen Raume lebt. Die Düfte wechseln in den sich umwerfenden Strömungen der Luft je nach neuen Blüthen, deren Geburtsstunde die Pflanze gerade in der Nacht überrascht. Leuchtkäfer blitzen auf wie funkelnde Diamanten, mit denen sich das All schmückt. Am äußersten Rande des Horizontes zuckt es von Blitzen ferner, stiller, ungehörter Gewitter, die Lüfte entladen sich in elektrischen Pulsschlägen, die Niemand fühlt und die Niemanden erschrecken. Dieser Traum der Nacht wäre in seinem Stummsein beängstigend, wenn nicht aus dem Blüthenwalde der Bergschluchten zuweilen die menschenähnliche Stimme des wilden Maku oder ein Heulen der in den Reisfeldern streifenden Tiger und Schakale vernehmbar würde.

Ein junger Offizier von der Garnison der nahegelegenen kleinen holländischen Veste Samarang verschlief auf weicher Matratze diese Zaubernacht. Er hatte von seiner Garnison einen Ritt von einigen Meilen gemacht, unter mancherlei schmerzlichen Empfindungen auf dem einsam gelegenen Landhause den Abend zugebracht und war dann nur mit dem einzigen Gedanken zur Ruhe gegangen, die Netze, die sein Lager umgaben, um dasselbe vor dem Besuche der Mosquitos, der Scorpionen oder Fledermäuse zu schützen, sich so dicht wie möglich zuzuschließen. Wie es bei heftigen Ermüdungen zu gehen pflegt, folgt auf den ersten bleischweren Schlaf einiger Stunden oft ein Erwachen, wo die Sinne zwar betäubt sind, sich aber die Augenlider stundenlang nicht wieder schließen wollen. Der junge Offizier, unbewußt klarer Vorstellungen, legte sich nach Mitternacht bald auf diese, bald auf jene Seite, lüftete, um sich der Hitze zu erwehren, die leichte, feine Bastdecke, lauschte dem Summen der Käfer, die Gelegenheit gefunden hatten durch die gestreiften Vorhänge des offenen Fensters einzudringen und jetzt in das zarte Netzgatter seines

Lagers Eingang suchten; doch brachte ihn nichts aus seinem traumwachen Zustande, nichts aus einer gebundenen Schwere seiner Sinne. Er hörte sogar Fußtritte über sich, hörte das Knarren des Bodens der leichtgebauten Wohnung des Wirthes, unterschied deutlich, daß dieser hinaustrat auf die Altane, die von einer Palme beschattet den Blick auf den fernen Spiegel des Meeres bot. Der junge Offizier war diese nächtliche Unruhe seines Wirthes schon gewohnt. Es war ein Kranker, den er von seiner Garnison aus zuweilen besuchte, der Oberst seines eigenen Regiments.

Keine Woche verging, daß nicht der junge Lieutenant Gerhard Hartlaub, von Geburt ein Deutscher, hinausritt in die stille Einsiedelei seines auf unbestimmte Zeit beurlaubten Chefs. Van der Busch, ein Holländer, hatte sich durch Tapferkeit gegen die aufsätzigen Eingeborenen und eine gegen die eigenen Untergebenen hier nothwendige strenge Mannszucht früh zu den höheren Graden emporgeschwungen. In einem Alter von fünfundvierzig Jahren schon trug er die Epaulettes des Obersten. Sein Regiment stand theils in Samarang, theils war es in einzelnen kleinen Forts und Bastionen zerstreut, die zur Obhut der Gebirgspässe in oft gefährlichster Einsamkeit bis tief in die Sitze der Ureinwohner angelegt waren. Oberst van der Busch hatte auf seiner letzten Reise nach Europa im Haag dem Kriegsminister seinen Dank für die ihm gewordenen raschen Beförderungen aussprechen wollen und bei dieser Gelegenheit Deutschland besucht. In einer großen norddeutschen Hauptstadt machte er die Bekanntschaft eines jungen gebildeten Mädchens, Namens Natalie Hartlaub. Tochter eines Beamten, stand sie mit ihrer Mutter und einem um Ein Jahr jüngeren Bruder, der die Landwirthschaft lernte, allein. Die Bewerbung des stattlichen, wohlhabenden, mit Orden geschmückten fremden Kriegers hatte den gewünschten Erfolg und so anhänglich und edel waren die Empfindungen des Obersten van der Busch, daß er seiner jungen Braut nicht etwa zumuthete, die Mühseligkeiten einer so langen Reise zu ertragen und sich von dem heimathlichen Boden trennen zu sollen, er versprach seinen Aufenthalt künftig in Deutschland zu nehmen. Da die Pension, die er

zu beziehen hoffen durfte, nach der Länge seiner Dienstzeit bemessen wurde, so wollte er, um ein gewisses, sein ganzes zukünftiges Leben angenehm sicherstellendes Maß zu erreichen, noch auf drei Jahre nach Java zurückkehren. Die Zartheit seiner Empfindungen ging so weit, daß er seiner Braut eine Sicherstellung für ihre Zukunft in aller Förmlichkeit gab. Die Reise war mit Gefahren verknüpft, das Fieber richtete unter den Europäern auf Java Verheerungen an; so schied van der Busch von Deutschland fast schon wie der Gatte seiner Geliebten, er kaufte sie für den Fall seines doch möglichen Todes in eine Londoner Lebensversicherung ein. Und um die Beweise der liebevollsten, ja fast väterlichen Fürsorge für das Wohl der Familie, mit welcher sich der Edelgesinnte verbinden wollte, noch zu vermehren, machte er dem Bruder seiner Braut den Vorschlag Soldat zu werden, in holländische Dienste zu treten und mit ihm als ein immer gegenwärtiges Pfand seiner zukünftigen Hoffnungen nach Java zu gehen. Der junge Oeconom willigte ein. Er folgte seinem künftigen Schwager mit der ganzen sorglosen Freudigkeit, wie die Jugend einem ihre Zukunft neu und wunderbar bestimmenden Geschick entgegengeht.

Indessen schon auf der Reise nach Holland, von da nach Paris, nach London, wo van der Busch den Einkauf in die altberühmte Lebensversicherung Equitable Society anordnete, und von dort nach Holland zurück, kam ein geheimer Zustand zur Sprache, der schwer und drückend auf van der Busch's Gemüth lastete. Der Oberst war krank. Er consultirte in Paris und London die berühmtesten Aerzte über ein Uebel, das er seinem jungen künftigen Schwager lange nicht nannte. Es ist der Zweck dieser Blätter, das Nachdenken und Mitgefühl mitten in die Stätten menschlicher Leiden zu führen. Wir wollen jene künstliche Welt des ewiggleichen Glückes, der immer jungen und frischen Kraft des Leibes, um tausend romantische von Dichtern geschilderte Schicksale des Herzens befahren zu können, einmal umgehen und das Auge zwingen, den wahreren Bedingungen unseres Daseins, die in der Gebrechlichkeit unserer Maschine selbst liegen, Stand zu halten. Möge Der, den es stört von Leiden zu lesen, diese Blätter

aus der Hand legen. Wir beginnen damit, daß wir die wunderbarste Pracht der Erdenschöpfung nicht zum Schauplatz eines unsere Herzen mit Seligkeit durchschauernden idyllischen Glückes machen, sondern zur Lagerstatt eines Kranken, eines von Schmerz Gepeinigten, eines oft die Luft mit Weheschrei und Klageseufzern laut erfüllenden Märtyrers. Dem Charakter unserer Mittheilungen entspricht es, daß auch nicht etwa gesagt werde, Oberst van der Busch litt an Uebeln, deren nähere Bezeichnung nur den Arzt interessiren könnte; wir haben dem Zweck dieser Blätter gemäß das Leiden zu nennen, das sich drei Jahre nach jenen geheimen Consultationen in Paris und London bis zu jener Katastrophe steigern konnte, die der junge, inzwischen zum Offizier beförderte Gerhard Hartlaub ahnte, als er in jener wunderbaren blüthenduftdurchzogenen tropischen Nacht plötzlich auf seinem einsamen Lager einen Pistolenschuß hörte. Die kleine, halb aus Binsen und Rohrgeflecht gebaute Villa dröhnte mächtig und schwankte von der Wucht eines zusammenbrechenden Gegenstandes. Hartlaub sprang auf. Alle Bilder des wachen Traumes waren verschwunden. Er riß das bergende Netz seines Lagers auseinander, warf seinen Mantel über, ergriff fieberhaft schnell die Lampe, die zum Verscheuchen der Tiger und Schakale hinter dem Mousselin-Vorhange des offenen Fensters immer brennend stand, stürmte die schwankende Stiege zu den Zimmern des Obersten hinauf, stieß die zur Altane führende Thür zurück und fand vom Monde und den Sternen beleuchtet den jammervollen Anblick einer in ihrem Blute schwimmenden Leiche.

Krampfhaft noch hielt die rechte Hand des Obersten van der Busch die tödtliche Waffe. Ein Blutstrom schoß aus dem Munde des nicht ganz zersprengten Hauptes, das sich rückwärts an die Brüstung der Altane lehnte — die herüberlangenden breiten Fächer der Palme beschatteten es. Der Unglückliche war im Nachtgewande. Offen lag die Brust, die noch keuchend das Leben langsam verhauchte. Der Stern des Auges war schon gebrochen. Hülfe ließ sich entbieten, aber sie war vergebens. Cogho und Zadock, zwei brave Neger mit starraufgerissenen Augen, ebenso wie Hartlaub aus dem Schlaf

erweckt, standen hinter ihm, unfähig ein Wort zu sprechen. Schon heulten, vielleicht die Witterung des Blutes spürend, die wilden Wächter der Niederlassung, gewaltige Hunde an der Kette rasselnd. Das Entsetzliche war geschehen und wenn etwas den Umstehenden die Besinnung wieder geben konnte, so war es die Gewißheit eines längst so geahnten Endes, die Bestätigung einer vorausgesehenen Befürchtung durch die nun beendeten Leiden des Obersten. Sie waren drei Jahre hindurch namenlos gewesen.

Oberst van der Busch litt (wir schildern Menschendasein, wie es ist) an dem in Guinea, nicht selten aber auch in anderen tropischen Gegenden vorkommenden Goldwurm, einem im menschlichen Körper sich einnistenden und flechtenartig um sich greifenden Insecte, dessen Ei sich vielleicht im Schlaf oder sonst zufällig in der menschlichen Hautoberfläche ablagert, erst unmerklich sich entwickelt, dann polypenartig um sich greift, die edelsten Theile umschlingt, das innerste Leben des Menschen aufsaugt, ihn mit brennenden Schmerzen peinigt und erst mit dem Tode seines Wohnsitzes stirbt. Wenden wir uns von einer Schilderung dieses Leidens nicht ab. Es ist da: warum sollte man es nicht nennen? Van der Busch kannte sein Uebel nicht, als er Europa wiedersah; es war noch im Beginn und schien gefahrlos, eine Hautkrankheit, eine Flechte. In London erst erkannte ein berühmter Arzt den Goldwurm. Heilungsversuche schienen einen Erfolg zu verbürgen. Die Seereise verlief ohne weitere Befürchtungen, doch die Sonne des Aequators fachte den nur halb erstorbenen Lebenskeim des Thieres wieder auf's Neue an und ein Mensch, das Ebenbild Gottes, der Beherrscher der Natur, der glückliche Erbe der Schönheiten dieser Erde, ein guter, edler, seinen Pflichten ergebener Mann war bestimmt zu leben für ein Thier, das in ihm seine Wohnung genommen hatte!

Alle Bemühungen der Aerzte, von denen die geschicktesten unter den Eingeborenen selbst lebten, waren vergebens. Van der Busch zog sich auf jene stille Einsiedelei zurück. Das oberste Commando von Batavia ertheilte ihm einen unbestimmten Urlaub. Nur bedient von Eingebornen, zu deren natürlichen Geistes- und Herzensanlagen er immer die größte

Zuneigung gehabt hatte, führte er auf seiner Villa ein dem Schmerz und der Philosophie gewidmetes Leben. Seine untergebenen Offiziere, auch Priester und Häuptlinge befreundeter Stämme besuchten ihn und hofften ihn durch Gespräche und Geschenke zu erheitern. Und unter jenen war sein treuester Gefährte der junge Hartlaub, der Bruder der fernen Geliebten, die den klagenden Ton der Briefe, die aus Java kamen, nur aus dem Schmerz über die weite Entfernung herleitete. Vor seinem künftigen Schwager hatte van der Busch über seinen Zustand kein Geheimniß, doch waren Beide darüber einig, daß Natalie von den Gefahren, die sein Leben bedrohten, nichts erfuhr. Der junge Hartlaub versprach sich Alles von der Rückkehr nach Europa. Die berühmtesten Aerzte, an welche er ohne Namennennung des Leidenden geschrieben, gaben Hoffnung auf Heilung, und schon länger hätte van der Busch zu Schiffe gehen und zurückkehren können, wenn ihn nicht Furcht und Scham überkommen hätte bei dem Gedanken, in solchem Zustande ein geliebtes Wesen wiederzusehen, das ihn voll Sehnsucht erwartete. Oft schon hatte van der Busch, von seinen brennenden Schmerzen gefoltert, von Selbstmord gesprochen, oft schon sein junger Freund alle Gründe erschöpft, die uns die Religion gegen eine gewaltsame Endigung selbst der äußersten Pein des Lebens aufstellt, immer auf's Neue kehrten die schwermüthigen Selbstzerstörungspläne des Obersten wieder. Und als der Unglückliche, ein bejammernswerthes Opfer der Geheimnisse unserer Existenz, endlich entseelt unter dem Palmendach auf den Matten der Altane vor dem jungen Krieger lag, mußte es diesen selbst befremden, wie gering sein Erstaunen war, wie gering sein Schauder, ja wie erhebend eine gewisse Trostesstimmung ihn überkam, daß sich hier die tapfere Hand eines Ajax mit einem einzigen kühnen Sturze unfähig gemacht hatte noch länger einer grausamen Fügung unsers Erdenschicksals zum ohnmächtigen Spielball zu dienen.

Noch im Mondenlicht, an dem verlassenen, mit Büchern und Scripturen bedeckten Arbeitstische las Gerhard Hartlaub den Anfang eines langen „letzten Willens", den van der Busch nur für ihn allein aufgesetzt hatte. Die einsame Lage des

Landhauses machte die Erfüllung gewisser Wünsche des Dahingegangenen nicht unmöglich. Van der Busch hatte mit ruhiger Festigkeit vom Leben Abschied genommen, er beschäftigte sich in seinem letzten Willen nur mit dem Glück seiner fernen Geliebten. Er erzählte, daß sein Vorhaben schon seit lange feststanden. Er hatte die endliche Ausführung auf einen Tag verlegt, wo ihn sein junger Freund besuchte. Es war möglich, daß ihn dieser und seine Neger, die er reichlich beschenkt zu ihren Stämmen heimgeschickt wünschte, hier in aller Stille begruben und daß Niemand erfuhr, auf welche Art er aus dem Leben gegangen war. Er nahm seinem Freunde das Versprechen ab, die Art seines Todes vor aller Welt zu verbergen, ihn in der Stille zu begraben, ihm die militairischen Ehren der Garnison von Samarang durch eine Deputation erst dann erweisen zu lassen, wenn sein Leib, wozu die Bedingungen des Klimas ohnehin führten, bereits geborgen wäre in einer kühlen Felsengrotte, die für diesen Fall schon lange als sein künftiges Grab erweitert und ausgebaut worden war.

Vor Allem sollte seiner Geliebten die Ursache und die Art seines Todes schon deshalb verschwiegen bleiben, weil ihr die aus London zukommende Versicherungssumme beanstandet werden mußte, wenn in London sein Tod als ein gewaltsamer bekannt wurde. Man wird erstaunen, wie ein braver und tapferer Mann doch keinen Anstand nahm, sozusagen als Betrüger aus der Welt zu gehen! Die redlichsten Charaktere weichen manchmal von ihrer sonst beobachteten und oft so ängstlichen Gewissenhaftigkeit ab, wenn es sich um Beziehungen zu öffentlichen Instituten handelt. Daß ein gewaltsamer Tod in London bei einer Kasse, deren Bestand auf mathematischen Berechnungen gegründet war, Chancen verlieren sollte, die ein anderer natürlicher Tod gefunden hätte, war einem Krieger nicht einleuchtend, der schon in der gezahlten Einlagesumme seinen ihm ja leicht zustoßenden Tod auf dem Felde der Ehre hatte in Anrechnung bringen dürfen. Der junge Hartlaub war zu unerfahren, um besondere Bedenken zu nähren über die Art der Erhebung eines bedeutenden Capitals, das hinfort seiner Schwester ge=

hören sollte. Er entließ bis auf einen Letzten die Diener, bestattete mit dessen Hülfe seinen Freund und Gönner, und ritt dann trauernd nach Samarang zurück, um von dem Hinscheiden des Obersten Anzeige zu machen. Der Unglückliche war so leidend gewesen, daß sein als natürlich dargestellter Tod Niemanden überraschte. Ein Commando aus allen Graden seines Regiments erschien am Tage nach gemachter Anzeige an der Villa des Obersten, die der Auditeur des Regiments versiegelte, und schoß in das stille Felsengrab drei Ehrensalven. Weit widerhallten sie in den Bergen. Hartlaub schrieb nach Europa an die Seinigen. Die weiteren Vorgänge, die seine Schwester zur Besitzerin eines Vermögens von fünfzigtausend Thalern machten, kümmerten ihn nicht, da sie Ergebnisse sich von selbst verstehender gerichtlicher Proceduren waren. Die hierauf von jedem Andenken an das traurige Ende des Obersten van der Busch gereinigte Villa blieb lange Zeit leer, bis sie von einem Offizier zum Aufenthalt seiner Gattin erstanden wurde. Die Erben des übrigen Nachlasses des Obersten waren seine in Holland lebenden Angehörigen, von denen Gerhard Hartlaub keine weitere Kenntniß hatte.

II.

Es ist eine gewöhnliche Erfahrung, daß Menschen, die den heimischen Boden nur verlassen zu haben scheinen, um nach möglichst raschem Erproben abenteuerlichen Glücks wieder in die geöffneten Arme der Heimath zurückzukehren, doch die fremde Welt dann so liebgewonnen haben, daß sie sich von ihr dauernd fesseln lassen. Der junge Gerhard Hartlaub blieb nach diesem Ereignisse noch fünf, zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre in den holländischen Besitzungen. Bald in Batavia, bald in einem andern Theile der Insel stationirt, stieg er von Stufe zu Stufe und war, wie sein längstvergessener Oberst van der Busch, einige vierzig Jahre alt, als er sich endlich entschloß, nun doch einen längeren Urlaub und sogleich auf einige Jahre zu nehmen, um in Europa seine Verwandte zu besuchen.

Seine Mutter war todt, seine Schwester hatte einen reichen Kaufmann geheirathet, hatte selbst schon wieder Kinder, fast von dem Alter, in welchem sie selbst einst die Neigung des holländischen Obersten gewann. Er war Major eines Bataillons, das zu einem im westlichen Theile der Insel im hartnäckigen Kampfe gegen malayische Völkerschaften begriffen gewesenen Corps gehörte. Als solcher erhielt er, da ein günstiger Friedensabschluß zu Stande gekommen war, vom Haag einen zweijährigen Urlaub, und mit einer jetzt fast fieberhaft gesteigerten Sehnsucht, mit reichen Geldmitteln, Geschenken der seltsamsten und überraschendsten Art, Sammlungen merkwürdiger botanischer und mineralogischer Schätze, machte er sich um die Weihnachtszeit auf den Weg, um über Indien, Arabien, das Mittelmeer und Triest die deutsche Heimath wieder zu begrüßen. Er reiste im Winter, um in Deutschland mit dem Frühling einzutreffen; er durfte annehmen, daß seine Constitution nicht mehr im Stande war, das europäische Klima in seinen rauhen Abwechslungen zu ertragen.

Die holländischen Offiziere pflegen in Java Sitten anzunehmen, von denen sie sagen, daß sie die heiße Zone mit sich bringe. Sie sind die ausschließlichen Beherrscher eines wunderbar üppigen Landes, haben keine anderen Thatsachen, unter deren Druck sie stehen, als die Vorkommnisse eines allerdings oft außerordentlich ernsten Dienstes, und so nehmen sie dafür zum Ersatz indische und chinesische Genußsucht, einen muselmännischen Trieb nach Ruhe und Bequemlichkeit und alle Gewohnheiten eines Luxus an, den sie in Europa nicht fortsetzen können.

Doch hatte Gerhard Hartlaub so die südliche Sonne nicht auf sich wirken lassen. In seiner ersten Jugend von seinem Vater, einem ansehnlichen Beamten, zum Studium der Rechte bestimmt, hatte er wissenschaftliche Beschäftigungen liebgewonnen. Er ergriff den späteren praktischen Beruf zur Oekonomie nach dem Tode seines Vaters nur deshalb, um so schnell als möglich Mittel zu gewinnen, der Mutter und Schwester sein Dasein nützlich zu machen. Ungern trennte er sich von seinen Büchern, von den Plänen für eine wissenschaftliche Zukunft. Als er später den Ueberredungen van der Busch's

Gehör gab und die Uniform anzog, erfüllte er als Mann von angeborener Entschiedenheit des Willens und furchtloser muthiger Regung die Pflichten dieses neuen Berufes zu allgemeinster Anerkennung, was auch seine Beförderung zum Major bestätigte. Aber es war ihm nicht gegeben, auch die Sitten seiner Kameraden anzunehmen. Er behielt, wie sie oft mit Spott zu sagen pflegten, etwas Lateinisches, wohnte nicht wie ein Emir, umgab sich nicht mit einem Harem eingeborener Sklavinnen, verträumte nicht sein halbes Leben in mehr oder minder gefährlichen Jagdabenteuern und darauf folgenden sinnlichen Erholungen. Gerhard Hartlaub hatte die Blüthe seiner Mannesjahre erreicht, ohne sein Herz für die Regungen einer reinen Liebe abgestumpft zu haben und ohne erschöpft zu sein für den Genuß neuer und lebendiger Eindrücke. Eine Bewerbung, die er in jüngeren Jahren um die Hand der liebenswürdigen Tochter eines in Batavia etablirten Kaufmanns angestellt hatte, war durch den Tod gestört; das unerbittliche Klima hatte die zarte Blüthe hinweggerafft. Auch über diese Erinnerungen war die Zeit hinweggegangen und Hartlaub kam mit offenem Herzen und empfänglichem frohem Sinn auf den europäischen Boden zurück.

Der stattliche Mann mit den blauen Augen, der hohen edlen Stirn, die das vorn verlorene lockige Haupthaar in ihrer Wirkung nur noch hob, nahm überall für sich ein. Die militairische Welt mußte anerkennen, daß bei einem solchen Krieger das Verdienst persönlicher Tapferkeit über die Bekanntschaft mit den strategischen Feinheiten civilisirter europäischer Heere ging, die ihm vielleicht fehlte. Das Blitzen seines Auges verrieth die Aufmerksamkeit einer immer gerüsteten Schildwacht, die sich bald eines Ueberfalles grausamer Menschen, bald eines nahenden Tigers zu versehen hatte. Hartlaub's Waffensammlung, in welcher man Pistolen von der vorzüglichsten arabischen Arbeit fand, vermittelte ihm schon in Wien manche Bekanntschaft unter dem Militair, und in friedlicheren Kreisen staunte man einen Mann an, der das Wunderbarste von fremden Sitten und eigenen Abenteuern zu erzählen wußte. Ihm selbst war Europa seit zwanzig Jahren fremd geworden. Er fand ein dicht zusammengeschaartes, wimmelndes

Leben, wo wie in einem Ameisenhaufen Einer über den Andern hinwegkroch, der Eine bauend, der Andre einreißend, Alles sich mühend an Endzwecken, die auch Hartlaub in Erkenntniß so schwieriger Lebensverhältnisse, wie sie Europa bietet, Niemanden verdenken konnte, wenn sie auch leider nur auf Selbsterhaltung ausliefen. Der Staat, die Industrie, der Handel, die Börse, neue Erfindungen, die Wissenschaft und Kunst gewannen ihm ein mit gebundener Scheu gepaartes und gleichsam beklommenes Erstaunen ab. Nur die Kirche schien ihm vertrauter und verständlicher zu sein; denn für Europas wunderliches Gebahren auch in dieser Sphäre war seine Erfahrung durch die seltsamsten Erscheinungen auf einem Boden vorbereitet, wo sich Islam, Buddhaismus, Fetischismus und allerlei sonstiger welthistorisch gewordener närrischer Glaube mit dem Christenthum in leidlicher Verträglichkeit durchkreuzten.

Die Reise mußte pflichtgemäß zuerst nach Holland führen. Hartlaub hatte sich einiger Aufträge der javanischen Regierung und seines Obercommandos im Haag zu entledigen. Von diesen seinen nächsten Aufgaben befreit, eilte er in die Vaterstadt, nicht wenig erwartungsvoll, seine Schwester zu begrüßen, die inzwischen eine Millionärin geworden war und sich gewiß einer hervorragenden Stellung in der Gesellschaft erfreute, denn ihr Gatte, Jakob Wisthaler, war schon lange vom Fürsten zum Commerzienrath ernannt. Hartlaub betrat seines Schwagers glänzendes Haus. Wisthaler schien ihm Anfangs ein kalter Geschäftsmann, der nur seinen ausgebreiteten Handelsverbindungen lebte, bald aber erkannte er doch in ihm einen tieferen Kern und ganz die Kraft, die sich von unten herauf mit Hülfe des bedeutenden Vermögens seiner Braut so hoch emporzuschwingen verstanden hatte. Schützte und hütete Jakob Wisthaler in dem untern Stockwerke seines palastähnlichen Hauses gleichsam den Grund seines Gebäudes, so war es verzeihlich, wenn es oben etwas bunt durcheinander ging. In Natalien, seiner Schwester, fand der ruhig prüfende Krieger die ganze unbestimmte Beweglichkeit, die allmälig Frauen beherrscht, wenn sie bei großem Reichthum und einer immer angeregten lebhaften Phantasie von den hunderterlei Zumuthungen der Gesellschaft hin und her getrieben werden. Jeder

Tag hatte eine neue Aufgabe, jede Stunde verlangte etwas Vorausbestimmtes, und schon bald mußte Hartlaub darüber lachen, wenn er sah, wie es hier die gewaltigsten Stürme in einem Glase Wasser geben konnte. Neue Bekanntschaften, Einladungen zu Gesellschaften, irgend ein Arrangement zu Wohlthätigkeitszwecken konnte eine Tagesordnung in Anspruch nehmen, die ernstesten Vorsätze umwerfen, Berathungen veranlassen von unendlich komischer Feierlichkeit. Ein Troß von Menschen lief auf diesem in ewigem Schwanken begriffenen Fahrzeuge emsig, unruhig, schreiend und doch nichts Rechtes vollbringend hin und her. Einer verhinderte die Bewährung des Andern, und nur je bunter und umständlicher das Einfachste in's Leben trat, desto zufriedener war man mit sich selbst und pries seine eigene Ausdauer und die Klugheit, mit der man sich hier in den schwierigsten Lagen wieder zu behaupten verstanden hätte. In diesem Wirrwar, der indessen nicht ohne Reiz und liebenswürdige Anziehungskraft sein konnte, wuchsen des Majors Nichten auf, Ida und Laura, Beides reizende junge Wesen voll Anmuth und Schalkhaftigkeit, die sich dem Onkel um den Hals warfen und ihn mit Liebkosungen erdrückten in demselben Augenblick, wo die jungen, im Ueberflusse erzogenen Mädchen über irgend ein unbedeutendes Hinderniß ihrer Wünsche vor Verzweiflung außer sich gerathen und allen Grazien abschwören konnten. Dem Onkel wurde Anfangs schwindlig in diesem Hause. Mit welcher Sehnsucht war er erwartet worden! Welche Vorbereitungen hatte man getroffen, um ihn sogleich mit allen Glanzseiten der Existenz seiner Schwester bekannt zu machen! Eine Reihe von drei großen Zimmern, die glücklicherweise nach einem stillen Garten hinausgingen, wurde ihm zu Gebote gestellt. Die Namen der Beziehungen, in die man ihn einführen wollte, schienen endlos. Er begriff nicht, wie seine Schwester und Ida und Laura es aushielten, so gleichsam der ganzen Welt anzugehören, bald für die Musik, bald für die Wissenschaften, heute für berühmte Namen, morgen für die inneren Vorgänge des hohen Adels, für die Familienverhältnisse des Hofes und auf der andern Seite wieder für eine endlose Reihe der unbedeutendsten Privatbeziehungen. Da er die

Seinen dabei glücklich sah, so dachte er mit gutem Humor nur darüber nach, wie er diesen Ueberfluß so viel wie möglich wenigstens von sich selbst ablenken konnte.

Eine stehende Redensart seiner Schwester, die trotz einer umständlichen Toilette, die sie täglich machte, gealtert war, lautete, daß sie sich recht nach einem stillen Augenblick sehne, wo sie ihm ganz allein gehören wollte. Ach, wir haben uns so unendlich viel zu erzählen! Wir müssen Alles, Alles einmal gründlich durchsprechen! So lauteten die täglichen Vertröstungen des lieben Bruders, die Vorsätze, die auch mit bestem Willen gefaßt wurden, aber niemals zur Ausführung kamen. Die gute Commerzienräthin konnte, wenn die Rede auf die alten Zeiten kam, einen ganz warmen und liebevollen Blick gen Himmel werfen, konnte des Bruders Hand ergreifen und seufzend ausrufen: „Wie ist doch Alles so wunderbar gekommen! Der gute van der Busch! Mußte er sterben um mich glücklich zu machen! Und unsere gute Mutter! Sie ahnte gleich so Etwas, als der Selige für uns so liebevoll sorgte!“ Kam dann Hartlaub in den Zug, wirklich den Ton dieser Saite festzuhalten und wenn auch nicht das wahre Ende van der Busch's zu erzählen, doch von seiner Liebe, seiner Anhänglichkeit, seinen Leiden und wol gar von seiner wahren Krankheit zu sprechen, so war gewöhnlich wieder ein Wagen vor's Haus gerollt, Besuche wurden angemeldet, die Stunden, um den Manen der Abgeschiedenen zu opfern, fanden sich nicht.

Nur so viel erfuhr Hartlaub, daß van der Busch's Tod ganz eigenthümliche Berührungen zwischen seiner Familie und den holländischen Angehörigen van der Busch's herbeigeführt hatte. Van der Busch hatte in die Londoner Lebens-Versicherung eine bedeutende Summe einzahlen müssen, um seiner Verlobten ein so großes Capital zu sichern, als sie erhielt. Vielleicht würde er sich in seiner zärtlichen Fürsorge gemäßigt haben, hätte er es noch erlebt, daß seine in Holland ansässige eigene Familie von glücklichen Lebensumständen, in welchen sich früher diese befand, zurückkam. Der Vater van der Busch's war ein Kaufmann, den man für reich hielt. Als er fast gleichzeitig mit seinem Sohne starb, hinterließ er seiner einzigen Tochter Hedwig ein zerrüttetes Geschäft, dessen wahren

Bestand er verborgen gehalten hatte, weil er glaubte seiner ihm erst in späteren Jahren geborenen Tochter auch den Beistand ihres leider kränklichen, aber ihr immer herzlich zugethan gewesenen und vermögenden Bruders in Java zu hinterlassen. Nun traf sich, daß Hedwig nicht nur die Stütze des Bruders durch dessen Tod verlor, sondern auch erleben mußte, daß sein Vermögen einer Verbindung zu Gute kam, die dieser, als sie noch ein Kind war, bei seiner letzten Anwesenheit in Europa geschlossen hatte. Hedwig van der Busch stand nicht ganz allein, ein junger unternehmender Kaufmann, Heinrich Artner, ein Deutscher vom Niederrhein gebürtig, hatte sie in ihres Vaters Hause kennen gelernt und um ihre Hand geworben. Er glaubte das Herz einer vermögenden Erbin gewonnen zu haben und fand sich plötzlich durch die rasch aufeinander folgenden Todesfälle des Vaters und des javanischen Bruders getäuscht. Nicht Habsucht, sondern ein natürliches Gefühl, mißlichen Erfahrungen offen in's Antlitz zu blicken und wenn irgend möglich ihre Herbigkeit zu mildern, bestimmte ihn, sich nach den näheren Veranlassungen zu erkundigen, wie seine Geliebte in so bedauernswerther Art um die Hoffnungen hatte kommen können, die sie auf die Besitzthümer der Ihrigen setzen durfte. Er reiste nach Deutschland, machte die Bekanntschaft der Schwester Hartlaub's, in welcher er überraschend genug schon die Verlobte eines andern jungen nicht unbemittelten Kaufmannes Namens Wisthaler antraf.

Damals war es dem jungen Hartlaub peinlich genug gewesen, daß seine Schwester so bald nach dem Tode van der Busch's die Gattin eines Andern wurde. Der Hinblick auf die Unmöglichkeit einer Verbindung mit van der Busch milderte damals seinen Unwillen. Jetzt klärte es sich ihm immer mehr auf, wie mehrere Jahre hindurch nach dem Tode seines Gönners von London, vom Haag, vom Wohnorte seiner Schwester her allerlei gerichtliche Anfrage hatte kommen können bald über die näheren Umstände, unter denen der Oberst sein Testament aufsetzte, bald über den Charakter seiner Krankheit und ähnliche Umstände, die man bei Anzweiflung letztwilliger Anordnungen zu prüfen pflegt. Eine solche Anzweiflung war von Heinrich Artner, dem Verlobten der jungen Hedwig

van der Busch, erhoben worden. Das Ergebniß war vielleicht nicht ganz ungünstig, denn überraschend genug, es eröffnete sich in Folge vieler gehässigen Hetzereien und gerichtlichen Nachforschungen plötzlich die Handelsfirma: „Wisthaler und Artner". Die beiden jungen Kaufleute, die sich mit Processen gegenseitig verfolgten, wurden durch einen vernünftigen und braven Notar, einen gewissen von Emmen, veranlaßt, ihren durch die weiten Entfernungen höchst schwierigen und umständlichen Hader aufzugeben und sich lieber zu einem gemeinschaftlichen Wirken zu vereinigen. Wisthaler hatte bereits ein En-gros-Geschäft eröffnet. In dieses nahm er Heinrich Artner auf, der sich mit Hedwig van der Busch verheirathete und nach Deutschland zog. Eine Reihe von Jahren hindurch war es Hartlaub in Java immer eine der erfreulichsten und troſtreichsten Kunden gewesen, die ihm aus Europa zukommen konnten, daß sich Alles, was darauf angewiesen sein konnte, von dem unglücklichen Ende seines Freundes und Gönners den Schleier zu lüften und einem Geheimniß, ja Vergehen, dem Betrug der Londoner Bank, nachzuforschen, plötzlich versöhnt und zu einem Wirken verbunden hatte, das von den glänzendsten Erfolgen begleitet schien. Die Firma Wisthaler und Artner war eine der geachtetsten in allen Branchen des größeren Waarenverkehrs, blühte, dehnte sich immer mehr aus und konnte keiner Veranlassung zu Besorgnissen Raum geben, auch als sie sich später trennte und jeder Theil auf eigene Hand in der Geschäftsform fortfuhr, die ihm die liebere geworden war. In der Ferne konnte für Hartlaub diese Trennung nichts Auffallendes haben. Artnern, hörte er, hätte es nach einem frühen Tode seiner Gattin zurückgezogen an den Rhein; er hätte sich dort Besitzungen gekauft, sich mit seinen Mitteln in den Fabrikbetrieb geworfen, wozu ja jene Gegenden durch den reichen Vorrath von Steinkohlen unmittelbar aufgefordert werden. Kurz, in der ängstlicheren Erwägung späterer Jahre, daß Hartlaub und van der Busch die Londoner Lebensversicherung täuschten, hatte Jener immer mehr eine einschläfernde Beruhigung seines Gewissens darin gefunden, daß er hörte, wie es beiden Theilen gut und glücklich ging. Auffallend war ihm wol, daß ihm seine

Schwester über den frühern Compagnon ihres Mannes, Heinrich Artner, einst nur die kurze Antwort gab, daß er nicht mehr lebte. Die Kinder waren gerade zugegen gewesen und fügten die oberflächliche Bemerkung hinzu, sie möchten doch wissen, wo jetzt Constanze Artner wäre. „Wer ist Constanze Artner?“ fragte Hartlaub. „Artner's Tochter,“ hieß es. Hartlaub forschte: „Sie muß in Euren Jahren sein?“ Die Antwort war einsylbig; weitere Erkundigung unterbrach wieder eine Strudelwelle jenes Lebens, das im Wisthaler'schen Hause nicht aufhörte.

Erstaunen mußte daher eines Abends Hartlaub, als er auf einem der glänzenden Bälle, deren er seit sechs Wochen hie und da wol ein Dutzend „überstanden“ hatte, in einer Gruppe zufällig die Verhältnisse erwähnen hörte, deren Kenntniß ihm seither unvollständig geblieben war. Es war ein Ball in dem Hause seines Schwagers selbst. Wie man gleichsam in dem Hause des Gehenkten nicht gern von Stricken redet, so hörte Hartlaub auch, daß nur in einer flüsternden fast scheuen Art Namen und Verhältnisse ausgesprochen wurden, unter welchen Artner, Constanze, Wisthaler und sogar der Name van der Busch's nicht selten mit unterliefen. Der Major gehörte in einer solchen Gesellschaft weder zu den Spielern, noch zu den Tänzern und gefiel sich in der Musterung und still herumwandelnden Kritik des wunderlichen Durcheinanders, das er in dieser Form erst am Mittag seines Lebens kennen lernen sollte. Es war eine ganz erlaubte Neugier, wenn er, von jenen Namen getroffen, hinter einer Wand von Zimmerpflanzen einige Augenblicke stehen blieb und den Mittheilungen zuhörte, die ein junger, ihm schon mehrfach in den Gesellschaften aufgefallener Mann von großer Entschiedenheit des Auftretens, zugleich von ansprechenden Umgangsformen, in großer Hast zweien Damen machte, von denen ihm die jüngere als die hinterlassene Witwe jenes Notars bezeichnet wurde, der einst den vernünftigen Vergleich zwischen den beiden jungen processirenden Kaufleuten Wisthaler und Artner herbeigeführt hatte. Es war die Rede von Aufmerksamkeiten, die man der entweder schon angekommenen oder erwarteten Constanze Artner erweisen sollte. Frau von Emmen, die junge Witwe

des Notars, widerlegte einige Einwände, die eine ältere Dame gegen manche Vorschläge erhob, die ihnen der so lebhaft demonstrirende Herr, den man Justizrath Freydank nannte, einleuchtend zu machen suchte. Die Entfernung, ein leiseres Sprechen, seine eigene Befangenheit den Lauscher zu spielen, bestimmten Hartlaub, sich von der unbemerkt glaubenden Gruppe zurückzuziehen, doch der Reiz des Interesses, Gelegenheit zu finden die Nichte seines alten Freundes zu begrüßen, war nun angeregt. Er sah überall Folgen jener geheimnißvollen Nacht auf der fernen Sunda-Insel. „Lieber Himmel," dachte er bei sich selbst, „Du hast da so ruhig auf das zerschmetterte Haupt des armen Dulders die schweren Felssteine seines Grabes wälzen können, hast den immer wieder auf's Neue an Dir nagenden Scrupel, daß hier etwas geschah, was nicht in der Ordnung war, niederzukämpfen gesucht, und nun treten Dir eine Menge von Folgerungen und Schicksalswendungen entgegen, die fast wie Mahnungen an Dein Herz klopfen und Dich nach zwanzig Jahren über einen Vorgang, den Du fast vergessen hast, viel schwerer aufathmen lassen!" Sein Interesse wuchs, als derselbe Mann, der vorhin mit der jungen Witwe gesprochen, auf ihn selbst zutrat und sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Justizrath Freydank war eine schlanke wohlgewachsene Gestalt. Das Haar war auf dem Scheitel schon etwas umständlich geordnet, die Nase scharf und spitz, der Mundwinkel lächelnd, das Auge scharf zusammengedrückt, mit emporgezogenen Brauen, doch harmlos und sogar gutmüthig. Wo dieser eigenthümlich hervortretende Gesellschafter hinkam, schien ihm ein Theil ebenso auszuweichen, wie ein andrer ihn zu suchen, man liebte ihn eben so sehr wie man ihn fürchtete; man reizte, neckte ihn, oft nur, um von ihm eine scharfe Replik zu erhalten. Den Damen sagte er in's Ohr Artigkeiten, aber auch Worte, die ihm von ihnen ernsthafte Fächerschläge eintrugen, zum Beweise, daß er ihnen eine pikante Anspielung gesagt hatte. Alles was zur Geschäftswelt gehörte und vorzugsweise der Wirth des Hauses schienen ihm besonders zugethan. Ida und Laura behandelten ihn fast brüderlich. Dabei schien Freydank keinen dieser Vorzüge zu mißbrauchen. Er genoß das Uebergewicht, das ihm sein

eigener Geist und das Vertrauen der Andern gewährte, ohne darum den Eindruck zu machen, als wollte er sich Etwas zu Gunsten dieser Stellung herausnehmen. Nichts ist am gebildeten Manne anziehender als eine harmonische Mischung von herausforderndem Muth und sich bescheidendem besonnenen Takt.

Es entsprach ganz der nun schon in mehren Gesellschaften von Hartlaub beobachteten Weise des Justizraths Freydank, daß sich dieser an ihn mit den Worten wandte: „Nun, Herr Major, ich bin wirklich begierig, welche von den jungen dort tanzenden Damen von Ihnen das Handgeld zu einer Reise nach Java bekommen wird?" — Hartlaub erwiderte lächelnd: „Glauben Sie, daß ich hier auf Werbung ausgehe." — „Wenn man sich einen solchen modernen Sklavenmarkt ansieht," fuhr Freydank, sich neben Hartlaub in einen Sessel werfend, fort, „fühlt man Mitleid mit der Waare, die zum Kauf ausgeboten wird, und möchte wirklich das Seinige thun, um den Absatz zu befördern." — Hartlaub lächelte über diese Auffassung und gestand, so tief noch nicht wieder in die Geheimnisse der europäischen Gesellschaft eingedrungen zu sein, um sich ein so glänzendes heiteres Ergehen der Lust, der Schönheit und Jugend hier unter dem trüben Bilde der ihm wohlbekannten Sklavenmärkte vorstellen zu sollen. — „Was ist denn aber der geheimnißvolle Takt," erwiderte Freydank, „nach dem diese Walzer und Polkas, diese Kleider und Volants dort so hinrauschen, anders als das Klappern des Ehepantoffels? Sehen Sie jene unglücklichen Opfer ihrer Einkünfte, ihrer kleinen Gagen, ihrer langsamen Staatsbeförderung, die sich dort in dem zweiten Saale mühen, noch jung zu scheinen und mit einem schon an Stirn und Schläfen bedeutend gelichteten Haarwuchs, mit Gliedern, die morgen früh sich nicht rühren können und durch ein orientalisches Bad sich erst wieder erholen müssen, sich den Schein der himmelstürmenden Titanenhaftigkeit zu geben, wie sie tanzen, um ihre sechsundvierzig Jahre zu verbergen, ihren schon ansetzenden brummigen Haushumor, ihre pedantischen Nergeleien über den Kaffee, die Wäsche, die störenden Beethoven'schen Sonaten der Nachbarschaft! Aber besitzen sie nicht eine rangirte Lebensstellung, so werden sie an solchen Abenden doch nur wie die kleine Münze

betrachtet, die den Umsatz der größeren Werthe möglich macht. „Also die Männer," fiel Hartlaub lachend ein, „sind hier die Sklaven des Marktes? Ich glaubte, daß es die Frauen und die jungen Mädchen waren." — „Nein! Zu dieser Auffassung," entgegnete Freydank, seine Lorgnette ziehend, „tanzt dort zu viel Geld. Sehen Sie die Blondine dort, sie ist nicht schön, sie ist etwas schwer in ihren Bewegungen, und wie kann sie denn anders, da sie die Nennwerthe dreier großer Häuser in der Altstadt vertritt? Dort die Brünette, die mit einem Offizier tanzt, kommt einer halben Vorstadt gleich: ihr Vater hat die Wuth, unsere Stadt zu vergrößern und so lange kleine Straßen von drei bis vier Häusern zu bauen, bis der König endlich die Gnade haben wird, eine davon nach ihm zu benennen, eine Ehre, die bis jetzt weder Schillern noch Goethen bei uns widerfahren ist. Dort die Große vergegenwärtigt mir die Folioseiten unserer Hypothekenbücher! Sie ist eine Erbin, die den Advocaten doppelt interessirt, da sie einige Brüder besitzt, die ein großes Talent zur Verschwendung haben und dafür sorgen, daß man sie zeitig unter Curatel zu setzen hat. Kurz, dies ist hier weit mehr ein tibetanischer Sklavenmarkt, wo auf mehrere Männer nur Eine Frau kommt, die Frau also die Herrschaft führt, als ein arabischer, wo nur Männer die Initiative ergreifen."

Die scherzende Musterung, die Freydank die tanzenden Paare passiren ließ, kam auch bei den Töchtern des Hauses an, die sich durch besondere Schönheit oder Geschmack der an sich kostbaren Toiletten nicht gerade auszeichneten, jedoch in heiterer und freundlich entgegenkommender Weise sich nach allen Seiten hin als die harmlosesten kleinen Evatöchter bewährten. Da sie sich zum Verwechseln ähnlich sahen, von gleichem Wuchs und gleicher Art des Benehmens waren, nannte man sie die Inseparables. Der Gegenstand ihrer besonderen Aufmerksamkeit, nicht nur diesen Abend, sondern schon in mehreren größeren Gesellschaften, denen Hartlaub beizuwohnen Gelegenheit fand, war ein junger Mann, der auf Hartlaub einen angenehmen Eindruck gemacht hatte, ein Doctor Wolmar, der sich in den Gesellschaften mit ruhiger und anmuthiger Sicherheit zu bewegen pflegte. Kleiner als Freydank, dem er nahe

befreundet schien, war er doch schlank und männlich gebaut. Die schönen regelmäßigen Züge seines Antlitzes hatten etwas Mild=Ernstes. Ja seine Art, sich den Damen zu nähern, konnte man eher schüchtern nennen; er schien der Gegenstand allgemeinster Theilnahme; denn es giebt wol für Frauen nichts Gefälligeres als einen Mann, der sich in den Formen der Gesellschaft ohne Zwang bewegen und ihrer eigenen gewohnten zarteren Art das Leben zu nehmen entgegenkommend, doch dabei sich den Rückhalt männlicher Ueberlegenheit zu wahren weiß, beim Scherze nicht in's Geckenhafte fällt und in allen Wirbeln heiterer geselliger Lust nicht die Vorstellung auslöscht, daß hier nur die eine Hälfte seines Wesens offenbart wird und in der andern noch ein unbekannter, sicherlich aber vorhandener Werth enthalten ist. Daß dieser eigenthümliche Zauber den jungen Doctor Wolmar umgab, hatte Hartlaub schon im Hause seiner Schwester mannigfach zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der junge Arzt war die Tagesordnung des Gesprächs, der immer anregende Gegenstand neugieriger Erörterungen und schon hatte es Anlaß zu neckischen Fehden gegeben, handelte es sich um die Entscheidung, wer von den beiden Inseparables mehr Berechtigung hätte, an dem jungen Doctor Wolmar Interesse zu finden, ob Ida, deren Zeichnentalent er gerühmt hatte, oder Laura, deren Gesang er bewundert zu haben — beschuldigt wurde, wie Freydank sagte. Freydank schien sich dem Major jetzt nicht umsonst genähert zu haben — er legte ihm offenherzig die Frage vor, ob er nicht wüßte, wie viel wol sein Schwager, der steinreiche Jakob Wisthaler, seinen Töchtern zur ersten Aussteuer mitgeben würde? — „Sind Sie selbst der Bewerber," sagte der Major, „so stehen Sie ja meinem Schwager glücklicherweise als Notar so nahe, daß Ihnen diese Erörterung keine Schwierigkeiten verursachen würde." — „Ich?" entgegnete Freydank, „ich denke nicht an die Ehe. Meine Praxis, die ich von dem seligen Notar von Emmen geerbt habe, ist so groß, daß ich meine Frau vernachlässigen müßte und wie jener österreichische Graf gesagt hat, daß der Mensch erst vom Baron anfinge, so möchte ich vom Manne sagen, daß dieser erst vom Garçon anfängt. Als solcher habe ich

die bequemste Lage von der Welt, kann lieben wen ich will, ohne mich durch die Ehe enttäuschen zu lassen, und wenn ich eine Tasse Thee in einem vertrauten Zirkel trinken will, Lust habe, andere Conversationen zu hören, als die vor den Gerichtsschranken und im Casino, so gehe ich zu jener niedlichen Frau von Emmen da, deren Vermögen ohnedies unter meiner Curatel steht, mit der ich rechnen, überlegen, schmollen, zanken kann, gerade als wenn ich mit ihr verheirathet wäre. Nein, lieber Major, da, für meinen Freund Alfred Wolmar, einen tüchtigen Arzt vom Rheine, mit dem ich in Bonn und Göttingen studirt habe, für diesen möcht' ich das Terrain sondiren! Ein Arzt ohne Praxis! Aber seine Kenntnisse sind außerordeutlich, seine Hingebung an die Wissenschaft ist verehrungswürdig. Ich gönne ihm von Herzen, daß er emporkommt. Daß dies als Arzt nicht möglich ist, ehe man nicht bereits eine „Remise" hat, werden Sie bei der eigenthümlichen charlatanistischen Stellung, die gerade die Heilkunde zur Gesellschaft gewonnen hat, und bei näherem Studium aller unserer socialen Zustände nicht in Abrede stellen können." — Hartlaub erwiderte: „Er soll sich auf unsere Marine als Schiffsarzt engagiren lassen oder mit mir nach Java gehen. Gegen das gelbe Fieber können wir nicht gerüstet genug sein." — „Diese Carrière bleibt uns immer noch offen," bemerkte Freydank, „dann nämlich, wenn die Zahl der Körbe, die ich für meinen Freund bekommen könnte, zu groß werden sollte. Warum schon das Aeußerste? Sehen Sie diese gefällige Adonisgestalt, hören Sie dies zum Herzen sprechende Organ, beobachten Sie diese natürliche Heiterkeit, wie sich mein alter Göttinger Stubenbursche auf dem glatten Parkett unter den liebenswürdigen mehr oder minder respectablen Erbinnen bewegt! Wie kann man ihm wünschen, daß er aus der gewöhnlichen hier landesüblichen Bahn, erst Armenarzt um Gnade und Barmherzigkeit, dann einfach betitelter Sanitätsrath und zuletzt auf seine alten Tage doch noch mit Praxis begabter und wirklicher geheimer Medicinalrath zu werden, hinausgetrieben werde vor die vergifteten Pfeile Ihrer malayischen Heimtücker! Aufrichtig, bester Major, sagen Sie mir, haben Sie nicht bemerkt, daß Ihre Verwandte von meinem Protégé

mit Interesse sprechen?“ — „Mit dem lebhaftesten!“ erwiderte Hartlaub. „Aber ich fürchte, seine Bewerbung wird häusliche Scenen setzen, da man bis jetzt noch nicht weiß, welcher von meinen beiden Nichten er den Vorzug giebt.“ — Freydank zog die Mundwinkel zurück und sagte halb scherzend, halb im bittern Ernst: „Das zählt Ihr Schwager dann an seinen Rockknöpfen ab oder läßt die einfache Ordnung der Jahre eintreten. In solchen Fällen, sagt' ich schon, daß sich die Armuth der Bewerber unterordnen muß.“ — „Und Ihr Freund könnte das?“ erwiderte Hartlaub. „Er könnte, um eine Existenz zu gewinnen, die Eine wie die Andere wählen, könnte sich vorschreiben lassen, wem sein Herz gehören soll?“ — Freydank zuckte die Achseln. — „Nein, nein, wenn ich mir diese Möglichkeit nur vorstelle,“ sagte der Major, „so löschen mir ja alle diese Lichter aus, verwandeln sich ja alle diese lachenden Gesichter in schmerzzerrissene, verdüstern sich diese hellen Farben, verwelken mir diese Blumen, erblinden mir diese Steine.“ — „Halt! Halt!“ fiel der Justizrath ein und legte die Hand auf die Schulter des Majors, der sich erheben wollte. „Fassen Sie das nicht so schwer, aber Recht haben Sie! Was Sie da Alles vor sich sehen, dies Gewirr und Geschwirr, diese Bediente, die in Schuh und Strümpfen und Handschuhen dort Erfrischungen bieten, diese hinter einem Walde von tropischen Blumen versteckte Musik, diese Conversationen, womit man die Zeit tödtet und voll Sehnsucht nur auf den Schluß des Cotillons wartet, damit man sich an Aspiks und Majonnaisen den Magen verdirbt, Alles das ist Lüge, Maske und das Beste daran: Seit einiger Zeit wissen wir sogar, daß es Maske und Lüge ist, gestehen es uns ein und haben die tollsten Formen erfunden, um für dies Geständniß heilige und feierliche Zeugnisse abzulegen.“ — „Man trägt seine Religiosität prahlender zur Schau als sonst?“ sagte der stille Beobachter bitter. — „Dies und noch vieles Andere!“ entgegnete Freydank. „Wie das Alles jetzt da so tanzt, so lacht, so scherzt, trennt sich um Mitternacht Jeder wieder von dem Chaos einer zusammengewürfelten Geselligkeit und geht seinen eigenen Verdrießlichkeiten, seinem eigenen Aerger nach. Vor einigen Stunden bekam ich eine

Nachricht, die mich sehr erschütterte. Sie werden wissen, daß früher die Firma dieses Hauses Wisthaler und Artner hieß. Der Notar von Emmen, bei dem ich als junger Rechtscandidat arbeitete und der in seinem Leben nur zwei dumme Streiche gemacht hat, den einen, daß er, ein Sechziger, ein blutjunges Mädchen heirathete und den andern, daß er bald darauf starb — zwei dumme Streiche, die er vielleicht dadurch wieder gut machte, daß er mich zum Erben seiner Praxis einsetzte — ich sage, Notar von Emmen war die Veranlassung dieser Association. Er führte über Dinge, die mir unbekannt sind und sich zu Hause in meinen Acten befinden, einen Proceß, den er vorzog durch eine Aussöhnung zu beendigen. Die beiden Compagnons, früher verfeindet, gingen eine ziemliche Reihe von Jahren miteinander. Die alte Mißstimmung zwischen ihnen schien sich jedoch nicht gelegt zu haben; kaum hatten Beide so viel erworben, daß sie selbstständig bestehen konnten, so trennten sie sich. Artner zog an den Rhein, begründete Fabriken, speculirte, speculirte schlecht oder erlag ungünstigen Conjuncturen, kurz, vor zwei Jahren überraschte uns ein Fallissement. Wisthaler, der an ihn eine bedeutende Forderung hatte, war gerade am Rheine anwesend, als über seinen ehemaligen Associé die Katastrophe hereinbrach. Man sagt, daß Ihr Schwager ihm hätte helfen können; ich verurtheile keinen Kaufmann, der sich in solchen Fällen von einem Rade, das bergab rollt, fern hält. Artner hinterließ eine einzige Tochter, ein junges Mädchen von großer Anmuth und gewählter Bildung. Nach der Liquidation, zu der sich Artner durch die Umstände gezwungen sah, zog er sich irgendwohin mit seinem Kinde in eine entlegene Gegend zurück. Vom Kummer über sein Schicksal darniedergebeugt, erkrankte er und starb. Von seiner Tochter hörte man bisher nichts mehr, bis ich kürzlich einen Brief erhalte von einem früheren Geschäftsführer der Artner'schen Fabrik. Bei dem Erben der Praxis des Notars von Emmen setzte man noch ein Interesse für die Artner'sche Familie voraus und ersuchte mich um eine Verwendung für die bedürftige Hinterlassene. Die Tochter eines Mannes, der einst mit einem inzwischen als Millionär emporgestiegenen Kaufmann associirt war, die Tochter eines begüterten

Fabrikbesitzers, ein Mädchen, gewiß mit dem vollsten Anspruch, ebenfalls wie dort heiter und lachend unter den walzenden Paaren mit dahinzuschweben, ist schon seit einem Jahre Gesellschafterin in einem fürstlichen Hause gewesen, hat diese Stelle, die ihre Unbequemlichkeiten haben mag, verlassen und kommt jetzt hierher in diese Hauptstadt mit dem eifrigsten Verlangen, sich einem wunderlichen neuen Berufe unserer Tage zu widmen; sie will Diakonissin werden. Ich habe einstweilen Frau von Emmen gebeten, sie bei sich aufzunehmen, kann aber das Bild nicht los werden, mitten unter diesen Blumen in seidenen Gewändern, unter diesem Lüstreglanz und Edelsteingefunkel mir ein junges, schönes Mädchen in blauem Kleide, mit weißer über die Schulter gehender Schürze, mit einer schlichten Haube auf dem Kopfe zu denken, die am Bett eines sterbenden Handwerksburschen sitzt, seinen Athem beobachtet und ihm zu einer bestimmten Stunde einige Löffel voll Gerstenschleim einträufelt!"

Freydank stand auf. Der Major konnte der Erschütterung, die diese Erzählung auch auf ihn hervorbrachte, nicht in solchem Grade Herr werden, wie Freydank, der sich ihm hier bei Alledem als ein Mann von Gefühl offenbart hatte; er fragte noch einmal nach dem Worte Diakonissin, das Freydank genannt hatte und das ihm unbekannt war.

„Eine Diakonissin," erklärte Freydank, „ist eine protestantische barmherzige Schwester. Wir haben den Katholiken in etwas nachahmen wollen, das keiner confessionellen Mißdeutung ausgesetzt ist. Hier haben Sie ein Beispiel jener Selbsterkenntniß, die über die Uebel unserer Zeit gekommen sein will. Was sonst dann und wann einmal ein Prophet, ein Messias, später einige Empörer oder Communisten und jetzt die ganze Welt ausspricht, daß es mit unserem irdischen Dasein im Ganzen genommen ziemlich erbärmlich aussieht, dies Geständniß haben auch die Vornehmen und die Frommen abzulegen jetzt die Geneigtheit gehabt und unter dem Namen der inneren Mission ein künstlich verzweigtes System von Heilungs- und Verbesserungsversuchen der Gesellschaftsschäden angelegt. Oeffentliche Krankenhäuser sind unter dem Namen von Diakonissenanstalten begründet worden. Eine Musteranstalt

derselben befindet sich am Rhein im Düsselthal. Dort sind unter geistlicher und ärztlicher Anleitung Diakonissen oder Diakonissinnen vorgebildet worden, um wiederum an anderen Orten neue weltliche Zöglinge für die leidige Kunst zu gewinnen, am Krankenbett die Anordnungen der Aerzte zu überwachen. Warum dafür die früheren Krankenwärter nicht mehr ausreichen sollten, weiß ich nicht. Genug, diese Blüthe der innern Mission ist im vollsten Triebe und ich gestehe, daß meine Neugier gespannt ist, morgen die junge Dame kennen zu lernen, die heute mit einem späten Eisenbahnzuge angekommen und im Bahnhofe von den Leuten der Baronin erwartet sein wird. Ich bin überzeugt, wenn dies Haus nicht gerade das Wisthaler'sche wäre und man holte die junge Dame in Begleitung einer Putzmacherin noch in dieser Stunde in einem Wagen hier zu dem Ball ab, ihr ganzer Plan, Fieberkranke und Aussätzige zu heilen, ginge in die Brüche."

Freydank wurde in der weiteren Ausführung dieser Vermuthungen unterbrochen. Die Tanztour war beendigt, das Zimmer füllte sich mit Paaren, die sich ausruhen oder Erfrischungen nehmen wollten; die Fortsetzung des Gespräches war gestört. Der Major hatte genug gehört, um nicht auf's Tiefste ergriffen zu sein. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er die Reihe der Jahre zurückdachte an die stille Mondnacht einst auf Java. Niemals war die Erinnerung an den unglücklichen Obersten van der Busch so lebhaft wieder vor seine Seele getreten. Welche Verkettung von Umständen, daß die natürliche Erbin eines Mannes, der selbst so furchtbar unter dem Druck der jammervollen Erdenexistenz hatte leiden müssen, sich entschloß, eine Pflegerin der Krankheitsleiden zu werden! Es war Hartlaub, als träte ihm das Bild des leidenden Obersten vor Augen, wie er ihn so oft besucht hatte, wenn er unter dem Palmendache seiner Altane saß und seine brennenden Schmerzen in Büchern und dem träumenden Hinblick auf die Spiegelfläche des Meeres zu vergessen suchte. Dämmerung senkte sich hernieder auf seine Erinnerung und eine jugendliche Gestalt, die heißerflehte Göttin der Gesundheit, Hygiea, trat aus ihr heraus und umschwebte ihn, dem Leidenden die krystallene Schaale der Genesung darreichend! Die Zer-

streuungen des Abends mutheten den in Gedanken Verlorenen nicht mehr an. Er zog sich früh auf seine Zimmer zurück und beschloß am folgenden Morgen einen früher bei Frau von Emmen gemachten Besuch zu wiederholen und bei dieser Gelegenheit vielleicht Constanze Artner, die Diakonissin, selbst kennen zu lernen.

III.

Eine Witwe zu sein und dabei jung, reich und schön, ist wol der angenehmste Lebensstand, falls der Verlust, den man zu betrauern hat, kein zu schmerzlicher gewesen. Ein solcher Verlust hatte bei Ottilie von Emmen nicht stattgefunden. Sie wurde fast noch als Kind mit einem reichen und geachteten Manne verbunden, der ihr Vater sein konnte. Justizrath von Emmen war ein Lebemann, der die ganze Zeit, die ihm die Besorgung seiner umfangreichen Praxis übrig ließ, mit der Pflege seines äußeren Wohls und der Huldigung des schönen Geschlechtes hinbrachte. Er haßte das Spiel und die Freuden geräuschvoller Geselligkeit, liebte die kleinen Diners, die schönen Künste und die Frauen. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, war für Gemälde, von denen er eine geschmackvolle Galerie angelegt hatte. Schon oft kam es vor, daß ein solcher Freund der Schönheit unter der schützenden Decke einer besonnen componirten Perrüke, die auf ein Alter nicht etwa von zwanzig, sondern von vierzig Jahren berechnet war, seine sechzig vergaß und nicht etwa eine Witwe oder die älteste sitzengebliebene Tochter einer kinderreichen Familie, sondern geradezu ein frisches, blühendes Mädchen von siebzehn Jahren heirathete. Acht Jahre hatte diese Ehe mit Ottilie Bergheim gedauert, als der Justizrath von Emmen unter der schweren Aufgabe, mit den bescheidenen und gutwilligen, aber doch immer jugendlichen Regungen seines Weibes gleichen Schritt zu halten, zusammenbrach und starb. Er hinterließ seiner Witwe ein großes Vermögen und einem Schützling, den er liebgewonnen hatte, dem Referendar Otto Freydank,

seine Praxis. Die böse Welt fügte hinzu, er hätte dem Erben der Letzteren auch die Bedingung gemacht, die Erstere mit zu übernehmen, zumal da er in den letzten Jahren bemerkt haben konnte, daß die Gemahlin seinen jungen Freund vielleicht lieber hätte als ihn selbst. Indessen ist die Welt in solchen Fällen immer reicher an Erfindungen als an Thatsachen und wo einmal der Ober- und der Untersatz eines Witzes von den zufälligen Launen des Begebenheitenhumors gegeben ist, kann man sicher sein, daß auch die Schlußfolgerung gemacht wird, sie mag mit der Wahrheit stimmen oder nicht. Wie wahr dies ist, beweist, daß wir oft genug irgend einen Entschluß vermeiden oder irgend ein bereits Halbgeschehenes wieder rückgängig machen, nur um den gar zu wohlfeilen Witz, der dies oder das dann sagen, jenes so oder so verbinden würde, gleich im Keime zu ersticken.

Ottilie von Emmen liebte vielleicht den Justizrath, nachdem er angefangen hatte sie als Curator ihres Vermögens zu quälen. Er controlirte ihre Ausgaben und verstand dabei ihr so derb auf die allerliebsten runden Fingerchen zu klopfen, daß sie vor dem einzigen Manne, der ihr nicht schmeichelte, Respect bekam. Nur war es ein Unglück, daß Freydank den Werth des Mannes erst vom Garçon datirte. Er trank alle drei Tage bei ihr den Thee, ließ jeden Einkauf derjenigen Bedürfnisse, die denn doch auf treuere weibliche Augen angewiesen sind, als die Augen einer alten ihn schon regierenden Haushälterin, von Ottilien machen, corrigirte zuweilen ein Fremdwort, das sie unrichtig gebraucht hatte, und nahm sich sonst vielerlei Tyrannisches heraus, was Frauen erst bis zum Haß und dann bis zur Liebe ärgern kann; aber er streifte an einer Frau, die er doch unstreitig liebte, mit einer gewissen kühlen Neutralität immer so vorüber, daß sich Ottilie oft verletzt, ja „beleidigt", doch aber immer auf's Lebendigste von ihm angeregt fühlte.

Die Sorge für das keineswegs einfache Hauswesen der Baronin führte eine schon bejahrte ältere Freundin, Frau Angelika Meyer. Diese gehörte nicht zu den Gönnerinnen des Justizraths und schmählte auch an jenem Abend hinter den tropischen Gewächsen nicht wenig über die Zumuthung, eine

ihnen unbekannte „wildfremde Person" in's Haus zu nehmen, eine Person, die einen Beruf wählen wollte, den Frau Angelika Meyer kaum dem Namen nach auszusprechen verstand und die vielleicht an der herzlichen und zuvorkommenden Aufnahme, die sie fand, soviel Gefallen finden konnte, um aller Sorge für das Wohl Anderer ihr eigenes vorzuziehen und im Hause der Baronin zu bleiben, als in welchem sie wirklich während des Balles nach Ankunft des Eisenbahnzuges verabredetermaßen abgestiegen war. Es war schon Morgens neun Uhr, als die Baronin aus ihrem Schlafzimmer trat und die Vorbereitungen zum Thee, den sie des Morgens trank, nur für zwei Personen berechnet antraf, für sie und Frau Angelika Meyer, nicht für drei, wie sie doch befohlen hatte. Sie wollte ja sogleich in der Art, wie sie Constanze Artner aufnahm, zeigen, wie werth ihr der Name war, der sie empfohlen hatte. Frau Angelika Meyer rümpfte höchst verächtlich die Nase und brachte eine ihr persönlich ausgerichtete Entschuldigung der jungen Dame, die schon um sechs Uhr aufgestanden wäre, keine Geduld gehabt, in ihrem Zimmer rumort und sich endlich nach einem Glase Wasser, das sie als Frühstück zu sich genommen, um acht Uhr empfohlen hätte. Es drängte sie an die frische Luft, hätte sie gesagt, und nach einer Stunde würde sie wiederkommen.

Ottilie fragte nach dem äußern Eindruck, nach Wuchs und Gestalt ihres „unruhigen" Schützlings. Ist sie jung? Ist sie schön? Wie trägt sie sich? Wie hält sie sich? Männer sind nicht im Stande, all' die Kennzeichen anzugeben, mit welchen sich Frauen über den gediegeneren Werth ihrer Mitschwestern zu unterrichten wissen. Sie haben für die Ergründung der Solidität oder der Eitelkeit oder der fahrigen Unordnung ihrer Mitschwestern so besondere Probirsteine, wie wir Männer sie in keiner moralischen Mineralogie antreffen würden. Der Frau Angelika schien es verdrießlich genug zu sein, daß sie der Wahrheit die Ehre geben und Constanzen keineswegs als ein phantastisches und um ihren nächsten weiblichen Eindruck unbekümmertes Wesen hinstellen sollte. Sie gab das Signalement einer Brünette von mittlerem Wuchs, ernsten braunen Augen, schlichtem Scheitel über der klaren offenen Stirn,

behendem Gange und ähnlichen Thatsachen, die aber durch gewisse geringschätzende Nebenbezeichnungen, als da lauteten: Schmächtig, kränklich, blaß, beeinträchtigt wurden. Ottilie war nicht Kennerin des menschlichen Herzens genug, um den Grund dieser Widersprüche, die Eifersucht der Dame Angelika, zu durchschauen, aber sie besaß Eitelkeit genug, daß sie die Betrachtung hätte anstellen sollen: Constanze Artner soll nur deshalb nicht vollkommen sein, weil die gute Angelika Meyer weiß, daß Du wünschest, es nur allein zu sein.

Ottilie hatte ihren zweiten Zwieback verzehrt und deren ein halbes Dutzend für einen kleinen Affenpinscher, den sie Frau Angelika Meyer zu Gefallen in ihrer Umgebung duldete, in Milch gebrockt, als sie sich bei Constanzens Eintritt von den Abweichungen unterrichten konnte, die sich ihre Gesellschaftsdame vom Wahren erlaubt hatte. Constanze war ein junges, liebliches Wesen von wenig über zwanzig Jahren. Es lag etwas Feierliches, ja beinahe Kaltes in ihrer ersten Erscheinung. Ohne Zweifel war es das Unglück, das ihr diesen Ausdruck der Zurückhaltung gegeben hatte. In den großen braunen Augen brannte ein Feuer wie von einer tiefen Gluth, die nur in einer edlen Seele angefacht sein konnte. Ein junges Mädchen, das einst in Glanz gelebt hatte und auf alle Freuden des Lebens hätte angewiesen scheinen dürfen, mußte viel gelitten haben, wenn es bis zu dieser zurückhaltenden, ja verschüchterten Art kommen konnte. Wuchs, Taille, Hand und Fuß waren von einer Zierlichkeit, die Frau Angelika ersichtlich nur mit den Augen der Mißgunst oder der Schmeichelei für Ottilien betrachtet hatte. Ottiliens etwas gerundete, und, wie es Blondinen in älteren Tagen zu gehen pflegt, beinahe wohlgenährten Formen kamen denen ihrer Schutzbefohlenen nicht gleich. Das Uebergewicht der Bildung endlich, die Constanzens Wesen fast königlich heraustreten ließ, hatte wol auch schon Frau Angelika empfunden und demnach nur dem üblichen Zorn der weiblichen Mittelbildung gegen alles Das, was sich innerhalb ihrer Sphäre auszuzeichnen den Muth hat, Worte geliehen.

Constanze wurde von Ottilien gebeten, am Frühstück Theil zu nehmen. Behaglich machte sich das Zusammensein in dem

traulichen Wohnzimmer, das noch die milde Wärme, die ein kleiner weißer Porzellanofen ausströmte, trotz des draußen angebrochenen Frühlings, ertrug. Der Frühstückstisch stand in einer Epheulaube, die rings von den anmuthigsten Blumen in zierlichen Töpfen umgeben war. Gemälde, Vasen, Pendülen und Statuetten hoben die silbergrauen von Goldleisten unterbrochenen Tapetenwände. Ottilie, Frau Meyer und der kleine Affenpinscher genossen das Behagen dieser Existenz. Nur Constanze schien für diese Aeußerlichkeiten nicht das aufmerksamste Auge zu haben. Sie dankte Ottilien für die freundliche Aufnahme und setzte hinzu, daß sie ihr hoffentlich nicht zu lange zur Last fallen würde. Schon vor der Reise, auf welcher sie eine Fürstin als Gesellschafterin begleitet hätte, wäre an die Gräfin Ampfing, die Vorsteherin der Diakonissenanstalt Friedenthal, ein Brief abgegangen, in welchem sie um die Aufnahme unter die ihrer Obhut anvertrauten Schwestern gebeten hätte. Sie hatte die Hoffnung, bei persönlicher Vorstellung, die sie heute bezweckte, die Erfüllung ihrer Bitte zu erwirken.

Ottilien und Frau Angelika lag das Vorhaben Constanzens so weit entfernt, wie wenn man Beide nach Sanskrit oder nach den Lehrsätzen des Euclid befragt hätte. Constanze, darum angegangen, gab eine Schilderung ihrer künftigen Pflichten, die ihnen Beiden befremdlich genug vorkamen. Auf Frau Angelika Meyer hatte die Schilderung, obgleich sie für den religiösen Inhalt derselben nicht unempfänglich war, sogar noch die besondere Wirkung, daß sie ihr den Genuß ihrer dritten Tasse Peccoblüthen verleidete, so hoch sie sich auch die kleine mehr Vase als Tasse schon mit eingeweichtem Zwieback angefüllt hatte. Einst hatte sie ja auch einen Gatten, einen Beamten mittlerer Klasse vom Steuerfach, gleichfalls in ihren Armen sterben sehen; sie hatte auch die Pflege des Justizraths von Emmen geleitet und sich bei einem sonst angeborenen gutmüthigen Charakter überzeugt, mit welchen traurigen Naturerscheinungen das Abscheiden des Menschen vom Leben verbunden zu sein pflegt. Sich nun zu denken, daß ein so „gebildetes" junges Mädchen, das da vor ihnen saß und Thee trank, sich gewöhnen sollte, dergleichen außerordent-

liche Erscheinungen täglich zu sehen und täglich mit zu erleben, erfüllte sie weniger mit Mitleid, als mit einer Art von physischer Abneigung und plötzlich widerstehendem Appetit. Sie mußte sich erheben und unter irgend einem Vorwande das Zimmer verlassen. Ottilie aber, von geringerer Phantasie, war mehr nach der moralischen Seite hin ergriffen; sie fand, daß Constanze für die Ausübung solcher Pflichten wol zu „gut" sei und jener Beruf besser den Miethlingen aus den unteren Ständen zu überlassen wäre. Constanze erwiderte nur die einfachen Worte: „Sie werden sich leichter in meinen Plan finden, gnädige Frau, wenn Sie gleichsam annehmen wollten, ich wäre katholisch, was ich nicht bin. Denken Sie sich, ich will in den Orden der barmherzigen Schwestern treten, das sagt Alles, was ich will und was ich fühle."

Nun trat eine eigenthümliche Pause zwischen den beiden jungen Frauen ein. Sie gehörten Beide einer ganz anderen Welt an. Die Eine lebte in dem beständigen Bedürfniß der Freude und einer immer gewährten Befriedigung derselben, die Andere in Begriffen und Anschauungen, die Ottilie bisher nur hatte nennen und schildern hören und von denen sie nur so viel ganz klar wußte, daß sie ein großes religiöses und sittliches Vorrecht für sich hatten. Es war eine gewisse staunende Andacht, die sich ihrer plötzlich vor Constanzen bemächtigte, eine Verehrung, die sich mehrte, als sie vor Constanzens Art sich zu geben, vor ihrem treffenden, wenn auch oft scharfen Urtheil, vor ihrer Welterfahrung und Bildung die größte Hochachtung empfinden mußte. Durch die Worte: Kann es denn nicht Fälle geben, wo man die Neigung haben darf, auf ewig in ein Kloster zu gehen? war Ottilien das Vorhaben Constanzens in diejenige Sprache übersetzt, die ihr geläufiger war. Sie ließ jetzt ein so seltsames Wesen in ihrer Art gelten und bat sie nur noch, ja nichts zu übereilen und so lange, als sie mit ihrem Vorhaben noch nicht ganz im Reinen wäre, ihr Haus für eine Zufluchtsstätte anzusehen, die ihr auch, wenn sie wollte, für immer gehören könnte. Die Ahnung, daß ein Mädchen, wahrscheinlich doch wol nur um der Liebe willen und um irgend ein Geheimniß des Herzens, zu einem solchen Entschlusse kommen konnte, erweckte

sogleich das Mitgefühl. Ottilie betrachtete nun Constanzen wie eine Mitleidende in dem großen Bunde weiblicher vom Leide der Liebe gedrückter Herzen.

Einen Besuch bei Gräfin Ampfing, so viel hatte Constanze schon bei ihrem Frühausgange in Erfahrung gebracht, würde sie am geeignetesten in der Mittagszeit in der Diakonissen-anstalt zum Friedenthal selbst machen, wo die Dame wohnte. Bis dahin widmete ihr Ottilie all' die Herzlichkeit, deren ihre an sich ja harmlose Natur fähig war. Dann machten Beide ihre Toiletten, worauf Ottilie so viel Zeit verwandte, daß Constanze noch einen halben Duodez-Band aus der wenn nicht bestäubten, doch wie es schien wenig benutzten hängenden Zimmerbibliothek der Baronin durchlesen konnte. Gegen zwölf Uhr meldete man den Justizrath Freydank und den Major Hartlaub.

Beide hatten sich verabredet, diesen Besuch zu gleicher Zeit zu machen. Beide kamen mit ungleicher Stimmung, aber in derselben Absicht. Sie wollten versuchen, Constanze Artner von einem Plane abzubringen, der ihnen excentrisch schien. Freydank nahm Constanzens Dank für seinen ihr durch den alten Geschäftsführer ihres Vaters vermittelten Beistand in dieser großen und geräuschvollen Residenz und seine Empfehlung an die gütige Baronin mit jener ruhig prüfenden Halb-Malice entgegen, die dem überlegenen Mann von Geist und Weltkenntniß eigen ist, wenn er zum ersten Male gesehenen Menschen erst Zeit läßt, sich zu entwickeln. Hartlaub beobachtete die auffallende Familienähnlichkeit Constanzens mit seinem dahingegangenen Freunde, auf den als eine Jugenderinnerung des Majors sich sehr bald das Gespräch lenkte. Die Beziehung des Majors zum Wisthaler'schen Hause bot Schwierigkeiten einer wärmeren Verständigung. Constanze vermied auf diese feindlichen Verhältnisse einzugehen und bedauerte nur, daß die Traditionen über ihren Oheim van der Busch in ihrer Familie nicht die lebhaftesten gewesen wären. Die Gründe lagen ja nahe. Nachdem sich dann Freydank über die äußere Erscheinung und die etwaige Herzens- und Geistesart seines Schützlings hinlänglich glaubte orientirt zu haben, begann er gegen den Plan seines Schütz-

lings, Diakonissin werden zu wollen, das von ihm schon beabsichtigte Heck- und Neckfeuer der Polemik mit folgenden Worten: „Mein liebes Fräulein, Sie haben also die Absicht, eine Jungfrau von Orleans der Lazarethe zu werden? Was, beim Aesculap! bringt Sie auf diese merkwürdige Idee?"

Constanze schien Einreden dieser Art gewohnt zu sein. Sie entgegnete lächelnd: „Sollen wir Frauen uns denn nicht auch einen Beruf wählen dürfen, und zumal einen, der unseren sonstigen üblichen Pflichten so nahe liegt? Und die Jungfrau von Orleans ist doch wol auch schwerlich die bloße Enthusiastin gewesen, die wir im Theater beklatschen. Ich las ihr Leben. Sie hat weit mehr bei den Verwundeten hinter dem Treffen gewirkt, als mit dem Schwerte vor der Fronte." — Der Major horchte auf und nickte beistimmend. — „Gut! Sie war eine Marketenderin en gros, eine Art Regimentstochter des Mittelalters," fiel Freydank ein. „Ich bin überzeugt, daß Jeanne d'Arc wenig Zeit hatte, die schöne Toilette zu machen, die wir auf der Statue der Herzogin Marie von Orleans bewundern. Sie mag im Bivouak und auf dem Marsch so viel Beschwerden erlebt haben, daß sie es oft bitter genug an den Füßen empfunden haben mag, Frankreich retten zu wollen. Aber auch Ihnen wird es so gehen, mein Fräulein! Sie, die Sie vielleicht eben in Herrn von Geibel's Gedichten oder in Ihrer göttlichen Amaranth, dem Lieblingsbuch meiner verehrten Frau Angelika Meyer, geblättert haben, Sie, die Sie vielleicht eben ein Lied von Mendelssohn sangen, Sie wollen aus der Patschouliluft der Geselligkeit, die Sie bisher einathmeten, in Atmosphären treten, gegen deren verpestenden Hauch den Arzt nichts schützen kann, kein Chlor, kein Alkohol, nichts als die moralische Kraft seines Willens und die Begeisterung für seinen Beruf?"

Ottilie sah befremdet, Hartlaub mit Staunen auf. Den rücksichtslosen Sprecher hatte ein heftiger Unwille ergriffen. Sein Antlitz röthete sich. Seine Finger zerrten mit Ungeduld an den ausgezogenen Handschuhen. Constanze erwiderte einfach: „Ich habe diesen Muth." Freydank konnte sich nun nicht mehr beherrschen. Er hatte seine Abneigung gegen das, was er Modeschwärmerei nannte, ausgesprochen; er wurde

bitter und verstimmt. „Nein, nein!“ sagte er; „der alte Guntram, eine Clientel des Barons von Emmen, wie Ihr seliger Herr Vater, dessen Geschäftsführer Guntram war, hat mir als dem Nachfolger der Praxis dieses Hauses auf's Gewissen gebunden, Sie mit meinem Rath und Beistand zu unterstützen. Mein Rath ist der, Fräulein, daß Sie in diesem Hause bleiben und mit Frau Angelika einen Vertrag über das Feld Ihrer künftigen Wirksamkeit abschließen. Das ist ohne Zweifel vernünftiger. Sie helfen der Frau Baronin die poetischen, ästhetischen und musikalischen Honneurs des Hauses machen. Sie lesen die ersten Bände der Romane etwas früher, damit Sie Frau von Emmen sagen können, ob die Geschichte gleichfalls zu lesen die Aufmerksamkeit dieser vielbeschäftigten Dame verlohnt. Sie besuchen die Modemagazine, die Musikalienhandlungen, die Kunstausstellungen, Sie studiren die Chronik der Gesellschaft, eröffnen kleine Correspondenzen, die Sie des Morgens bis elf Uhr am eleganten Schreibtisch fesseln, ich verspreche Ihnen die Empfehlung einer Adresse der geschmackvollsten Luxuspapiere aus der Papeterie Marion in Paris, kurz ich versichere Sie, wenn Sie unsere Gesellschaft von der richtigen Seite anfassen, so haben Sie einen angeborenen Beruf, bei welchem Sie manchmal wünschen werden, sich verdreifachen zu können. Die Gesellschaft verlangt von den Frauen unseres Jahrhunderts nichts als die Verschönerung des Daseins und hat zu allen Zeiten nichts Anderes von ihnen verlangt.“

Frau von Emmen, die einen stechenden Neidesblick Angelika's nicht verstehen wollte, verwies Freydank seine Unarten und erklärte sich mit Freuden bereit, Constanzen als Freundin in ihr Haus zu nehmen. Um den Spott des Justizraths zu pariren, setzte sie hinzu: „Es ist allerdings für uns Frauen eine oft unerschwingliche Aufgabe, blasirte Hausfreunde unterhalten zu müssen und den Thee mit Bekanntschaften zu trinken, die uns an Einem Abend für ganze Wochen verstimmen können.“

„Da sehen Sie!“ fiel Freydank ein. „Auch das kann Sie im reichsten Maße in Anspruch nehmen, mein Fräulein; Studium über irgend ein Schlagwort, womit man einen

lästigen Freund auf Wochen stumm machen und entfernen will. Blasirte Hausfreunde! Ueber diesen Treffer wird Frau von Emmen acht Tage Zeit brauchen, sich, wenn wir fort sind, auszulachen. Denn dies Wort hat sie mir lange gegönnt. Ja, ja, Beruf der Frauen!"

Constanze war von einer fliegenden Röthe überhaucht. Sie wollte sich auf ihr Zimmer zurückziehen. Sie fühlte, daß sie aufgeregt war und wollte am wenigsten entrüstet erscheinen. Als Freydank in allem Ernst um eine Antwort auf seine Vorschläge bat, schüttelte sie das Haupt mit einer Milde, die Freydank entwaffnen mußte. Es war ersichtlich, daß ihrem Entschluß entweder religiöse Schwärmerei zum Grunde lag oder Etwas, dem nachzuforschen im Augenblick nicht gestattet war.

Frau von Emmen hatte sich bereit erklärt, Constanzen nach dem Friedenthal zu begleiten und zog sich zurück, um zum Ausgehen ihre Toilette zu vollenden. Sie war von dem festen Willen, der Ruhe, der sichern Haltung Constanzens so ergriffen, daß sie von dem Siege, der ihr ein für das Geschlecht gemeinschaftlicher schien, zu Freydank äußerte: „Da sehen Sie einmal Ueberzeugungen, die zu fest stehen, um von Ihren Sarkasmen erschüttert zu werden."

Als Freydank mit dem Major allein war — sie blieben, um die Damen zu begleiten — polterte Jener: „Diese Modethorheiten! Ist es nicht als wenn man mit poetischen Märchen, mit dem Becher der alten Könige von Thule einen Fluß ausschöpfen wollte! Noth und Elend, ja, es giebt dessen genug, aber auch soviel, daß die Hülfe, die mit diesem Damen- und Pfaffenvereinswesen den einzelnen Theilen davon zu Gute kommt, kaum der Rede werth ist. Ich ließe auch das Meiste davon immerhin als eine Abschlagszahlung für bessere Zeiten, wo man die Uebel an der Wurzel erkennen und ausrotten muß, gelten, wenn nur nicht der unerträgliche Hochmuth damit verbunden wäre, der demüthige Stolz, die geistliche Hoffahrt all' dieser Unternehmungen! Wäre die reine Humanität, die Bürgertugend, die Liebe zum Volke, der Stolz des Vaterlandes die Quelle dieser Hülfsleistungen, wie theilweise das in England der Fall ist, so könnte man sich daran erfreuen; aber die

wahren Förderer aller dieser Dinge sind bei uns die Gegner der Aufklärung, die Freunde mittelalterlicher Dämmerung. In den Diakonissenanstalten wird gesungen und gebetet. Die Kranken, kaum dem Bewußtsein zurückgegeben, werden mit geistlichen Ansprachen und Vorlesuugen aus der Bibel wider Willen behelligt. Diese Krankenhäuser sind eigens dazu angelegt, daß sie nicht nur leiblich, sondern im Sinne der Orthodoxie auch geistlich gesund machen sollen. Wie viel schöner ist diese Einrichtung bei den Katholiken! Dort weiß man, daß barmherzige Schwestern die Kranken behandeln um eines Ordensgelübdes willen. Man weiß, daß die barmherzigen Schwestern Nonnen sind, die nie wieder ihr Pflegeamt verlassen. Von einem Kloster wird Niemand, der seine Pflege in Anspruch nimmt, erwarten dürfen, daß es seine Art zu sein um einen Laien einstelle, man wird diese Feierlichkeit der Pflege gelten lassen, um Etwas, was schon seit fast zwei Jahrtausenden vorhanden ist. Aber bei uns! Welche geisttödtende Monotonie liegt nicht in religiösen Privatkundgebungen, die sich nicht an die überlieferte feste Form der Gebetformeln, der Gesänge, der rituellen Ceremonien halten, sondern den Kranken mit einem widerlichen Auskramen von Privatauffassungen der Heilslehre quälen! In einer katholischen Kirche werde ich, wenn Alles knieet, gewiß nicht stehen bleiben, sondern eine halbe Kniebeugung machen, aber dem Wesen der protestantischen Kirche widerspricht es, daß man in die religiösen Privatkundgebungen Einzelner mit einfalle. Wir haben, um nicht dabei von persönlicher Beliebigkeit belästigt zu werden, einen viel zu wenig vorgeschriebenen officiellen Ritus. Von Allem, was uns diese Zeiten an Aehnlichem gebracht haben, sind die Diakonissenanstalten glücklicherweise noch dasjenige, woran unser Herz betheiligt ist und im Namen der allgemeinen Menschenliebe möchte ihr Wirken gesegnet sein, wenn nur nicht um diese Anstalten ein gewisser Nebel von unheimlichen Tendenzen läge, so daß ich jedesmal ein Grauen empfinde, wenn mich mein Weg draußen an dem entlegenen Friedenthal vorüberführt." — „Als Militair," setzte der Major hinzu, „muß ich weibliche Krankenpflege ein Hinderniß der Genesung nennen. Meine Soldaten wurden nie gesund, wenn

ihnen Frauenhände die Wunden verbanden. Aber sonst wird hier vielleicht das Gute das Schlimme überwiegen.“ — „Nein! Nein!“ erwiderte Freydank. „Ich wünschte, irgend ein feuriger Romeo machte dieser Julia einen andern und praktischeren Vorschlag aus dem Gebiete der alten weltlichen und viel schöneren Romantik. Mir könnte es Freude gewähren, der Gräfin Ampfing diese Eroberung abzujagen.“

Hartlaub verfiel in ernstes Sinnen. Er hörte kaum das Eintreten eines neuen Besuches, der von Freydank mit Erstaunen begrüßt wurde. Es war der junge Arzt vom gestrigen Ball. Alfred Wolmar kam, um sich nach dem Befinden der Herrin des Hauses zu erkundigen. Fast wallte es in dem aufgeregten Freydank wie Eifersucht auf, als er seinen Freund, dessen Schritte und Tritte er zu seinem Besten in der Residenz zu lenken sich vorgenommen, auf einer Fährte überraschte, deren Verfolgung er ihm nicht angerathen hatte. Alfred Wolmar hatte sich wie mit einer gewissen Feierlichkeit auf diesen Besuch vorbereitet. Sein ohnehin ansprechendes Aeußere trat gegen sonst noch entschiedener hervor und da er seinen Besuch dahin erklärte: Frau von Emmen hätte ihm versprochen, ihm zu sagen, wen sie unter allen ihr bekannten weiblichen Partieen für diejenige hielt, die das meiste Geld mit der größten Herzensgüte verbände, so sagte Freydank nicht ohne Ernst: „Lieber Freund, das ist sie selbst, sie selbst! Und Dergleichen nähr' ich an meinem Busen! Major, bestätigen Sie mir, für wen ich gestern Abend um die Hand einer Ihrer Nichten geworben habe?“ — Wolmar runzelte die Stirn. Der Schein des Leichtsinns, der gegen ihn sprach, schien seinen Unmuth zu wecken. „Ist das nach unserer Verabredung?“ sagte er mit düstrem Blick auf Freydank.

Eine ernstere Auseinandersetzung schnitt die zurückkehrende Ottilie ab. Auch Constanze hatte die Thür ergriffen, hatte eintreten wollen, war schon mit einem Fuße wieder im Zimmer, als sie über irgend etwas plötzlich erschrak und zurücktrat, um mit einer raschen Handbewegung den Schleier des Hutes über ihr erblassendes Antlitz zu werfen. Ottilie, die früher eingetreten, nahm die Aufmerksamkeit der Herren so in Anspruch, daß sich Constanze hätte sammeln können, wenn nicht Ottilie

Wolmarn mit so viel Anmuth und Auszeichnung begrüßt hätte, daß sich Constanze auf's Neue an der nur halb geöffneten Thür halten mußte, um nicht umzusinken. Gezwungen, endlich näher zu treten und durch den Schleier, den sie übergeworfen, an die Dringlichkeit ihrer Absicht auszugehen, erinnernd, beantwortete sie Ottiliens Frage, ob sie in Doctor Wolmar nicht einen ihr bekannten Landsmann vom Rhein anträfe, mit den kaum hörbaren Worten: „Vielleicht, daß sich Herr Doctor Wolmar erinnert —" — Wolmar hörte den Namen Constanze Artner. Schon stand Constanze an der Thür, Hartlaub und Freydank folgten, Frau Angelika berichtete, daß sie der weiten Entfernung des Friedenthals wegen den Wagen bestellt hätte. Der Schooßhund bellte, Alles ging so laut, so übereilt durcheinander, daß es nicht auffiel, wie Wolmar zurückblieb, starr, angewurzelt, den Hut in der Hand zusammengepreßt, die Schwelle der Thür, um zu folgen, nicht zu überschreiten wagend und sich zu erholen suchend wie von einem furchtbaren Schlage getroffen.

„Vielleicht, daß sich Herr Doctor Wolmar erinnert!" Diese Worte. Wer sprach sie? Constanze Artner. Wolmar wollte den Namen wiederhören, sah sich nach dem als der Letzte gebliebenen Major um. Frau Angelika fuhr nicht mit. Sie kehrte zurück, da hörte er noch einmal den Namen, hörte Alles, was wir über Constanzens Vorhaben wissen, hörte die Absicht, die Constanzen in die Residenz geführt, die Umstände, die sie zu Ottilien brachten, den Zweck ihrer gegenwärtigen Ausfahrt. Bewußtlos stieg er die Treppe nieder, vom Hausthor fuhr der Wagen mit Ottilien, Freydank und der noch immer verschleierten Constanze eben von dannen. Mechanisch zog er den Hut. Man hätte von seinem Benehmen sagen mögen: Er wußte nicht, ob er noch lebte.

IV.

Wolmar durcheilt die Stadt, sucht die Thore, begiebt sich in einen großen Park, dessen Alleen sich mit dem ersten Grün des Frühlings schmückten. Der Gruß der gefiederten Sänger

empfängt ihn. Die Sprache der Natur, das Blau des Himmels, die Tausende von entfalteten jungen Keimen lösen seine Brust, daß er unter sie tretend mit einem einzigen Ach! sich wie an das Herz eines aus tiefster Seele mitfühlenden Freundes werfen mochte. Aufschreien mochte er vor Schmerz und er that es auch.

Denn was war ihm geschehen! Wo die Gruppen uralter Bäume einsamer stehen, rauschend der Wind um die mächtigen, ihres vollen Schmuckes harrenden Kronen säuselte, hielt er die Schritte inne und befreite sich in lauten Schmerzensrufen von einem Jammer, der ihn zu ersticken drohte. Zu höhnisch hatte der Zufall die Rolle der Nemesis übernommen, zu grausam ihn vor Constanzens Augen gedemüthigt! Er besann sich. Er hatte einen kleinen Veilchenstrauß in der Hand gehabt. Er hatte eben zu Ottilien von Emmen einige hergebrachte Huldigungen ausgesprochen. Jetzt war es ihm, als hätte die Erde sich aufreißen müssen, als Constanze, Constanze so mit verschleiertem Antlitz neben ihm stand und sein Lächeln sehen, seine Schmeicheleien hören mußte. Auf Blumen glaubte er gestanden zu haben und er sah, er stand an einem Abgrunde. Als er jetzt da so an ein verwittertes altes Standbild von Sandstein lehnte, wo der Göttin Flora das Füllhorn, ihrem Arme die Hände, ihrem Fuße die Hülle des Gewandes fehlte, mußte er auf eine zur Ruhe einladende morsche Bank sinken und sich sammeln.

Hatte es doch einst Stunden gegeben, wo Alfred Wolmar an Constanzens Auge hing, wie der Metallstaub am Magnete —! Die Liebe, die innigste Liebe mit allen ihren Schauern und süßen Zaubern verband sie ja —! Ein Wort von ihr, ein Wink ihrer Hand hätte einst alle Entschließungen seines Lebens bestimmen können —! Der Sohn eines Beamten, der ihm die Mittel hinterließ, sein Lieblingsstudium zu verfolgen, die Naturwissenschaften, war er einst von der Universität heimgekommen in jene Gegend, in der Nähe des Rheins, deren Betriebsamkeit man schon oft mit den Kohlendistricten Englands verglichen hat. Seine Eltern waren gestorben, Verwandte lebten in ferner Gegend, aus der einst sein Vater in diese versetzt war. Alfred liebte die neue Heimath, die Menschen

sprachen ihn an, die Natur, der große gewaltige Strom waren die Vertrauten seiner reifenden Jugend gewesen. Er siedelte sich in seiner Nähe an, wurde Arzt und wartete nun, welches Kranken Hand an seine Thür klopfen, welche Stimme der Liebe ihn an irgend ein Siechbett rufen würde. O, das ist ein wunderliches Leben, das Leben eines jungen Arztes! Ein blankes Metallschild schlägt er wol an sein Haus, eine Nachtklingel von Messing mit hellgeputztem Griffe streckt sich daneben aus und nun harre, junger Asklepiade, und lausche, wer stehen bleibt und Deine bescheidene einfache Stiege hinaufklimmt! Wol, es kommen so im Lauf der Woche, besonders wenn Markt ist, Leute vom Lande und wollen ein Mittel, um dem alten Großvater zu helfen, von dem sie nichts zu sagen wissen, als er hätte ein Stechen in der Seite und einen trockenen Husten auf der Brust, und sie ziehen, lacht! lacht! jene symptomatischen Führer heraus, die auf manchen ärztlichen Bildern der niederländischen Schule die Mieris und Netscher selbst bei eleganten seidengekleideten Damen ihren Boerhaves in die Hand gaben zur Besichtigung und Diagnose der Leiden. Die neue Schule lächelt nicht mehr über den alten Volksaberglauben: sie wiegt, sie kocht diese Fühler auf Steinleiden, Diabetes u. s. w. in chemischen Retorten. Der junge Arzt verschreibt: er thut mehr, er hat Zeit dazu, er besucht den alten Großvater und thut sein Möglichstes, was sich eben thun läßt, um einem bereits im Sterben Begriffenen auf einige Wochen seinen Husten zu erleichtern. Es findet sich mit der Zeit eine Art Praxis zusammen, die wie eine Beschäftigung aussieht, und beim Jahresschluß reicht ihr Ertrag gerade für die Journale und Bücher aus, die sich ein junger noch nicht abschließender, von seiner Wissenschaft noch begeistert und nicht blasirt denkender Arzt zuzulegen sucht. Man wird auch in die Gesellschaft gezogen, aber nur als Hausfreund, als Tänzer, als Arrangeur von lebenden Bildern, man wird auch einmal hinter dem Rücken des seit zwanzig Jahren in der Familie accreditirten Hausarztes um diesen oder jenen Schmerz im Rücken oder an der Hüfte um Rath gefragt, aber die Discretion des jungen Anfängers zwingt ihn, sich zurückzuhalten und mit der größten Hochachtung von

dem alten Dr. Isegrimm zu sprechen, der bereits sehr wüthende Blicke auf den jungen Anfänger, den Adepten der „neuen Schule" wirft und im Bunde mit vier, fünf anderen Aerzten, die schon die Gegend beschreiten oder bereiten oder beein= oder bezweispännern, lauter Männern mit Kindern und Kindes=kindern, aufpaßt, daß er ihnen nicht etwa in ihr Gehege kommt. Nun sieht ein solcher junger Enthusiast, der vielleicht wie Alfred Wolmar noch achthundert Thaler von seinem väterlichen Erbe und seinen kostspieligen Studien übrig hat und entschlossen ist, diese zuzusetzen, wie Dr. Isegrimm auf die Leber, die Lunge und den Magen curirt, wo Leber, Lunge und Magen nicht im Mindesten afficirt sind, er sieht, wie er den Nachbar und Gevatter Apotheker in Nahrung setzt, er fühlt den ganzen Abscheu des ersten, vielleicht noch einseitigen Ueberzeugungseifers gegen solche Art, den menschlichen Körper zur melkenden Kuh der Menschen zu machen, die von seiner einmal in Gottes Rath beschlossenen Hinfälligkeit sich aufrecht erhalten wollen. Was hilft es? Er kann nicht dazwischen treten und zu den Patienten sagen: Euer Leben ist in Gefahr! Und dann vollends — hat Euch jungen Aerzten noch die gütige Natur ein bald feuriges, bald sanftes Auge, eine edle Stirn, eine klangvolle Stimme, Sinn für Haltung und wol gar Eleganz gegeben, dann seid Ihr ganz verloren. Wol werfen die Frauen stillbeobachtende Blicke auf Euch, aber die wenigsten haben den Muth oder dürfen ihn haben, gerade Euch von den Leiden zu erzählen, die sie plagen bald da, bald dort, wie Mephisto sagt. Was hilft es Euch nun gar, gesetzt und solid zu erscheinen, Euch das Schnupfen angewöhnt zu haben und ganz gegen Eure Natur gewisse kurze, fast grobe Manieren zu affectiren? Die Ehemänner wollen, daß ihre Frauen bei dem alten in Gottes Zorn zum Arzt gewordenen Dr. Isegrimm bleiben. In der That, wenn es ein geheimes und ganz subtiles wissenschaftliches Proletariat in unseren Tagen giebt, so gehört das Leben eines jungen Arztes in den ersten sechs bis zehn Jahren seiner Praxis dazu.

Daß sich ohne eigenes Vermögen oder eine Anstellung oder eine reiche Heirath ein ehrlicher junger Arzt nicht weiter fördern kann, durfte Wolmar um so aufrichtiger eingestehen,

als er das Glück hatte, die nähere Bekanntschaft eines Hauses zu machen, das in jener Gegend für eines der reichsten galt, das angesehenste war es ohne Zweifel. Wolmar erhielt Glückwünsche von allen Seiten, seit man behauptete, daß Constanze, des reichen Fabrikanten Artner einzige Tochter, das Ziel seiner Bewerbungen wäre und es auch, wie sich die Zeichen deuten ließen, erreichen müßte. Zwar schien Constanze bestimmt zu sein, die Gemahlin irgend eines Kaufmanns in Köln oder eines Fabrikanten von Eupen oder Crefeld werden zu sollen, allein sie war zunächst das Kind der väterlichen Liebe. Wenn sie Wolmar liebte, so konnte der Vater ihren Wünschen nicht im Wege stehen.

Der Stolz ist zaghaft, nur eine gewisse „Demuth" wagt Alles. Der junge Arzt sah, daß ihn Constanze auszeichnete, aber das Benehmen des Vaters war ablehnend, oft kalt. Er wagte nicht, die Einladungen, die er zuweilen zu einem Diner, zu einem Ball erhielt, so zu benutzen, daß er sich unmittelbar darauf zum täglichen Gaste des Hauses machte. Dr. Isegrimm war ja auch der Arzt nicht nur des alten Herrn Artner, sondern aller seiner Diener, seines Comptoirs, seiner sämmtlichen Fabrikarbeiter. Es hätte den Schein gewonnen, daß er dem Collegen, der zwei Söhne auf der Universität, zwei im Militair, zwei in der Handlung hatte, die Hülfsquellen seiner Existenz trübte. Er begnügte sich, seiner Liebe zu Constanzen nur mit entfernter Sehnsucht zu leben. Diese wuchs, je öfter er Constanzen dann doch sah. Welche edle weibliche Erscheinung fand er in ihr! Welche Anmuth, welche Bildung! Wie liebevoll war ihr Verkehr mit dem oft mürrischen und vergrämelten Vater! Wie schalkhaft in Augenblicken ersichtlicher Freude des Vaters war ihre Laune und wie schwärmerisch wieder ihr Aufblick, wenn die Heiterkeit des Gesprächs plötzlich an einem ernsten Gedanken anprallte! Wie stand sie dann diesem ernsten Gedanken Rede! Wie wenig wich sie ihm aus! Wolmar besaß keine von den entweder schroffen oder frivolen Eigenschaften, die Studierte bei längerem und erdrückendem Umgang mit der Geschäftswelt herauskehren. Er wurde nicht brutal wie die Advocaten, wo sie von den Kaufleuten leben müssen, nicht kriechend, wie Beamte, die

dem Geldsack gegenüber befehlen sollen. Er bewahrte sich den Adel seiner Bildung. Warum sollte er nicht annehmen, daß sich Constanze in seiner Nähe gehobener und glücklicher fühlte, als bei den Besuchen der jungen Männer, die mit so vieler Virtuosität verstanden, die Engländer und die noch ungebundeneren Amerikaner zu spielen! Die Verachtung so vieler edlen und schönen Dinge und Begriffe, welche die jungen Gentlemen mit um so größerer Gewandheit zur Schau zu tragen wußten, je weniger sie davon verstanden, fand bei Constanzens auf die Tiefe gehendem Sinne nicht das bewundernde Gelächter, das junge gedankenleere Mädchen bei diesen Tours de force der jungen Dandywelt aufzuschlagen pflegen; und wenn auch Wolmar, wie eben junge Gelehrte heutiges Tages sind, nichts von der persönlichen Unsterblichkeit der Seele wissen wollte und falls der alte Herr Artner nicht gut geschlafen hatte, sagte: „Mangel an Phosphorentwickelung zehrt die Geisteskräfte ab", so blieb doch noch immer ein großes Feld übrig, wo sich Constanze und Wolmar in gleichen Stimmungen des Zweifels, dann aber wol auch des Glaubens begegneten.

Es hatte eines Jahres bedurft, bis Wolmar nur so weit in die Nähe der jungen reichen Erbin kam, um ihrer Theilnahme für ihn gewiß zu werden. Wiederum ein Jahr währte es, bis er zu den Gästen eines Hauses gehörte, die es zu besuchen wagten, ohne eingeladen zu sein. Alles Umstände, die auch seine Praxis hinderten. Denn ein junger Arzt, der sein Glück machen will, muß allgemein zu gefallen suchen. Hundert Mütter müssen wünschen können, daß der hoffnungsvolle junge Mann sich Mathilden oder Schwanhilden, ihren holden Töchtern, in Liebe zuwenden könne. Nun wußte man schon Wolmar's Wünsche. Jedermann ahnte, daß Constanze Artner diese vielleicht erwiderte, wenn sich der Doctor nur ein Herz fassen wollte; wer kümmerte sich von denjenigen Kranken wenigstens, die ewig nur an verstimmten Nerven leiden, um einen Arzt, der halbversprochen schien! Endlich im dritten Jahre mußte sich Wolmar ein Herz fassen. Der Vater hatte ihn schon zum Partner seiner abendlichen Schachpartieen gemacht; Wolmar schlug Constanzen die Noten um, wenn sie sang, er las zuerst, was sie ihm nachlesen sollte, er kannte ihre

besten Freundinnen und war der tägliche Gast des Hauses und nur Eines noch fehlte — das Geständniß. Oft schon hatte dies auf seinen Lippen geschwebt, oft schon hatte er wie auf Engelsfittichen einen jener heiligen Augenblicke nahen hören, wo zwei Liebende den Druck, der das Herz krampfhaft umballt hält, nicht länger mehr auszuhalten vermögen, wo sie ohnmächtig einander in die Arme sinken und nur noch stammeln mögen: Ach, ich kann's nicht länger mehr tragen, meine Kraft ist hin und ohne Dich mein Leben! Aber immer wieder war in diese Himmelsmomente ein Zufall mißtönig eingefallen. Da endlich eines Tages — gerade zwei Jahre vor Wolmar's Verzweiflung hier im Park der Residenz — sollte das entscheidende Wort gesprochen werden. Der reiche Commerzienrath Wisthaler aus der Residenz war gerade bei seinem ehemaligen Compagnon Artner auf Besuch, er hatte einige Begleiter mitgebracht, die mit Artnern rechneten und oft bei geschlossenen Thüren rechneten. Vielleicht war es Eifersucht oder Furcht vor einer andern Bestimmung Constanzens, daß er jetzt endlich wagen wollte, zu sprechen. An einem Mittagsmahle, das den Gästen zu Ehren gegeben wurde, fiel ihm auf, daß der erste Geschäftsführer des Hauses, Guntram, eine feste und verschlossene Natur, den Hausherrn vom Mahle abrief, dieser kehrte verstört zurück, die Gesellschaft nahm den Kaffee, man scherzte noch, lachte, besprach hundert Dinge, die Constanzen in die heiterste Laune versetzten. Artner aber schien zerstreut. Als sich die Gäste entfernt hatten, blieb Wolmar. Befremdlich genug war ihm, daß ihn der Vater mit Rührung an sich zog. Constanze sah die Bewegung des Vaters. Diese auf sich und ihre Liebe deutend, trat sie näher. Jetzt oder nie schien ihm der Augenblick der Erklärung gekommen. Schon begann Wolmar seine Empfindungen zu sammeln, schon hatte er Worte gesprochen, denen nur noch eine Bitte an den Vater, ihn als Sohn anzunehmen, fehlte, da plötzlich trat unangemeldet der alte Geschäftsführer Guntram in's Zimmer und sagte: „Herr Doctor! man schickt nach Ihnen; in der Felsenmühle, zwei Stunden von hier, ist eine Magd erkrankt! Sie liegt im Fieber! Sie müssen eilen!“ Artner, fast voraussetzend, daß sich Guntram diese Störung

absichtlich erlaubt hatte, glühte auf, er schien von Zorn ergriffen, Constanze stand leichenblaß. Guntram aber, ein unerbittlicher Mahner, wiederholte seine Meldung. Wolmar, mit den wie ein Seufzer hingehauchten Worten: „Vergebung! der Beruf — eines Arztes!" — mußte sich entfernen. Es war das letzte Wort, das er mit Constanzen gesprochen. In der Felsenmühle hatte sich wirklich eine Kranke gefunden. Es war die Schwester eines Artner'schen Arbeiters. Daß man aber nach dem Doctor Wolmar verlangt hatte, war eine Erfindung Guntram's gewesen. Zurückgekehrt von dem weiten Weg wollte Wolmar den Störenfried nach dem Grunde fragen, der gerade ihn als in der Felsenmühle begehrt abrief. Er fand ihn in den dringendsten Geschäften und nicht zu sprechen. Von Artner hieß es, daß er unwohl wäre. Die Fremden waren abgereist, Wisthaler ganz plötzlich. Am folgenden Tage hatte Wolmar einen Krankenbesuch in weiter Entfernung zu machen. Er kam zu spät zurück, um noch bei Artner vorzusprechen. Den wieder nächsten Tag erst begegnete er Guntram, der ihm auf seine verwunderte Frage die Antwort gab: „Vergeben Sie mir meine Unwahrheit, lieber Doctor! Es kommt eine Zeit, die mich rechtfertigen soll." Mit diesen räthselhaften Worten alleinstehend, redeten ihn Vorübergehende mit Bedauern an. Sie werden von diesem Unfall wenig erbaut sein? hieß es. „Ein Unfall, der mich betrifft?" fragte Wolmar. „So wissen Sie nicht? Artner hat fallirt." Der Schlag kam nicht so schnell, wie Wolmar schon eilte, den Unglücklichen zu sprechen. Artner aber war krank und Dr. Isegrimm bewachte ihn. Constanze war gleichfalls beim Vater, zu welchem er sich nicht drängen konnte. Er war ein — junger Arzt! Wolmar schrieb einige Zeilen des innigsten Antheils. Man fand wol keine Zeit und keine Stimmung ihm zu antworten. Die Gerichte waren schon im Hause. Wolmar stand rathlos. Sollte er zu den Unglücklichen eilen und von einer Hülfe sprechen, die nichts sein konnte, als seine Liebe zu Constanzen? Welches Loos konnte er ihr bieten? Welche Zukunft konnte er ihr an seiner Seite ausmalen, wenn die einst reiche Constanze in dieser Gegend bleiben und hier das Weib eines armen Arztes werden sollte?

Es ist unwahr, wenn man die Liebe nur darstellt, wie eine Flamme, die da brennt ohne äußern Stoff zu ihrer Nahrung. Wie konnte Wolmar von Liebe sprechen in einem Augenblick, wo zwei Menschen Entschließungen für ihr Leben fassen mußten! Daß Wolmar Constanzen anbetete, wußte die Welt. Sie wußte aber auch, daß noch kein Verhältniß bestand. Man bemitleidete ihn, fand aber in der Ordnung, daß er seinen Schmerz überwand. In den Verhältnissen lebte er nicht, um Menschen trösten zu können, die für reich, ja vornehm galten, Menschen, die von solcher Höhe niedergestürzt waren. Und ein Trostwort, das er hätte sprechen wollen, würde ihn fortgerissen haben, seine Gefühle zu offenbaren. Durfte er diese jetzt noch aussprechen?

Nach einigen Wochen schon waren Artner und seine Tochter ganz aus der Gegend verschwunden. Die Fabriken gingen in andere Hände über. Von ihrem früheren Besitzer hörte man wenig. Erst nach einem Jahre erfuhr man, daß der gebrochene Mann am Oberrhein, wohin er sich zurückgezogen, erkrankt und gestorben war. Constanze, hieß es, hätte eine Fürstin auf Reisen begleitet, sie wäre nach Italien. Guntram, noch einmal von Wolmar um die Gründe angegangen, warum er ihn in jenem entscheidenden Augenblicke gestört hätte, erwiderte nach einigem Zögern und offenbar nur wie zur Ausrede: „Hab' ich Ihnen denn nicht Gutes erwiesen? Was hätten Sie, wenn Sie ein armes Mädchen zu Ihrem Weibe hätten nehmen müssen? Sie würden Beide unglücklich gewesen sein; denn daß ein junger Arzt in Ihrer Lage nur die Hand einer Reichen suchen darf, weiß ja die Welt und nun machen Sie einen Strich darüber!"

Der Strich wurde mit zitternder Hand geführt und war schwarz genug. Wolmar fühlte sich namenlos unglücklich. Die Gegend, die Zeuge einer so bitter getäuschten Hoffnung werden konnte, blieb ihm nicht mehr heimathlich. Er verwünschte sein Geschick und dachte oft daran, zur See zu gehen und etwa in Amerika seine Kenntnisse unter Umständen zu verwerthen, die ihn nicht mehr an die schmerzliche Vergangenheit erinnerten. Eine kleine unbedeutende Erbschaft, die ihm von Verwandten zufiel, veranlaßte ihn zu einer Reise nach der Residenz. Hier

begrüßte er seinen alten Universitätsfreund Freydank, der eine für seine Jahre glänzende Carrière gemacht hatte. Freydank war Wolmarn zu sehr Ironiker, um ihn zu ermuthigen, sich ihm ganz zu erschließen. Aber das Leben von der natürlichen Seite, die Menschen von der gesunden Vernunft und Logik zu fassen, verstand Freydank so meisterhaft, daß es weniger Tage bedurfte, um Wolmar ganz von ihm abhängig zu machen. „Schiffsarzt? Prärieenarzt?" sagte Freydank. „Lächerlich! Ein Mensch von Deiner Statur, ein Tänzer wie Du, ein Idealist, der noch die Naivetät besitzt, sich bei lebenden Bildern zu betheiligen, der ist nur bestimmt, hier eine Eroberung zu machen. Wenn Du nicht zu wählerisch bist und Dir einige Capricen, einige Dosen Verschrobenheit, schrecklich viel schlechte Musik und einen Wuchs gefallen lassen willst, dem zwei Jahre Streckbett besser stünden als die complicirte Façon eines nahtlosen Corsetts, das jedoch von den reizendsten Erfindungen des Pariser neuesten Modejournals bedeckt wird, so kannst Du hier den Grund Deines Glückes legen." Und Wolmar wurde von dem älteren Freunde in die Gesellschaft dirigirt, er wußte nicht wie. Die Freude ist dem Menschen ein physisches Bedürfniß und das Glück der angeborene Gefährte seiner Natur, den er immer suchen wird. So lebte Wolmar den halben Winter in dem Strudel jener Geselligkeit, die sich erst wie ein heiteres Wellenbad spielend an unsere Brust wirft, bald aber ein Strudel, ein Wirbel, eine fortreißende Stromschnelle werden, ja zuletzt noch tyrannischere Zwangsformen annehmen kann. Erst bekam Wolmar in der Gesellschaft Rechte zugestanden und schon hatte er tausend Pflichten. Sei nur Einer jung und gut, die Gesellschaft wird ihn bald ausnutzen! Wolmar wurde vergöttert, aber der Ueberfluß an Huldigungen brachte ihn oft zur Verzweiflung. Er durfte nur wählen, so viel Erfolge hatte er unter den reichsten jungen Mädchen. Aber jetzt wollte er auch nur das Bessere vom Guten. Er stand auf dem Punkt, zu prüfen, ob Laura oder Ida von den beiden Wisthaler's ihm mehr Garantieen des Glücks boten und wenn nicht Freydank gewesen wäre, so wäre ihm allerdings die gute, freundliche, immer gefällige Ottilie von Emmen, die bei allem Reichthum und aller Schönheit

eine, wenn auch verwöhnte, doch im Uebrigen anspruchslose junge Witwe war — ließ sie sich doch von einer alten Duenna und deren Schooßhund tyrannisiren — die liebere gewesen.

Solche Zustände hatte die gewaltigste aller Zauberinnen, die Zeit, in Wolmar's Herzen hervorgerufen, als er den Gegenstand der einzigen wahren Liebe wiedersah, die er mit allen Organen seines Seelenlebens empfunden. Er hatte sie wiedergesehen in demselben Augenblick, wo auch sie sogleich die ganze vollständige Kunde der Veränderungen haben konnte, die mit ihm vorgegangen waren. Die tiefste Beschämung warf ihn wie von schwindelnder Höhe zu Boden. Er verachtete sich selbst. Er sah erst jetzt, wie er Constanzen geliebt hatte und wie er ihr erscheinen mußte: nur um ihren vorausgesetzten Reichthum konnte er einst um ihre Hand geworben haben! Und so groß, so stolz übersah sie nun dies sein Elend! So entsagend, wie eine Priesterin schwebte sie dahin! Was anders, als die Verachtung der Welt, führte sie auf den Entschluß, sich einem Berufe zu widmen, der aussah, wie ein Abschied, den sie überhaupt von der Welt nehmen wollte!

Wolmar gedachte der Möglichkeit, wie Constanze gerade zu diesem Entschluß kommen konnte. Diakonissin! Der Name war zwischen ihnen oft ausgesprochen worden, das nahegelegene Kaiserswerth am Rhein bot dazu Gelegenheit. Der dortige rühmlichst bekannte Förderer der neuen Institution war ihnen persönlich bekannt, eine vortreffliche Pflegerin, Schwester Elisabeth, war als Fortpflanzerin des Instituts hieher gegangen. Oft hatte Constanze den in den Rheinlanden nicht seltenen Entschluß junger Töchter aus den angesehensten katholischen Familien, den Schleier zu nehmen, besprochen und wol war ihm erinnerlich, daß sie einst äußerte: Warum soll ein Herz, dem das Leben keine Freude mehr bietet, nicht ein stilles Wirken hinter den Mauern eines Klosters jeder anderen Lebensweise vorziehen? Wol trat ihm jetzt die Gedankenrichtung, deren Keime sich schon früh in Constanze vorgefunden, in vollem Zusammenhange entgegen. Es schien sich in ihr ein System ausgebildet zu haben. Wolmar begriff, daß, wenn es Frauenherzen gab, die wunderbar

und groß sich heben und schwellen lassen wollen vom Luftzug der Zeit, Constanze nicht die Letzte sein konnte, die sogar dem Schmerz bestritt, sich in ohnmächtiger Beschaulichkeit ergehen zu dürfen. Wie dem Manne die Erfahrung des Lebens zur Reglerin seiner Entschließungen wird, so konnte auch Constanze damals nicht ganz zusammenbrechen, als sie einen zum Tod erkrankten Vater an eine ferne Ruhestätte, wo er bald sein Auge schließen sollte, geleitete, als sie wol oft noch mit zerrissenem Herzen sich umblicken mochte, ob der, dem sie das Ziel seiner heißesten Wünsche gewesen, ihr nicht folgen, wirklich ihr fern bleiben und nicht wenigstens noch der Wahrheit des Herzens die Ehre geben und sein Bekenntniß aussprechen würde? Sie hatte dann, wie oft, gesagt: Des Menschen größter Stolz muß der sein, irgendwo unentbehrlich zu werden. Sie wollte, da der Freund fern blieb, es bei den Leidenden werden.

In edlen Naturen lebt ein Heroismus, der da Opfer bringen kann über Opfer, ohne die Mitwissenschaft irgend eines Zeugen. Büßen für eine Schuld soll sonst doch nur Die erfreuen, die durch jene Schuld gekränkt worden sind; aber ein starker und gewissenhafter Charakter büßt für sich allein und um der Sache selbst willen. Er befährt einen Schmerz in einem Augenblick, wo ihn eine Freude erwartet und er meidet die Freude und er meidet sie für sich allein; Niemand weiß, warum er unter den Fröhlichen fehlt. So Wolmar. Er konnte nichts unternehmen, was Constanzen gezeigt hätte, wie er litt. Er hatte sich schon damals bekämpft als er nicht wagte, eine Liebe zu gestehen, die vielleicht nie sich entzündet haben würde, wäre ihm nicht auch das reiche Artner'sche Haus ein Ziel seiner Wünsche erschienen. Die Romantik, daß er sich gesagt hätte: Das Leben ist mir nichts ohne Constanze! ziemte seinen Jahren und seinem Wesen nicht. Sein Bekenntniß, selbst wenn er der Gegenliebe Constanzens gewiß gewesen wäre, was er formell nicht war, hätte das Unglück damals gemehrt. Das bedenkend zog er sich zurück, weil er durfte. Und nun doch wieder Constanzen folgen, jetzt sie beschwören, von einem Entschlusse zurückzutreten, der mit großen Entbehrungen verbunden war? Auch das würde

die Handlung eines Unbesonnenen gewesen sein. Er begnügte sich seiner stillen Liebe auch nur ein stilles Opfer zu bringen. Für denselben Abend hatte er zwei Einladungen. Schon wußte er es so einzurichten, daß er seine Zeit in solchen Fällen theilte. Er beschloß, diesen Schauplatz seiner Siege ganz zu verlassen. Jeder Schritt auf dem glatten Parkett der Bälle, jede Theilnahme an Vergnügungen, die bei ihm längst nicht mehr eine bloß gedankenlose war, hätte ihn beschämen müssen beim Hinblick auf den Beruf, dem die Geliebte sich widmen wollte.

So empfand er. Und das junge Grün stärkte sein Auge und stärkte sein Herz. Die Amsel sang so lockend der Feier der Natur entgegen. Das junge Gras sproßte so grün, so belebend, so nur Gutes und Schönes versprechend. Er verließ den Park beruhigter. Er eilte zu Freydank, um ihm seine Absicht anzuzeigen, erst jene entlegene kleine Provinzstadt zu besuchen, wo er eine unbedeutende Erbschaft zu erheben hatte, und dann wieder an den Rhein zu gehen und vielleicht mit der Zeit nach Amerika.

Der Zufall wollte, daß Wolmar Freydank nicht daheim antraf. Im Begriff, ihm seine Absicht schriftlich mitzutheilen, lockte ihm die Feder und das sonst vielleicht zu inhaltsleer gebliebene Papier seinen wahren Zustand ab. Er schrieb dem Freunde, was ihm heute in den Zimmern Ottiliens von Emmen begegnet war. Es that ihm wohl, einige Menschen zu wissen, die diese wunderbare Begegnung erfuhren und zugleich damit die Saite kennen lernten, die wie bei ihm so auch in Constanzen tief nachklingen mußte. Er hinterließ seinen Brief einer sichern Gelegenheit, die ihn besorgte, und reiste ab. In acht Tagen hoffte er zurück zu sein und dann die Abschiedskarten überall da abzugeben, wo man ihn seither freundlich aufgenommen hatte.

V.

Otto Freydank hätte mit seiner Scheu vor der Ehe nicht scherzen sollen. Er war auf dem besten Wege, ein Garçon zu werden, der sich durch die Ehe nicht mehr verbessern ließ. Er liebte nicht die Gourmandise für sich selbst, aber er that Vieles, was den gastronomischen Neigungen seiner Freunde entgegenkam. Er gab mit Leidenschaft kleine Diners und Soupers, wie sie ihm die Ehe später nie gestattet haben würde. Wenn ihm Ottilie von Emmen Vorwürfe machte, daß er zum ersten Restaurant der Stadt schickte und für einen kleinen Kreis von Freunden für sich ein Frühstück, das Couvert einen Ducaten, bestellte, so pflegte er zu erwidern, daß er nicht wüßte, wie er sich anders revanchiren sollte. Es wäre ihm zu peinlich, nur von den Menschen zu empfangen und ihnen nichts dafür wiederzugeben. Im Grunde aber hatte er eine große Vorliebe für diese geheimnißvollbehaglichen Stunden. Zu den Frühstücken konnte er freilich nur die Sonntage wählen, da ihn zu viel Geschäfte drückten; zu den Diners wählte er die Buß- und Bettage, von denen er behauptete, sie wären recht eigentlich zu den stillen Freuden der Tafel bestimmt. Die Soupers waren an Geschäftskalender-Vorschriften weniger gebunden, nur daß sie am wenigsten vor Ottilien verborgen gehalten werden konnten.

Freydank war eitel auf seine Cigarren, seinen Wein und sogar auf seine Möbel, seine Kupferstiche, seine Vasen, von denen er jeden Geburtstag ein Paar mehr verehrt erhielt, auf seine Rückenkissen, seine Cigarrenetuis, seine gestickten Notizbücher, kurz all' die Gegenstände, die sich allmälig um einen Mann zu versammeln pflegen, der in seinem Geschäft für dasselbe Geld viel und wenig leisten kann. Die Aerzte mögen sich in solchen Aufmerksamkeiten noch besser stehen, als die Advocaten. Aber auch diese finden Gelegenheiten genug, die bedrängte Menschheit sich noch durch etwas mehr als nur durch die schuldige Pflichterfüllung zu verbinden. Freydank leitete den Ursprung der zartesten Aufmerksamkeiten, die offenbar von Frauenhand kamen, nicht etwa bloß auf die „lachenden" Mienen junger Witwen zurück, deren Vermögen er geordnet

hatte; er behauptete, sie kämen von den jungen Frauen, die ihn zuweilen heimlich consultirten, um zu erfahren, welches die vor Gericht nothwendigen Erfordernisse wären, um eine gute und richtige Scheidung zu Stande zu bringen. Doch nannte er Niemanden. Der halbe Segen aller der Menschen, die auf das öffentliche Vertrauen angewiesen sind, quillt aus dem Mund mit vorgeschobenem Riegel, aus der Discretion.

Für die außerordentlich behaglich eingerichteten Räume, die Freydank bewohnte, war ein Frühstück heute nur für drei Couverts angeordnet. Bei einem Frühstück mußte es also Sonntag sein. Commerzienrath Wisthaler liebte gleichfalls die Börse zu sehr, um sie der kochkünstlerischen Ostentation seines Freundes zu opfern. Der Dritte war Major Gerhard Hartlaub, dem Freydank zwar keine Revanche, aber doch eine Aufmerksamkeit schuldig war. Er äußerte sich so zu Ottilien, die ihn aufgefordert hatte, sie und Constanze, welche Letztere gewisser Förmlichkeiten wegen, erst binnen acht Tagen in die Diakonissenanstalt eintreten würde, auf eine Ausstellung von Bildern zu begleiten, die zu irgend einem der hundert milden Zwecke des Tages verloost werden sollten.

Aber Freydank führte mit diesem Dejeuner mehr im Schilde, als nur eine Aufmerksamkeit, die er einem Freunde zu geben schuldig war. Die Entschuldigungen, die er machte, um das Vorhandensein von nur drei Couverts zu motiviren, standen ihm nicht natürlich. Er war bald ehrlich genug, zu sagen: „Commerzienrath, ich servire Ihnen heute etwas Classisches; aber ich habe auch zum Dessert einen romantischen Angriff auf Ihre Kasse im Werk. Ich will Ihnen Gelegenheit geben, einige von Ihren Geldsäcken aufzuknöpfen." — „Wenn es meine kleinen sind, immerzu!" erwiderte Wisthaler. Die Herren setzten sich in guter Laune.

Als die ersten Ergebnisse einer sehr umständlichen culinarischen Erörterung, welche Freydank mit dem ersten Restaurant der Stadt angestellt hatte, vorüber waren, drängte Wisthaler nach dem Angriffe, den Freydank beim Dessert auf seinen Geldbeutel zu machen versprochen hatte. „Worin wird er bestehen?" fragte er. „Ziehen Sie nur die Subscriptionsliste hervor!" — „Geduld! Geduld!" entgegnete Freydank.

„Sie sind mir noch nicht in dem Humor, der Sie über irdische Dinge mit hinlänglicher Begeisterung hinwegsetzt. Ich habe die Absicht, soviel von Ihnen zu verlangen, daß Sie hier heute von dem Stuhle nicht aufstehen sollen ohne nicht das Bewußtsein zu haben, ein höchst seltener, ja eines öffentlichen Denkmals würdiger Charakter zu sein." — „Dafür verlangen Sie noch Beweise?" sagte Wisthaler, der es bei vielen Gelegenheiten gewohnt war, sein „bischen Armuth", wie er zu sagen pflegte, nicht zu schonen. Hartlaub wurde von Freydank veranlaßt, über Java zu erzählen. Der Major verstand seine Darstellungen so klar und fesselnd zu geben, daß ein Gericht nach dem andern vorüberging und die drei Männer in eine immer angeregtere Stimmung geriethen. Freydank rühmte den Major, der durch seine Erzählungen dem Mahle erst die rechte Würze gäbe. Wie erstaunte er aber, als der Commerzienrath einfließen ließ: „Sein Feuer ist erklärlich. Haben Sie nicht bemerkt, Justizrath, welche Veränderung mit unserm Holländer vorgegangen ist? Er kam nach Europa, verstimmt über Alles und blöde wie ein Kind. Seit er Frau von Emmen kennen gelernt hat, ist er wie umgewandelt. Ich hoffe, daß wir von diesem trefflichen Dejeuner nicht aufstehen, um die Zurüstungen zu einem Duell zu machen." — „Vergeben Sie, Justizrath!" fiel Hartlaub lachend ein. „Wenn sich mein Schwager von seinen Anstrengungen, reich zu bleiben, der einzigen, die sich jetzt lohne, denn das reich werden wäre nach seiner Meinung unmöglich geworden, einmal eine Erholung erlaubt, so ist es die, Heirathen zu stiften. Um ihn aber auf bessere Fährte zu bringen, will ich die Gelegenheit benutzen, meinen wahren Magnet zu nennen. Es ist die Tochter Deines ehemaligen Compagnons, des verstorbenen Artner." — Freydank war gespannt auf die Wirkung dieser Anzeige, die er schon geahnt hatte. — „Meine Frau hat mir gleichfalls davon erzählt," erwiderte Wisthaler ruhig. „Willst Du diese Schwärmerin lieber mit nach Java nehmen, so glaube ich wol, daß sie Dir eher folgen würde als Frau von Emmen und Frau Angelika nebst Familie." Wisthaler meinte den Schooßhund.

„Eine Vorbereitungsstelle im Friedenthal," gab Hartlaub

scherzend zu, „wird erst in acht Tagen offen sein. Glauben Sie, Justizrath, daß man sich bis dahin eine solche zarte Beute und Rückfracht für seine etwas entlegene Garnison erobern könnte?“ — „Ist das Ihr Ernst?“ fragte Freydank voll Erstaunen. — „Ja! Ja!“ fiel Wisthaler ein. „Ich verspreche ihm ein Theeservice von Vermeille zur Aussteuer, ein so schönes, daß sich's vor dem benachbarten Kaiser von China soll sehen lassen können.“

„Wenn ich an den Oheim Constanzens zurückdenke,“ fiel Hartlaub ernster ein, „an van der Busch, sein Leiden, seinen Tod, wenn ich mir vergegenwärtige, wie meine Familie die Veranlassung des Kummers wurde, welcher Artnern und die Seinigen traf, so würde ich eine Genugthuung darin finden, Constanzen mein nennen zu können, ob als Gattin, ob als Schwester, ob als Kind, wäre nach dem Bedürfniß der Versöhnung, das ich habe, fast gleich. Natürlich möchte ich sie als Weib am liebsten haben. Dort würde ich mir die Einsiedelei ihres Oheims erstehen und von meinem Herzen würde damit manche Last fallen.“ — Es trat eine drückende Pause ein.

„Man muß mit einem Kaufmann nicht reden wie mit Frauen, die nur in der Romanwelt leben,“ sagte Wisthaler, der seines Schwagers Vorwurf auf sich bezog. „Ich habe Artnern wie einen Bruder behandelt.“ — „Auch damals,“ meinte Freydank, „als Sie ihn vor zwei Jahren fallen ließen?“ — „Ich handelte damals,“ sagte Wisthaler ruhig, „im Interesse meiner eigenen Ehre.“ — „Ich las in den Acten Ihres Processes!“ Diese Aeußerung ließ Freydank nur ruhig fallen. Er legte von einem Salmis von Rebhühnern vor. — „Thaten Sie das, so werden Sie gefunden haben,“ fuhr Wisthaler fort, „daß ich einst die junge durch einen in der Ferne verstorbenen Verlobten reichgewordene Erbin, Natalie Hartlaub, kennen lernte, um ihre Hand warb, mir diese gewann. Natalie Hartlaub, einst die Verlobte des Obersten van der Busch, ward mein Weib. War es ihre Schuld, daß die Familie des Obersten plötzlich Unglücksfälle erlitt? Hedwig van der Busch, die Schwester des Obersten, lernte in Holland den jungen Deutschen, Heinrich

Artner kennen. Sie lieben sich. Sie erfahren meine Verbindung mit der Braut ihres Onkels, kommen nach Deutschland, hieher, beginnen das Testament ihres Verwandten anzuzweifeln. Eine Stimme des Innern sagte mir und meinem Weibe: Die Armen werden verlieren, aber — zieht sie an Euch! Gewinnt sie Euch durch Vertrauen! Hedwig van der Busch ist durch Umstände, die nicht mehr zu ändern, ein Opfer geworden, das unsere Theilnahme verdient. Wohlan! Ich biete ihrem Verlobten eine Lebensstellung. Ich nehme ihn in mein schon blühendes Geschäft, nicht als einen nur mir helfenden untergeordneten Beistand, nein als Associé, mit ungleichen Pflichten, aber gleichen Rechten. Das junge Paar willigt ein, die Firma Wisthaler und Artner eröffnet sich. Sie blüht, sie gedeiht, sie steht geachtet, bis sie nach einem aus Artner's Mißtrauen fließenden ewigen Streit, nach mancher Versöhnung, mancher wieder neuen Irrung und wieder mancher neuen Hoffnung auf Einigung, sich zuletzt doch auflöste, weil Artnern mein Handelsschritt zu langsam ging und ich ihm ein Krämer schien! Wenn ich mir etwas vorzuwerfen habe, ist es, daß ich ihm dies Wort, das er einst vor Zeugen gesprochen, nicht zu vergeben vermochte. Als wir uns trennten, blieb eine Summe streitig. Sie war nicht gering. Wir konnten uns Jahrelang nicht darüber einigen und da Artner inzwischen an den Rhein gezogen und Fabrikant geworden war, so blieb die Summe unerledigt und wurde nur nach einer ungefähren Schätzung verzinst. Meine Frau bekam Neigung am Rhein zu wohnen. Ich suchte dort einen Landsitz. Artner erfährt davon und bietet mir den seinigen an. Er wollte sich seiner Gesundheit wegen von den Geschäften zurückziehen und in ein südlicheres Klima begeben, so hieß es. Ich gehe auf den Vorschlag ein, besteige die Eisenbahn, sehe mir die Verhältnisse in Artner's Umgebung an und finde sie nicht nach Wunsch. Sein Wesen war unheimlich. Ich ahnte eine Katastrophe. Ich würde Mitleiden empfunden und vielleicht geholfen haben, wäre mir nicht Artner plötzlich mit Drohungen entgegengetreten. Auf's Neue wühlte er die Erinnerungen an unsern alten Proceß auf." — „Sie hatten ihn gereizt," fiel Freydank ein, der über Alles unterrichtet schien. — „Ich

leugne es nicht," sagte Wisthaler. „Ja, ich gefiel mir eine Weile in dem Uebergewicht, das mir die Lage der Umstände gab. Sie haben Beide keinen Begriff von den Empfindungen eines Kaufmanns, wenn ein Compagnon ausscheidet. Es ist ein Eclat, der die unangenehmsten Erörterungen hervorruft. Oft hat man in solchen Fällen seine ganze Kraft zusammenzunehmen, um nicht zu wanken. Ich ließ es Artnern fühlen, wie ich ihn jetzt so auf seinem kühneren Handelsschritte antraf! Dennoch würde ich vielleicht durch einige Accepte ihm geholfen haben, wenn er sich mir nicht auf's Neue mit den Erinnerungen an van der Busch entgegengestellt hätte. Es ist die empfindlichste Stelle meines Ehrgeizes, diese Erinnerung an den Ursprung meines Vermögens. Ich könnte Opfer bringen, welche es auch wären, wenn ich hier eines Unrechtes geziehen würde. Aber Artner war nicht im Stande mir etwas Anderes zu zeigen, als die Wuth seiner Ohnmacht. Ich verließ den überreizten Mann und später hörte ich, daß sein Geschäftsführer Guntram eine bedeutende Summe vorschoß, die ihm möglich machte, anständig zu liquidiren." — „Telegraphisch, noch ehe Sie damals zurück waren," fiel Freydank ein, „war diese Summe, die beim Notar von Emmen gestanden hatte, gekündigt." — „Es war ein Reservecapital," sagte Wisthaler bitter, „das Artnern gehörte und nur auf jenen Guntram geschrieben war."

Hartlaub und Freydank mußten schweigen, so sicher sprach Wisthaler diese Vermuthung aus. Er konnte nichts erwidern, als man geltend machte, daß in dieser Preisgabe eines kleinen Vermögens, von welchem Artner und seine Tochter sich sehr gut noch hätten behaupten können, ein nicht eben oft vorkommender Zug von Ehrlichkeit in solchen Fällen lag.

„Ich geb' es zu," sagte Wisthaler. „Was ich für den Vater nicht thun durfte, würde ich gern für die Tochter thun. Geben Sie mir ein Mittel an, ihr meine Theilnahme zu zeigen."

Man war aufgestanden und zog sich in ein Zimmer zurück, wo Freydank seine Cigarrenschätze entfaltete. Es lag ihm daran, seine Gäste in guter Laune zu erhalten. Er hatte sie zu ernsten Dingen entboten, wollte aber den Schein der

Feierlichkeit vermeiden. Er überwand sich, scheinbar den Gegenstand zu verlassen. Eine Analyse über seine Cigarren mußte dazu dienen, die Erörterung von allem Schein des Ueberraschenwollens frei zu erhalten.

„Ich habe," lenkte er endlich wieder auf das verlassene Thema ein, „ich habe lange nicht so viel Actenstaub verschluckt, als gestern und vorgestern. Ihr Proceß mit Artner ist vor zwanzig Jahren mit großer Hartnäckigkeit geführt worden. Ist es denn wahr, Major, daß Ihr alter Freund und Gönner wahnsinnig war? In diesem Falle hätte Artner allerdings sein Testament umstoßen können." — „Nein," entgegnete Hartlaub erblassend und ernst. „Er war unglücklich, er litt an dem schmerzlichsten Uebel, das Sie schon kennen, aber die Klarheit seiner Sinne blieb ihm bis zum — Tode." — Freydank ließ den Major ruhig weiter erzählen von einer Krankheit, die zu den seltensten gehört und die von jedem Herzen den Zoll des tiefsten Mitgefühls verlangen darf. „Merkwürdig," sagte er dann, „daß die Londoner Lebensversicherung den Einkauf des Obersten bei einem solchen Leiden so ruhig entgegen genommen hat. Man war sonst viel strenger, als jetzt. Die Gesellschaften sind in zu lebhafte Concurrenz getreten. Man kann sich jetzt einkaufen und sich todtschießen und die Hinterlassenen bekommen doch die Prämie. Der Selbstmord ist eine ganz zulässige und social entschuldigte Todesart geworden."

Freydank sprach diese Bemerkungen nur obenhin. Er hatte keinen Verdacht auf die Empfindungen, die den Major drückten. Dieser wandte sich ab. Er kam sich wie ein Verbrecher vor. Er sah sich wie auf der Bank der Angeklagten. Unsichtbare Richter saßen vor ihm, Zeugen traten auf, er begriff zum ersten Male in ganzer Vollständigkeit, daß ihn mehr als eine Schuld der Unterlassung, daß ihn ein Verbrechen drückte. Er schwankte und erwiderte nichts, als der Commerzienrath auf den heitern Ton zurückzukommen suchte und sich in der Divanecke unter einer Zahl bequemer Rückenkissen streckend, sagte: „Also, Justizrath! Was soll ich unterschreiben? Wo sind diese verdammten Subscriptionsbogen, dies eigentliche Papier ohne Ende? Oder handelt es sich wirklich um einen

romantischen Heirathscontract meines Schwagers? Der Plan der jungen Dame, hier im Friedenthal Kranke zu warten, scheint mir ein Beweis, daß sie vor Abenteuern nicht zurückschreckt."

„Keinen unnöthigen Scherz," sagte Hartlaub. „Wüßt' ich ein Mittel, diesem geistvollen und liebenswürdigen Mädchen eine andere Zukunft zu sichern als die ihr entweder auf den Wegen der Schwärmerei, die sie gewählt hat, oder im Hause der Frau von Emmen im Kampfe mit Frau Angelika bevorsteht, ich würde es gern fördern. Denken Sie darüber nach, Justizrath!"

„Es giebt ein Mittel, sie glücklicher zu machen, als durch eine Heirath mit Ihnen, lieber Major, die Ihnen — auch wol nicht reüssiren würde —" — „Ich weiß," sagte Hartlaub und nicht ohne Schmerz erröthend. „Ich weiß — ich weiß; aber nennen Sie das Mittel!" — „Es besteht darin, daß sie ein Vermögen besitzt. Es braucht nicht groß zu sein. Ich wünschte, der Reservefond des alten Guntram wäre noch nicht angegriffen. Finden Sie nichts, Commerzienrath, was noch allenfalls aus alten Zeiten zwischen Ihnen und Artnern streitig geblieben ist? So ein dreißigtausend Thaler wäre etwa das Höchste, was ich als einen damit berichtigten alten Rechnungsfehler von Ihnen erobern möchte." — „Das nenn' ich eine Frühstückslaune!" fiel Wisthaler lachend ein. „Nein, Justizrath, so theuer bezahl' ich Ihnen mein Couvert nicht." — „Auch nicht, wenn ich Ihnen Frieden im Hause stifte?" sagte Freydank. „Ihre Töchter zur Versöhnung und Einigkeit zurückbringe? Ihnen selbst die Unannehmlichkeit erspare, dem jungen Herrn von Specht, der um die Hand Ida's, und dem Baurath Maithal, der um Laura wirbt, einen Korb geben zu müssen?" — „Wie so?" fragte Wisthaler. — „Sie kennen den Doctor Alfred Wolmar?" — „Schon vom Rhein her. Ich sah ihn bei Artner. Ich hätte allerdings nicht gewünscht, Justizrath, daß Sie mir diesen Störenfried in's Haus brächten." — „Also entfernen Sie ihn!" — „Mit Freuden! Aber wodurch?" — „Er liebt Constanze Artner, liebt sie schon seit fünf Jahren. Er durfte der Tochter eines Bankerottirers seine Liebe nicht gestehen." — „Und Constanze?"

fragte der Major hocherstaunend. — „Es schmerzt mich, Major, Constanze liebt ihn wieder, liebt ihn noch jetzt, weint ihm wenigstens Thränen des Andenkens." — „Und verachtet den Mann nicht," brauste der Major auf, „der einer Armgewordenen die Empfindungen nicht ausspricht, die er für die Reiche hatte?" — „Oho, Major, Sie kommen unmittelbar aus den Armen der Natur! Bei uns steigen nur in den Märchen noch kleine Zaubertische aus der Erde und sind für Liebende mit all' den Dingen gedeckt, die zur modernen Existenz gehören. Meinen Freund lockten damals tausend Stimmen der Nacht, des Mondscheins, der Verzweiflung auf schlaflosem Lager, Constanzen das Bekenntniß auszusprechen, das längst auf seinen Lippen gelegen hatte; er folgte ihnen nicht. Er konnte nicht. Warum nicht? Er ist Arzt! Ein junger Arzt! Major, zehn Jahre der ersten Lebensstellung eines Arztes sind in den meisten Fällen bei uns ein sociales Geheimniß. Wer nicht Komödie spielen kann, wer nicht halb und halb ein Charlatan ist, erringt sobald keine Erfolge. Ehe ihn nicht zwei muthige Renner durch die Straßen ziehen, ehe er nicht den Schein des Glückes hat, eher hat er das Glück selbst nicht." — „Und Constanze?" fuhr aufgeregter und schon überzeugt der Major fort. — „Constanze ist vielleicht auch darin eine Schwärmerin, daß sie für die Vernunft schwärmt! Sie findet es in der Ordnung, daß der Mann, den sie voll Sehnsucht liebte, die Wissenschaft und seinen Beruf ihr selbst vorzog. Sie hatte so oft die Lieder ohne Worte von Mendelssohn gespielt. Warum sollte es nicht Liebe geben ohne Geständniß? Warum nicht ein Glück, das die Himmlischen für Jenseits aufgespart wissen wollen? Sie wünscht, daß sich Wolmar nur die Liebe einer jungen Wisthaler gewinnt. Sie wünscht, daß ihm alle Güter des Lebens, nicht blos die Reichthümer des Commerzienraths zufallen möchten. Und sie selbst wählt deshalb einen Beruf der Entsagung, weil sie täglich sehen will, daß es größere Leiden giebt, als die ihrigen, weil sie ihren Schmerz nicht liebgewinnen, ihn nicht pflegen, nicht mit ihm kosen, nicht ihn an ihrem Herzen großziehen will. Die Welt ist da, sagte sie, die Natur ist da, die Menschheit ist da. Es sind Flammen auf dem Altare

der Liebe! Nun gut, diese muthigen Worte, sie werden vergehen, wie alle Flammen. Aber ich gönne denen draußen vor dem Thore nicht, daß sie gerade denen lodern. Ich habe mich darauf capricirt, daß Constanze nicht Diakonissin wird; ich will es der Gräfin Ampfing zum Tort durchsetzen; aber unterstützen Sie mich Beide, daß ich mein Ziel erreiche." — „Wie vertheidigen Sie Wolmar?" fiel der Major vorwurfsvoll und doch ergriffen von Freydank's plötzlicher Wärme ein. — „Wie ich schon sagte," erwiderte Freydank. „Der konnte in seiner Heimath so fortleben, konnte von dem Almosen der geheilten Armuth, von manchem vertrauensvolleren Reichen die nächsten Bedürfnisse befriedigt erhalten. Aber eine Existenz begründen? Eine Existenz, die nicht ewig rechnet, summirt, bedenklich Ausgabe mit Einnahme vergleicht? Solch ein Zustand wird elend. Die Wissenschaft, die man liebte, wie eine Göttin, wird eine Magd. Ein von kleinlichen Verhältnissen abhängiger Geist muß ja zusammenschrumpfen. Da läßt die Vorsehung mich zwischen treten. Ich übersehe bald des Freundes Zustand. Ich gebe ihm einen Willen, ich schlage ihm zu Liebe die Hypothekenbücher auf, ich entflamme zwei junge Millionärinnen für ihn, von denen keine weiß, welche er mehr liebt und von denen Eine gewiß einen Act der Verzweiflung begeht, wenn ein Befehl des Papa vielleicht für die Andere entscheidet."

Wisthaler bestätigte Alles. „Aber was ist zu thun?" sagte er. „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Constanze Artner dreißigtausend Thaler Heirathsgut gebe?" — „Warum nicht?" sagte Freydank. „Denken Sie nur, es wäre jenes Accept gewesen, das Sie dem Vater abschlugen." — Wisthaler sah Freydank unwillig an, griff nach dem Hut und wollte gehen. Doch hielt ihn Hartlaub zurück.

„Bleibe, Schwager!" sagte der Major. „Es käme ja nur darauf an, daß jene Summe so ausgezahlt würde, als wenn Constanzen ein Recht darauf gehörte. Man darf ihr Ehrgefühl nicht verletzen." — „Seid Ihr toll?" rief Wisthaler immer erzürnter und wollte fort. Freydank lehnte sich an einen Spiegelpfeiler und verschränkte die Arme. Er sah, daß Hartlaub jetzt statt seiner handelte. Der Major überwand

seine eigene Neigung, bekämpfte die Zurückhaltung, die er Jahre lang über van der Busch's Tod behauptet hatte, ergriff seines Schwagers Hand, führte ihn auf den verlassenen Eckplatz im Canapee zurück und sagte, ihn jetzt mit Gewalt niederdrückend: „Du bist ehrgeizig auf den Ursprung Deines Vermögens? So sag' ich Dir in Gegenwart eines juristischen Zeugen, daß derselbe auf keinem richtigen Grunde steht. Die Equitable Society erhielt einst zweitausend Pfund Sterling von Constanzens Oheim als Einkaufssumme meiner Schwester. Sie zahlte, als van der Busch starb, achttausend. Diese Gesellschaft ist betrogen worden; van der Busch hatte das Geschäft mit jener Bank verspielt; er endete sein Leben durch Selbstmord."

Wisthaler war sprachlos. Freydank, eine ähnliche Lösung ahnend, umarmte den Major. Dieser stand zitternd. Er hatte seine Worte nur wie geflüstert. Ein schweres Geheimniß waltete da zwischen diesen drei Männern, aber des Majors Brust athmete auf, als die Last endlich von seinem Herzen war.

Düster blickte der Kaufmann auf. „Was ist zu thun?" fragte er nach des Majors dann vollständig gegebener Erklärung. — „Die englische Versicherungsgesellschaft," sagte Freydank, „würde sehr erstaunen über die deutsche Ehrlichkeit, wenn man etwa diesen verjährten Gegenstand durch eine Rückzahlung jener achttausend Pfund, die Ihre Gattin erhielt, zum Gegenstand einer Untersuchung machen wollte, bei welcher dann noch zum Ueberfluß einige von ihren Angestellten wegen fahrlässiger Geschäftsführung um ihr Brot kommen könnten. Lassen wir diesen Pistolenschuß in jener Nacht am Meeresufer still unter uns verklingen! Wenden Sie Ihr Vermögen zu einigen milden Stiftungen an, von denen die mildeste die sein wird, daß Sie Constanzen Artner nach den, wie wir sagen werden, erst jetzt sich herausstellenden Ergebnissen der frühern Geschäftsverbindung ein Vermögen von dreißigtausend Thalern auszahlen. Artner's Gläubiger haben liquidirt und die Zahlungen für voll genommen. Eine Masse ist nicht mehr vorhanden. Constanze kann eine Summe wie diese für keinen Almosen halten. Und daß sie ein Recht auf sie hat,

würden wir Beide ja jetzt mit gutem Gewissen beschwören können, wenn auch unsere Gründe dafür nicht Jedermanns Sache sind."

Es trat auf's Neue eine drückende Pause ein. Wisthaler erbat sich Bedenkzeit und versprach, sich schon in einigen Tagen zu erklären. Es war ein sardonisches Lächeln, mit dem er beim Abschied zu Freydank sagte: „Justizrath, ich nehme keine Einladung mehr von Ihnen an. Bei Ihnen bekommt man einen Vorgeschmack, wie der Satan in der Hölle seine Gäste tractirt. Sie sind sehr schlimm, Mann! Aber, daß Sie es nach des Majors Enthüllung nicht noch mehr werden, soll meine Sorge sein. Und ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mir den Frieden meines Hauses wieder herstellen. Es wird wirklich ohne eine Trauer von einigen Wochen nicht abgehen, wenn Ihr Freund sich plötzlich zurückzieht. Meine Frau protegirt ihn fast ebenso, wie die Mädchen und es sind die gefährlichsten Bewerber, die erst ein Mutterherz gewinnen. Lassen Sie's nun übrigens gut sein! Ich fühle, daß ich das, was ich jetzt thun muß, schon vor zwei Jahren zu thun hatte, als ich gegen meinen ehemaligen Compagnon deshalb hart war, weil er mich einen Krämer genannt hatte. Ich will mir's überlegen."

Als sich Wisthaler entfernt hatte, sagte der Major für die Entschließungen seines Schwagers gut. Er kannte ihn im Punkt der Ehre für zu gewissenhaft. Den Ruhm, von welchem Freydank's Mund für ihn selbst überströmte, lehnte er ab. Er hatte sein Herz erleichtert und sah Andere glücklich, ohne daß er selbst zu schmerzlich entbehrte. Seiner Gedanken auf Constanzen schämte er sich jetzt fast, wenn auch mit Wehmuth. Man verabredete das Verfahren, das man gegen Constanze beobachten wollte. Wolmar zu unterrichten übernahm Freydank allein. Er ließ sich bei Ottilien für den Abend zum Thee ankündigen.

Schon seit acht Tagen war ihm jeder Abend daselbst in Constanzens Gegenwart wunderbar rasch vergangen. Die Art, wie diese sich gab, ihre Erinnerungen durchsprach, ja selbst über ihre Liebe zu Wolmar Rede stand, mußte jedes Herz gewinnen. Seine Satyre gegen sie war längst ent=

waffnet. Das Glück seines Freundes an der Seite dieses jungen, der Liebe so würdigen Wesens schien ihm verbürgt zu sein.

VI.

Mit dem Glück ist es eine eigene Sache. Man kann ganz den Glauben und die Gewöhnung an das Glück verlieren! Man kann das Glück im reichsten Maße besitzen und kommt sich doch bei dem festesten Boden, den es uns plötzlich gewährt, vor, als schwankte man schaukelnd in einem Fahrzeuge auf hoher See! Man muß sich dann das Glück erst tausendmal wiederholen, um es zu glauben. Bis es dann auch zu unwiderleglich vor uns steht und sich in seiner ganzen Wahrheit und Wesenheit schon dadurch ankündigt, daß es schon wieder — seine neuen Sorgen mit sich bringt. Vollkommen ist auf Erden nichts.

Constanze hatte im Friedenthal die Empfehlung der Fürstin, die sie auf Reisen begleitet hatte, abgegeben. Man machte ihr Hoffnung, wenn auch nicht sogleich, doch in kürzester Zeit eintreten zu dürfen. Vorläufig mußte sie zu Ottilien zurückkehren. Hier war ihr der freundlichste Schutz gewiß. Frau Angelika hütete sich wol, einer Neigung zu widersprechen, wo sich ihre Herrin bewußt war, mit ihr auch Freydank gefällig zu sein. Schon am zweiten Tage kam Constanzens Verhältniß zu dem inzwischen abgereisten Wolmar zur Sprache. Freydank hatte bei seinem Frühstück vollkommen recht berichtet, als er sagte, Constanze hätte diese Trennung mit der ihr eigenen praktischen und gerade für das Verständige begeisterten Schwärmerei aufgefaßt. Ihr Herz verleugnete sich zwar nicht; sie liebte Wolmar mit allen geheimnißvollen Regungen einer nur Einmal von allen Schauern der Liebe ganz ergriffenen Mädchenseele; sie gestand das volle Glück ein, das sie einst von seinem Besitze gehofft hatte; allein ebenso fand sie auch, daß sich Wolmar damals nothgedrungen zurückzog. Die Umstände, unter denen sie bisher gelebt hatte, hatten sich gänzlich

verändert. Ihn sich dann freilich hier zu denken auf der Werbung, ihn sich zu denken mit künstlichen, auf Berechnung einstudirten Huldigungen, das that ihr weh. Dennoch verdammte sie ihn auch darum noch nicht. Sie bemitleidete ihn. Sie hatte schon längst eine Auffassung von der Welt als einer solchen, wo die Fortschritte der Bildung mit den ewigen Geboten der Natur im ungleichen Verhältnisse stehen.

Ottilie von Emmen hatte bald auch ihr eigenes Leid verrathen und wenn es auch im Vergleich zum Leid Constanzens mehr komisch als tragisch war — Freydank's Sichnichterklärenwollen kannte alle Welt — so verband es die jungen weiblichen Herzen doch inniger. Constanze gab Schilderungen ihres Glücks und ihrer früheren Hoffnungen, Schilderungen, die Ottilien Empfindungen vorführten, wie sie diese nur aus Büchern kannte. Dieser stille süßschmerzliche Austausch zweier „unglücklich Liebenden" (auch Ottilie nannte sich so) dauerte bis zu jenem Sonntag Abend, wo Freydank plötzlich in's Zimmer trat, von seiner Revision des alten Artner'schen Processes und von seinem Glück sprach, eine noch nicht beseitigte Differenz zwischen den beiden ehemaligen Geschäftsgenossen herausgefunden zu haben. Constanze kannte von diesen Verhältnissen Einiges, mochte aber nicht glauben, daß irgend eine Thatsache, die ihr Vater selbst nicht mehr unterstützte, auf Wisthaler von Einfluß sein konnte. Wie mußte sie erstaunen, als Freydank nicht nur von seiner festesten Absicht, gegen Wisthaler mit dem ganzen Nachdruck der ihm in den Acten vorgekommenen Hülfsmittel aufzutreten, sprach, sondern Constanzen auch allmälig darauf vorbereitete, daß Wisthaler schon jetzt in der Stimmung wäre, einen Vergleich vorzuziehen. Er würde sich ohne Zweifel bereit zeigen, sie in Besitz eines nicht unansehnlichen, ihr vor Gott und der Welt gebührenden Vermögens zu setzen. Schon am Tage darauf hatte sich Freydank's Vermuthung, nach seinem Bericht, auf's Vollständigste bestätigt. Schon war er von Wisthaler in den Stand gesetzt, Constanzen Zahlungen anzubieten. Dieser natürlich war das Alles wie ein Traum. Sie, die nichts besaß, als ihre Jugend, ihre Bildung, ihre Hingebung und Opferfreudigkeit, sie hatte plötzlich wieder einen Zusammenhang mit den künst-

lichen Voraussetzungen unserer Gesellschaft gewonnen, sie besaß wieder und ihre Gedanken konnten wieder die Sorgen des Besitzes werden! Das schien ihr zwar ganz in Freydank's Art, jetzt sogleich von ihm hören zu müssen: Nun geben Sie auch die Diakonissin auf, werden Wolmar's Frau und helfen ihm mit Ihren medicinischen Neigungen in der besseren Förderung seiner Hauspraxis — aber sie konnte nicht in Abrede stellen, daß das, was sie da eben erlebte, sich in ihrem Innersten sogleich nur mit dem Namen Wolmar in Verbindung setzte. Sie empfing, um im Geiste wirklich nur mit ihm zu theilen. Die Wendung kam zu überraschend, zu gewaltsam, sie kostete ihr Thränen, die Anfangs nicht ganz Thränen der Freude waren, es aber wurden, wie wenigstens sie und Andere diesen Ausbruch des Gefühls vernünftigerweise nur deuten konnten.

An alles Gute, was uns überrascht, haben wir undankbaren oder vielleicht des Glückes allzu bedürftigen Menschen uns ungemein rasch gewöhnt. Constanze gewöhnte sich auch schon in wenig Tagen an diejenige Auffassung Ottiliens und Freydank's, die von diesen als ein Natürliches und sich selbst Verstehendes ausgesprochen wurde. Wolmar's Liebe zu Constanzen konnte bei einer solchen Erschütterung seines Innern, wie sie seine Abreise, sein Brief, sein Bruch mit allen Erfolgen für seine Zukunft bezeugten, nicht bezweifelt werden. Wie konnte des kleinen Kreises, zu welchem sich auch bald der freundlich theilnehmende Major gesellte, jetzt eine andere Stimmung Herr werden, als die Voraussetzung, Constanzens Schicksal würde sich nun nicht anders mehr zu erfüllen haben, als in Wolmar's Nähe? An Wolmar war geschrieben worden. Eine umgehende Antwort von ihm drückte sein Erstaunen aus und kündigte seine demnächstige Rückkehr an.

Inzwischen rückte der Tag näher, wo die Gräfin Ampfing die Vorbereitungen getroffen haben wollte, Constanzen vorläufig als Novize des Amtes der Krankenpflege im Friedenthal aufzunehmen. Constanze gerieth in eine schwierige Lage. Die Auffassungen Freydank's, Ottiliens, des Majors hatte sie fast schon zu ihren eigenen gemacht. Sie wußte schon nicht mehr, ob sie sich für frei erklären durfte, für vollkommen so ungebunden, um noch wirklich das Verhältniß,

das sie so heiß begehrt hatte, eingehen zu dürfen. Sie hatte kein ewiges Gelübde abzulegen, aber sie konnte nicht wollen, daß sie heute etwas begann, was sich morgen nicht mehr fortsetzen ließ. So stand sie rathlos und schämte sich ihrer Unentschlossenheit. Die Umstände hatten ihr den Willen genommen. Glücklicherweise erleichterte sich ihre Verlegenheit dadurch, daß ihre Vorgängerin, deren Platz sie einnehmen sollte, noch einige Tage Aufschub begehrt hatte.

Den Eindruck selbst, den ihr bereits Friedenthal gemacht hatte, giebt am besten ein Brief wieder, den Constanze nach ihren ersten Besuchen daselbst an den am Rhein weilenden Freund ihres Vaters, den mehrgenannten Guntram, geschrieben hatte. Sie sagte darin: „Denken Sie sich ein riesiges Gebäude, das in einer entlegenen Gegend der Stadt aufgeführt worden ist. Schon der Weg zu diesem stillen Asyl der Leiden weckt die ernstesten Betrachtungen. Er führt nicht durch die Straßen, in welchen sich die Prachtbauten der Regierung und die Wohnungen der Reichen aneinanderreihen, sondern durch die Wohnungen der Armen, durch Gärten und Felder, über denen sich schon die Lerche in glücklichem Morgenjubel erhebt. Ein abgelenkter Arm des Flusses, an dem die Stadt gelegen ist, zieht sich traurig und melancholisch an dem Gebäude vorüber, das uns schon in den Verzierungen seiner Fronte als ein zur Sammlung des Gemüths auffordernder heiliger Ort erscheinen will. Doch bemitleidete ich die Kranken, deren erster Gruß ihnen hier nur von jenen Emblemen der Religion geboten wird, die uns mehr auf den Tod als auf die Wiedergenesung vorbereiten. — Eine Vorhalle nimmt uns dann auf. Sie ist einem griechischen Vestibül nicht unähnlich. Ihr gegenüber liegt eine Kirche. Diese ist nur klein, aber freundlich genug, um von dem Kranken, den ein verdeckter Korb in die Anstalt trägt, beim zufälligen Aufblick einen Raum erkennen zu lassen, in dem sich's in Gemeinschaft mit Anderen dem Himmel danken läßt, wenn dieser Genesung und Rückkehr zum Leben verhängt. — Die drei Flanken des Gebäudes sind außerordentlich groß und in ihren lichthellen Corridoren mit Luxus angelegt. Glücklich jeder Kranke, dem nicht das Loos zu Theil wurde, unter einem düstern Dache

in einem engen Kämmerchen gewartet und gepflegt zu werden. Eine Anzahl junger Mädchen in der Ihnen bekannten Tracht kam bereits aus dem Eßsaale, wo man sich unter Gebet und Gesang in früher Stunde schon zum ferneren Tagewerk durch das Mittagsmahl gestärkt hatte. Der Gedanke, mit ihnen wirken zu sollen, ihnen mich anschließen zu dürfen als eine Schwester im gleichen Berufe, erschütterte mich. Ich bewunderte zwei junge Mädchen, die in die Apotheke gingen. Ihnen ist die Bereitung der Medicamente anvertraut. Sie hatten etwas Sicheres und Ueberlegenes. Ich empfand Hochachtung vor unserem Geschlecht, das im Stande sein kann, auch in der Wissenschaft mit dem Manne um die Palme zu ringen. Ich kann nicht sagen, wie mich die ruhige, fast stolze Art dieser beiden jungen Mädchen gehoben hat."

„Die Vorsteherin hatte gerade den Besuch einer vornehmen Gönnerin der Anstalt. Sie war nicht sogleich zu sprechen. Ottilie von Emmen und ich, wir fanden dadurch Gelegenheit, für uns selbst die Einrichtung des Hauses näher kennen zu lernen. Die Zumuthung an die Kraft des schwachen Geschlechts ist hier nicht zu groß. Ich entdeckte Männer und Frauen der dienenden Klasse genug, welche die schwerere Arbeit der Krankenzimmer sowol, wie der Küche und des Waschhauses verrichten. Sinnig und reich war jede mechanische Erleichterung des Dienstes. Gewaltige Kessel, Waschmaschinen, Kochpfannen und ähnliche Vorrichtungen zeigten sich in eben so großer Anzahl, wie denn auch der Mechanismus, der das Resultat derselben mit den Bedürfnissen des ganzen Hauses in Verbindung setzte, bequem und praktisch war. Bei so viel Liebe und Fürsorge gewinnt sich selbst dem Elend eine freundliche Seite ab und unser Frauensinn, der schon früh beim Kinde gewöhnt wird in Entzücken zu gerathen über Alles, was zum Hauswesen von praktischer Nützlichkeit ist, wird mit Recht hier gleichfalls mit in's Interesse gezogen, um auch im Schwersten Anlaß zur Freude zu finden."

„Beklemmend genug war das Wandeln in jenen Gängen, wo sich Thür an Thür die Eingänge zu den Krankensälen befinden. In kleinen nahegelegenen Küchen können die nächsten Hülfsmittel der Pflege rasch bereitet und hergerichtet werden.

Die Stationen der mittleren, der schwereren Kranken, der Frauen, der Kinder, der Kranken mit innern oder äußern Schäden, das sind dann Steigerungen, die Jedem einen beklemmenden Eindruck machen müssen. Eine geöffnete Thür läßt auf eine Anzahl Betten sehen, auf welchen bleiche Gestalten in schmerzlicher Ergebung ausgestreckt liegen. Wie viel Schmerzenslaute mögen unterdrückt werden durch die Nähe eines Schlummernden, den der Schlaf von noch größeren Leiden ablöst! Der Mensch ist viel tapferer in Gemeinschaft. Zaghaft für sich, wird er Held auf dem Schlachtfelde. Wie viel Trost hab' ich immer in dieser Thatsache unserer Seele gefunden, wenn ich die bluttriefenden Blätter der französischen Revolution lesen mußte! Mit Gleichgesinnten zu sterben wurde eine Ermuthigung für den Schwächsten. Erschütternder aber noch als das physische Leid ist beim Anblick so vieler Kranken der Gedanke an das stille Weh des Gemüths, das in solchen ruhig daliegenden Opfern der Zerbrechlichkeit unsres Stoffes fortarbeitet! Diese Mienen so blaß, die Augen so weiß, das Haar so todt auf dem Kissen sich abzeichnend und drinnen gewiß bei Jedem eine Welt der Sehnsucht, der Erinnerung, der Hoffnung. Gütige Allmacht, wie unermeßlich sind die Ansprüche auf Deine Liebe! Was legt sich nicht an Dein Ohr und flüstert ihm sein Leben und sein Schicksal zu, und als das Leben und das Schicksal des Einzigen, um den es sich im Erdenraume handelt! Und hat die Mutter, an welche dieser sterbende Sohn mit Sehnsucht denkt, nicht den gleichen Werth, wie jene Braut, die dort der kranke Jüngling daheim ohne Nachricht von sich weiß und deren Sehnsucht sein einziger Gedanke ist! Oder geht es auch Euch, Ihr Armen, wie den kranken Kindern in ihren Bettchen, die nur noch zu ihrem Spielzeug aufblicken? Drückt die Ergebung auch das Wildeste in Euch auf ein Maß des Gleichmuths nieder, wo Ihr nur noch Sinn habt für die Stundenschläge, wo der Trank der Heilung Euch geboten werden soll? Ich liebe den religiösen Ton des Hauses, wenn er uns Diakonissinnen recht zu Priesterinnen machte jener Religion, die an die Geheimnisse des Menschenlebens anknüpft. Den Menschen lehrt das Christenthum, den Menschen nach Innen und Außen, den

Menschen als Ebenbild Gottes. Die Menschwerdung Gottes will der gewöhnliche Kanzelglaube noch lange nicht genug verstehen."

„Endlich wurden wir der Gräfin Ampfing vorgestellt. Sie nahm uns freundlich auf. Der Brief der Fürstin scheint mehr von mir gesagt zu haben, als ich ohne Zweifel bewahrheiten kann. Die Gräfin rühmte meine Demuth, die ich gar nicht besitze. Doch hörte ich fast nur schweigend zu. Die Dame ist ein wenig älter, als die überwiegend noch junge Mehrzahl der Bewohnerinnen des Hauses. Groß und schlank ist ihre Gestalt, vornehm ihre Haltung. Sie ist natürlich eine Jungfrau, wie hier Alle. Sicher lag schon eine Lebensprüfung hinter ihr. Sie äußerte Grundsätze, die nicht aus Büchern kamen, sondern aus Erfahrungen und Auffassungen. Freilich waren es Auffassungen der Gesellschaftsschichten, denen sie angehört. Sie schien einen großen Werth auf den Rückhalt zu legen, den sie zu haben schien. Ich begriff nicht recht, ob dieser Rückhalt Menschen waren oder Gott. Sie wußte sich im Zusammenhang mit einem festen Glauben, der mir stark, aber etwas weltlich schien, trotz seines, sich von selbst verstehenden religiösen Zieles. Ihre Auseinandersetzungen über die Anstalt und die Pflichten ihrer Untergebenen waren vortrefflich. Sie verwies mich auf die Möglichkeit, daß ich die Wohnung einer Diakonissin einnehmen dürfte, welche die Anstalt verließ."

„Beim Hinausgehen zeigte mir die Gräfin auch schon die Zelle, die Schwester Amanda bewohnt hatte und die ich künftig mit einer Andern zu theilen haben würde. Es war ein schmales Zimmer nur von Einem Fenster. Sehr hoch, von zwei Betten und wenigem Geräth. Der Eindruck war etwas kahl und im Hinblick auf das öde, rings die Anstalt umgebende Feld dem Gemüth wenig entgegenkommend. Meine künftige Mitbewohnerin nannte man nach einer für Protestanten etwas sonderbaren, den Katholiken nachahmenden Weise „Schwester" Juliane. Diese saß gerade, als wir ohne anzuklopfen eintraten, und schrieb. Es war eine kleine, nicht eben anmuthige Gestalt mit einem auffallenden schwarzen Augenpaar, das uns etwas starr begrüßte, wie wenn sie unsere Störung ihrer Arbeit überrascht

und erschreckt hätte. Auf einige Fragen der Gräfin antwortete sie kurz und bestimmt. Ich kann nicht sagen, daß ich mich in den Gedanken, mit diesem jungen Mädchen zusammenleben zu sollen, sogleich gefunden hätte. Vielleicht findet auch noch eine Veränderung statt."

So lautete Constanzens Bericht vom Friedenthal. Sie gab damit ein Bild der Verhältnisse, in welche sie den nächsten Sonnabend einzutreten von einem freundlichen Billet der Vorsteherin aufgefordert wurde. Das kirchliche Abendmahl des gleich darauffolgenden Sonntags-Gottesdienstes hatte die Gräfin mit Sinnigkeit als eine durch diese Anordnung mögliche symbolische Begrüßung der jungen Novize bezeichnet.

Es war Mittwoch. Auf Donnerstag wurde Wolmar erwartet. Auf Freitag hatte Ottilie eine Einladung zu einem Ball erhalten, auf welchen noch einmal mitzugehen sie Constanzen gern überredet hätte. In ihrer von Stunde zu Stunde sich steigernden Angst und Unentschlossenheit war Constanze nur noch gegen solche äußerste Widersprüche gegen das ernste Vorhaben, das sie in diese Stadt geführt hatte, eines Widerstandes fähig. Sie lehnte diese Zerstreuung ab. Sonst aber befand sie sich in jener bekannten peinlichen Lage, wo zwei Möglichkeiten mit dem mächtigsten Nachdruck einer gleich einschmeichelnden Ueberredung unsern Willen anziehen und wir in der Mitte wie gefesselt und kraftlos stehen können. Wolmar, wirklich nur er allein, konnte hier helfen.

Was man von Wolmar erfuhr, lag in den Umständen begründet. Er hatte an Freydank geschrieben: „Ich bitte Dich um Alles, sorge dafür, daß ich Constanzen nur wie durch einen Zufall wiedersehe, in einer Gesellschaft, vor Zeugen; es ist keine Kleinigkeit, was da meinem Ehrgefühl zugemuthet wird." Freydank fand diesen Vorschlag in der Ordnung und bat Ottilien Alles aufzubieten, daß sich Constanze am Freitagsballe betheiligte. Das Haus, in das sie geladen waren, war groß, seine Räumlichkeiten waren umfassend, die Gesellschaft zwanglos und nicht oberflächlich, Constanze hatte nicht nöthig zu tanzen; aber wenn irgendwo eine Wiederannäherung in einer zu wünschenden Harmlosigkeit möglich war, so mußte sie dort geschehen.

Constanze, die sich nun zwischen den beiden Gegensätzen der Entsagung und der Freude wie in den Lüften schwebend vorkam und Jedem, der die Verhältnisse kannte, Mitleid abgewinnen mußte, hatte keinen Willen mehr. Sie ließ sich zu jenem Balle schmücken. Sie durchlebte mit Frau Angelika und Ottilien die ganze Aufregung, in die sich Frauen, und nicht blos die jungen, durch die Vorbereitungen auf ein solches „Vergnügen" versetzen lassen. Sie traute dem Spiegel nicht, der ihr Bild in glänzender Toilette wiedergab. Sie kam sich vor, nicht wie zu einem Feste, sondern wie zum Tode geschmückt. Jede Blume, die ihr angelegt wurde, erschien ihr ein Verbrechen, jeder Edelstein eine Anmaßung, jedes Lob eine Beschämung, und als der Wagen vorrollte, um die beiden reizenden Erscheinungen an den Ort der Freude zu entführen, hielt sie an der Thür inne, riß sich die Blumen aus dem Haar, die Schleifen und Bänder vom Kleide und rief: „Nein, nein, ich kann ja nicht! Laßt mich doch! Ich bin wahnsinnig! Was soll das?"

Ottilie sprach ihr Muth zu. Frau Angelika rümpfte die Nase und wurde ungeduldig, weil sie sich alle drei schon verspätet hätten. Sie selbst zeigte sich in einem rauschenden Seidenstoff. Lindor, mit der Steuermarke Nr. 714 am Halse, war in seiner Nachtruhe gestört und winselte. Es war ein Zustand der Verwirrung und Unentschlossenheit, der über Constanzens Kräfte ging. Auch über Ottiliens; fast ungeduldig sagte diese: „Wie kann man! Wie kann man! Constanze! Ermannen Sie sich!"

Constanze saß stumm und blickte in die letzte der Kerzen, die noch so lange am Spiegel brannte, bis sich die Damen entfernt haben sollten. — „Ich gehe morgen selbst zur Gräfin Ampfing und erzähle ihr Alles!" tröstete Ottilie. — Constanze stützte ihr Haupt und sah starr vor sich hin. Es war ihr als wandelte sie auf einem schwindelnden Wege, der wieder kein Weg war. Vor ihren Augen lag Friedenthal, dehnten sich die Corridore und Säle, wo auf Strohmatten im Dunkeln Gestalten huschten, um Sterbenden die letzte Hülfe zu bringen. Es zog sie und zog, wie es den Wahn der Verzweiflung ziehen muß, wenn dieser ruhig in den

Tod geht, sich von einem Thurme stürzt, ruhig in die Wellen springt.

Der Major machte diesem Zustand ein Ende. Er kam mit der ihm vom Justizrath aufgetragenen Meldung, Wolmar wäre vor einigen Stunden angekommen und im Begriff mit Freydank auf den Ball zu kommen. Freydank bäte die Damen, sie möchten sich nicht verspäten. Die Wirkung dieser Meldung elektrisirte Ottilien und Angelika. Auch Constanze ließ mit sich geschehen was geschah. Sie folgte. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich. Schon der Name des Geliebten hatte von je wie entwaffnend auf sie gewirkt. Nie hatte sie ihn nennen hören können, ohne sich nicht sogleich wie willenlos zu fühlen. Wie konnte sie jetzt, wo der Geliebte vor ihr stehen, sie anreden, sie mit den Erinnerungen an die süßeste Vergangenheit begrüßen sollte, noch zögern? Constanze ging auf den Ball; aber es war der letzte, den sie je noch besuchen zu können glaubte.

VII.

In Wolmar's Herzen sah es ähnlich aus, wie in Constanzens. Wenn der so tief Beschämte an Freydank von seiner Ueberraschung und seinem Erstaunen geschrieben hatte, so hatte Freydank noch keine Berechtigung, daraus Schlüsse auf Wolmar's erneuerte Hoffnungen zu ziehen. Dieser hatte nur einfach und in Eile geschrieben, er würde binnen einigen Tagen in der Residenz sein.

Wolmar kam und zeigte sich noch völlig unvorbereitet auf die neue Wendung, die Freydank seinem Leben geben wollte. Constanze, hatte es geheißen, erwarte ihn voll Sehnsucht, dieselbe Constanze, der selbst in seiner Entsagung oft noch all' sein Denken (sein Träumen ohnehin) gehörte. Er prüfte dies Glück, er erschrak vor ihm. Er mußte voraussetzen, daß die kurze und verstandesmäßige Art seines Freundes, mit Fragen des Gemüths umzuspringen, mehr aus dieser Versicherung spräche, als vielleicht der zarte Sinn seiner Freundin. Con-

stanze war im Begriff, einen schweren Beruf anzutreten. Es war kein Klostergelübde, das sie ablegen wollte, allein so viel durfte er schon voraussetzen, daß ohne seine einstige Entfernung ein solcher Entschluß nicht würde stattgefunden haben. Er empfand für Constanzen die alte Liebe, aber er bemerkte, daß er kaum den Muth haben würde, ihr diese noch zu gestehen. Er sollte deshalb, weil Constanze jetzt plötzlich in eine Lage gekommen war, die ihn sicher stellen konnte in einer Ehe, die unter seinen sonstigen Verhältnissen unmöglich gewesen wäre, deshalb sollte er jetzt zu dem einst verschmähten Gegenstande seiner Liebe zurückkehren? Er schien sprachlos, wenn er das Wort suchte, womit er zuerst wagen könnte, darauf hin Constanzen anzureden.

Auch nach Freydank's Berechnung war diese Schwierigkeit vorauszusehen. Aber in seiner Art hatte er auch schon ein Mittel gefunden, derselben abzuhelfen. Wolmar war kaum angekommen, als er von Freydank, dem Vielbeschäftigten und zu einer Begrüßung gerade wegen Empfangnahme und Anlage des neuen Vermögens seiner Clientin Constanze nicht Disponiblen, nur eine schriftliche Einladung vorfand, die ihn auf den bewußten Ball dirigirte. Dort würde er Constanzen finden. Unter dem Gewühl der Freude und Lust, schrieb er, würde die Anknüpfung am allerersten wieder den natürlichen Faden finden. Wolmar fand, wie in allen solchen und ähnlichen Voraussetzungen Freydank's, so auch in dieser Perspective Kenntniß der menschlichen Schwäche bewährt genug. Bei Alledem scheuchte ihn Abends schon der Blick auf die erleuchteten Fenster zurück. Er hatte den Muth nicht, die Treppe hinaufzusteigen und sich unter die Ballgäste zu mischen. Es hielt ihn etwas zurück, etwas, was sich durch keine innere Ermuthigung überwinden ließ. Darüber ging er in ein benachbartes Kaffeehaus, um eine Tasse Thee zu trinken. Beim Mustern der Zeitungen fielen ihm Nachrichten auf aus einer östlichen Provinz des Königreichs. In den höhergelegenen Theilen desselben war jene grauenhafte Epidemie ausgebrochen, die wir unter dem Namen des Hungertyphus kennen. Eine schon lange unter dem Druck der unglaublichsten Entbehrungen lebende Bevölkerung war die Beute einer Harpye geworden,

die täglich Hunderte von Opfern forderte. Ortschaften entvölkerten sich. Kinder irrten obdachlos ohne die Angehörigen, die dahingestorben waren, ja halb freiwillig gestorben, um mit den Nahrungsmitteln, die sie verschmähten, noch einige Tage das Leben der Ihrigen zu fristen. Alle Schrecken einer Epidemie, die Schrecken der moralischen Verwilderung, der Verleugnung menschlicher Regungen, die Schrecken der Muthlosigkeit und einer thierischen Ergebung in ein nicht mehr abzuwendendes Schicksal hatten sich über einen Landestheil verbreitet, der schon lange außerhalb einer dem Publikum ersichtlichen Controle lag. Wolmar las erschüttert den Hülferuf der Localbehörden, die endlich eingestanden, was die Provinzialregierung nicht im düstern Lichte der Wirklichkeit hatte sehen wollen. Nun lag ein Zustand offen zu Tage, der jedes fühlende Herz in Aufregung versetzen mußte. Im neunzehnten Jahrhundert, mitten in unserer so hoch gepriesenen Civilisation, mitten in den außerordentlichen Ansprüchen, die der Staat, der so eifrig für seine Bediensteten, sein Militair zu sorgen weiß, hier an seine Würde und Erhaltung zu machen vergessen hatte, erlebte man Erscheinungen, die an die hülfloseste Zeit des Mittelalters erinnerten. Die Behörden, die Hülfscomités, die Geistlichen forderten nicht nur auf, der bedrängten Bevölkerung Gaben der Liebe zu senden, Geld, Kleidungsstücke, Nahrungsmittel, sondern auch die ärztliche Welt wurde dringend angefleht zu Hülfe zu kommen und den Verheerungen der Seuche mit der Kraft der Wissenschaft und der Aufopferung des Berufes entgegenzutreten.

Wolmar sah nachdenklich auf das Blatt. Die Worte: „Junge Aerzte, die den Beruf fühlen, der leidenden Menschheit die Hand zu reichen —" schienen wie auf ihn berechnet. Was konnte ihn zurückhalten, ihnen Folge zu leisten? Eine Liebe, die ihm Lebensaussichten bot unter Bedingungen, die ihm jetzt doch geradezu verächtlich erscheinen mußten? Du sollst, sagte er sich, jetzt zu einem Auge wieder aufblicken, dessen milder Glanz über Dich nur Mitleid ausströmen würde? Du sollst ein Bekenntniß, das Du einst beherrschen konntest, jetzt aussprechen mit den Lippen, die entweiht wurden durch die gedankenlosen und berechneten Huldigungen, die Du hier

in diesen Gesellschaften Wesen brachtest, die Du nicht liebtest? Geld, Geld soll Dich zurückführen an die Schwelle eines Heiligthums, das Du einst entweihtest, indem Du vor der Armgewordenen flohst?

Und wenn ihn auch noch einmal der magnetische Zug der Sehnsucht und Hoffnung nach dem glänzend erleuchteten Hause zurückführte, wenn er auch unschlüssig unter den Blumen, womit die Treppe geschmückt war, stand, und sein Ohr die heiteren Klänge der Tanzmusik auffing, die Kraft konnte er sich nicht geben, wahr zu machen, was man von ihm voraussetzte. Er kehrte wieder in jenes schon einsamer gewordene Kaffeehaus zurück, las beim schon matteren Lichte der Gasflammen noch einmal die Aufforderung an den Heroismus junger Aerzte, ging in seine Wohnung und beschloß, am nächsten Morgen sich von allen Verlockungen seines Ehrgefühls für immer loszureißen. Constanzen jetzt von Liebe zu sprechen, schien ihm eine Entweihung des Glaubens an ihren Werth. Dies schrieb er kurz und bestimmt an Freydank, benutzte rasch seine noch vom letzten Ausflug vorhandene Reiserüstung und ging mit dem nächsten Eisenbahnzuge, ohne sich durch Abschied auf's Neue in eine Gefahr für die feste Behauptung seines sittlichen Gefühls zu versetzen, in jene unglückliche Provinz ab. „Die Fahne meines Berufs winkt!" schrieb er, wie aus Riesenarmen sich losreißend, an Freydank. „Ich liebe Constanzen, aber verlangt von mir nicht, was jetzt unmöglich ist!" Es war Sonnabend gegen Abend, als Constanze in vorsichtigster Mittheilung diese Wendung erfuhr. Am Abend schon schlief sie zum ersten Male im Friedenthal unter Einem Dache mit den Kranken und den Sterbenden.

Aus Constanzens Tagebüchern.

— Es war mir beim Eintritt ein gutes Zeichen, daß mir ein Genesener entgegenkam, der eben die Anstalt verließ. Wie glücklich war das Antlitz des Mannes! Er trug ein Bündelchen mit Wäsche unter'm Arm und ein anderes trug

ihm ein Freund, der ihn abgeholt hatte. Wie lächelten Beide! Wie golden sah ihnen die Abendsonne in's Antlitz! Der Genesene konnte nur am Abend fortgehen, da sein Freund ihn nur dann abholen konnte, wenn sein Tagewerk vorüber war. Es waren zwei Arbeiter, vielleicht Brüder. Der Eine stützte den Andern und geleitete ihn in's Leben zurück. Segnet das Geschick und dankt dem guten Geiste, der Euch behütet hat. Dankt ihm mit Eurer Freude!

Ich hatte eine erquickende Nacht. So gut schlief ich seit lange nicht. Schwester Juliane, bei der ich doch wohne, war schon in ihren Functionen, als ich erwachte. Man hatte mich nicht wecken wollen. Einfach und eng ist das Zimmer, kahl die Wand, hart das Lager; ganz so, wie es sein muß, um sich bei den Interessen seiner eigenen Person nicht aufzuhalten.

In die Kirche ging ich, aber am Nachtmahl mochte ich noch nicht Theil nehmen, obschon die allgemeine Beichte der Bewohnerinnen des Hauses vorherging. Ich fühlte mich, sagte ich, noch nicht in der Stimmung, Gott mit mir ausgesöhnt und mich mit mir selbst ganz einig zu denken. Man fand meine Weigerung nicht auffallend und ich denke, in einem Krankenhause wird bald die Gewöhnung kommen, etwa einen Zorn auf Gott, etwa einen tiefsten Aufschrei des Unglaubens an seine Führung für eitel Thorheit zu halten.

Schwester Juliane führte mich an die Betten, die ich gemeinschaftlich mit ihr bedienen soll. Die Vorsteherin war nicht zugegen. Der Arzt ließ sich, als ich in einen weiblichen Krankensaal eintrat, nicht stören, sondern schrieb ruhig an seinen Verordnungen weiter. Ein kurzer prüfender Blick auf mich genügte wol dem Menschenkenner, meinen guten Willen zu mustern. Er hatte Eile, das große Haus zu durchwandeln und seine Aufmerksamkeit gehörte ungetheilt den Leidenden, deren Zahl für einen noch auswärts beschäftigten Arzt und zwei Nebenärzte fast zu groß ist. Die Verordnungen waren deutsch. Ich lernte dadurch Heilmittel kennen und ihre Be-

ziehung zu denjenigen Krankheiten, deren Symptome ich beobachten mußte. Die beiden Schwestern in der Apotheke erschienen mir, wie sie die ihnen von mir zugetragenen Blätter überlasen und ruhig an die Bereitung der Arzneien gingen, wie zwei Priesterinnen. Nach der Sage war Aesculap, wenn er zu den Kranken ging, von seinen Töchtern begleitet.

Ich bin zwei Tage in der Anstalt und lebe schon für nichts mehr, als meine Kranken. Ich sehe, daß sie ganz auf mich angewiesen sind, daß ihr erster Blick beim Erwachen auf mich fallen will, daß ich ihre Hand, ihr Mund, ihr Alles bin. Wie glücklich das macht! Sie leiden an äußern Schäden und sind vor Kurzem erst operirt worden. Sie plaudern gern und ich freue mich, ihnen meinen Antheil zu verrathen. Jedes von ihnen hat ein Lebensschicksal. Wie sie so ruhig liegen, scheint Jeder von ihnen zu glauben, sein Loos erfülle die Welt und sein Herz bilde den Mittelpunkt des Ganzen. Erst die Bildung giebt uns Verallgemeinerung und lehrt uns, in solchen äußersten Fällen uns in den leidenden Anderen zu vergessen.

Der erste Schmerz! Man wechselt die Stationen. Ich habe ein armes altes Mütterchen verlassen müssen, das in die Stadt kam, sich von einer Geschwulst heilen zu lassen. Wie gern hörte ich sie von ihren Kindern daheim erzählen und von ihrem Sohne, der im Dienst eines Gutsbesitzers steht und so viel erspart hat, ihre Heilung bezahlen zu können! Gutes Mütterchen, ich will nicht wünschen, daß Schwester Adelheid Dir nicht so gern zuhört. Adelheid ist kalt und verdrießlich.

Ich bin bei Kindern. Sie erfordern wol die meiste Geduld und können recht ermüden. Das schreit und weint und lacht und der Todesengel sitzt so harmlos unter ihnen und sie spielen mit seiner Sense, die so scharf ist. Ich fürchte mich vor meinem ersten Todten. Unter diesen Kindern sind Einige,

die bald sterben müssen. Sie sind nur Flämmchen, die im Erlöschen scheinen, und doch spielen sie mit ihren blaubleichen, magern, durchsichtigen Fingerchen noch auf der Bettdecke mit Reiterchen und Pferdchen und achten Erde oder Himmel gleichviel, wenn es nur zu spielen giebt, dort wie hier.

Ich habe meinen ersten Todten und bin tief erschüttert. Meinen Vater sah ich dabei wieder und meine Mutter. Die Mutter sah ich als Kind nur krank, nicht sterbend; man entfernte mich. Der Vater ging am Schlaganfall rasch und war mir genommen wie ein Traum. Meinen Pflegling aber fand ich schon in stillem Erlöschen. Er ging langsam, langsam hinüber und hat mich fast mit verzehrt. Schwester Adelheid tadelt mein allzu lebhaftes Mitgefühl.

Ich bin nun zu Männern gekommen. Der Eindruck ist beklemmend genug. Einen Einzelnen in einer Zelle würde ich ohne Beklemmung pflegen können, aber Männer in Vereinigung überwältigen uns Frauen doch, auch wenn sie sterbend auf dem Lager liegen. Ich fühlte dabei den Stufengang der Heranbildung zum Pflegamte. Dies Eintreten eines Weibes in einen Saal von zwölf leidenden Männern hat für ein Weib etwas Erdrückendes und die Liebe allein reicht nicht aus, um sich dabei aufrecht zu erhalten. Man muß abstreifen von dem, was zu unserer Natur gehört, und ich erkenne, daß man wenn auch nicht so kalt und streng werden kann wie Schwester Adelheid, die mich in Allem unterrichtet und anleitet, doch in seiner Sorge so mechanisch werden muß, wie — ich will Niemanden nennen. Ich glaube, ich sehe und beurtheile noch Alles von einem Standpunkt, der nicht mehr hiehergehört.

Mein erster Todter bringt eigene Wirkungen auf mich hervor. Es war ein junger Arbeiter, dessen Eltern in der Ferne leben; er starb an der Zehrung. Sein Bewußtsein verließ ihn erst in den letzten Kämpfen des Körpers. Die Agonie dauerte

einige Tage. Verliefe jeder Tod so regelmäßig, wir hätten die Unsterblichkeit bewiesen in der Hand. Denn für jeden Stoß der auskämpfenden Hülle des Geistes sieht man, wie der Geist wächst und nur nach Freiheit ringt. Ein solches Ende ist Verklärung. Ich beobachtetete ruhig und auch des Nachts. Am Tage sollt' ich beten und aus der Bibel lesen. Ich that es. Des Nachts genügte ein Blick meiner Augen, der matte Schimmer der Lampe und das stille Schweigen. Ach, die Ruhe ist so göttlich. Kein Wort, und wär' es das heiligste, vermag die Heiligung zu geben, die im Schweigen liegt, im Schweigen zweier Menschen, die sich anblicken und sich in treuem Bunde wissen. Hier freilich Gruß und Abschied! Rings Mitleidende, die schlummerten. Mein armer Wendt, so hieß er, wachte, schwieg und athmete kurz, immer bis die Anfälle kamen. Dann war die Prüfung für mich hart. Aber ich hatte Muth. Ich überwand mich, auch wenn Ruhe über ihn kam, seine Hand zu halten. Er drückte sie. Es war sein stummer Dank.

Seit sie den armen Wendt aus dem Saale trugen in die Todtenhalle, sehe ich mich eigentlich zum ersten Male in meinem Zimmerchen um. Ich habe das Bedürfniß, es traulicher zu finden, als es ist. Auch im ganzen Hause vermisse ich etwas, was vorhanden sein sollte und wär's an ihm gelegen ein Garten mit nur einem einzigen kleinen Schattenplatz, in dem man aus voller, voller Brust einmal wieder aufathmen könnte. Wie kahl das Alles ringsum! Kasernenartig, leer und ohne Poesie —! Die steinernen Kreuze und Cherubimköpfe an den Portalen geben die Wärme nicht, nach der sich hier das Herz sehnt. Auch die Gnade und die Wiedergeburt, die der Geistliche lehrt, will einen andern Eingang haben in's Gemüth als diese nur rein innerliche Betrachtung und ewige Reflexion über die Sünde. Ich erschrecke, hier das Wort Sünde so oft zu hören! Ist es mir nicht schon vorgekommen, als wollte man die Krankheiten und Leiden, die hier die Unglücklichsten der Erde drücken, Folgen der Sünde nennen?! Es ist fast, als sollten sich die Armen ihrer Leiden schämen und als wäre ihr Leiden eine Strafe, ihre Heilung nur eine Mahnung sich zu bessern! Gott will es ohne Zweifel so angesehen

haben, aber darf das ein Mensch dem andern zu sagen wagen, das ein gesunder Mensch dem kranken!

Mit meiner Zimmergenossin Juliane möchte ich mich gern über Vieles verständigen. Sie ist mir nicht mehr unheimlich, aber auch nicht verwandt.

Wir erhalten eine theoretische Anleitung, die ganz vortrefflich ist. Wir sitzen in einem Auditorium wie die Studierenden. Schwester Hedwig vom Rheine, die zu unserm Berufe eine wissenschaftliche Anleitung empfangen hat, pflanzt ihr Wissen auf harmlose Art fort und die Nebenärzte unterstützen sie. Der Bau des menschlichen Körpers wird erklärt und der Sinn für eine rationelle Behandlung der Krankheiten entwickelt. Der praktische Gewinn ist groß. Wir sehen von den Personen, die wir pflegen, schon ganz ab und denken, wie die Aerzte selbst, mehr an das Uebel, das wir bekämpfen. Einige Hörerinnen scheinen mir stumpf, andere sind sehr aufmerksam. Man kann immer gewiß sein, daß unser Geschlecht nichts Geringes leistet, wenn man nur Vertrauen zu ihm faßt und ihm das Werthvollere und Tüchtige zumuthet.

Eine etwas salbungsvolle Phraseologie der Schwester Hedwig stört mich. Sie sollte wirklich die Auffassung des Geistes, in dem wir wirken, uns selbst überlassen. Auch sie thut, als wenn die Krankheit eine Folge der Sünde wäre. Nun ja, wir mögen ein gefallenes Geschlecht sein, allein das Paradies, das wir verscherzten, ist so uralt; was können denn die Enkel Adam's darunter leiden, daß unsere Hinfälligkeit einst eine Folge seines Leichtsinns war? Das ist so schön an den Aerzten, auch an denen, die uns zuweilen einen Vortrag halten, daß sie eine natürliche Anwaltschaft haben für den Menschen als ein in der Vollkommenheit möglichst zu erhaltendes schönes Kunstwerk der Natur. Sie stehen dem Menschen bei gegen den Dämon der Krankheit, bekämpfen die Krankheit als eine Anomalie des Natürlichen, die sie allein hassen. Ihr ganzer Aufwand an Vorwürfen, die sie dem Kranken machen, besteht darin, ihm Liebe zu sich selbst einzuflößen,

Sorge für das bessere Wohlergehen seines an ihn gebundenen so großartigen, so geheimnißvollen Naturverlaufes.

Die so seltene Anwesenheit der Gräfin Ampfing bei allen unseren Verhandlungen, mit Ausnahme des Gottesdienstes und der Mahlzeiten, erklärt sich plötzlich. Wir glaubten sie von den Besuchen, die das Haus (oft zu sehr) bestürmen, von den Honneurs, die sie den Fremden zu machen sich nicht nehmen läßt, angegriffen und leidend. Wir deuteten ihre längere Zurückgezogenheit und die abendlichen Ausfahrten, die sie machte, auf Rücksichten, die sie zur Befestigung ihrer Gesundheit zu nehmen hat. Seit heute haben wir die Aufklärung. Ja, das war ein Rennen und Laufen um die elfte Stunde Vormittags, ein Kopfzusammenstecken, ein Erstaunen. Unsere Vorsteherin ist Braut!

Es macht doch einen eigenen Eindruck, sich eine Ablösung von der ernsten Aufgabe dieses Krankenhauses durch ein weißes Spitzen-Kleid und einen Myrtenkranz zu denken. Ich gehöre nicht zu jenen Protestanten, deren Gemüthsschwäche und Abneigung gegen Nachdenken über religiöse Dinge in einem geheimen Einverständnisse mit dem Katholicismus steht; aber ich finde, daß, wenn man einmal wie hier die Krankenpflege zu einer Pflicht der Religion gemacht hat, die kirchliche Regel und das Ordensgelübde etwas Ehrwürdiges haben. Wie das gedankenlos und zerstreut macht, zu wissen: Die Vorsteherin verläßt uns, um den Grafen von Meyenbruch zu heirathen! Eine Braut kann ja schon lange, lange an nichts Anderes denken, als an den Mann, den sie liebt. Ich wünschte, die verrätherische, heuchlerische Gräfin verließe uns bald.

Zum ersten Male habe ich einen gewissen Zug verstanden, der regelmäßig um die Lippen meiner nicht schönen Zimmergenossin Juliane liegt. Sie ist spöttisch, ohne zu spotten. In ihrem Lächeln lag früher etwas, was mich verwundete. Meine Stimmung war noch nicht darnach, ihr Lächeln zu verstehen. Jetzt fand ich ihr Lächeln angenehm. Sie zog die Mundwinkel auf eine eigene bittere Weise, als sie mir sagte: Sie wissen es also auch schon? Ja, ja, die Gräfin ist Braut.

Juliane fängt an, mich für sich einzunehmen. Wenn ich früher nur flüchtig einen Blick aus ihren hellglänzenden schwarzen Augen erhaschte, erschien sie mir wie ein Kobold. Ich fürchtete sie. Jetzt find' ich ihre Art angenehm und ihre ewiggleiche Ruhe, die stille, mit einem ironischen Zuge verbundene Art, wie sie sich ihren Pflichten unterzieht, interessirt mich. Sie ist herb ohne damit verwunden zu wollen. Und ihr Verstand scheint noch lebhafter und freier zu denken, als sie sich's merken läßt.

Unsere Gedanken über den Brautstand der Gräfin, der großes Aufsehen macht und in der ganzen Stadt besprochen werden soll, ja sogar als eine unerwartete Ueberraschung den hohen Gönnern des Hauses nicht genehm gekommen ist, führten uns endlich näher. Ich bin seit vier Wochen ihr so nahe, so mit jedem Athemzuge, schlafend, mich ankleidend, nähend, schreibend, lesend, dicht neben ihr und sie ebenso, Beide sind wir gegeneinander voll Höflichkeit und von einer Art ausweichenden Aufmerksamkeit gewesen, die mir die Stimmung schon höchst peinlich und beklemmend machte, und erst gestern in stiller Abendstunde sprach Juliane in längerer Rede eine Meinung gegen mich aus, die mich erregte. Sie sagte: Sie glauben nicht, was ich die Comtesse bei Alledem glücklich preise! Es muß ihr sein, als wenn ihr ein Alp vom Herzen spränge! Die Strenge und Kälte, die sie uns zeigte, war ja keine natürliche. Sie litt an den Vorurtheilen ihres Standes, aber sie besitzt ein gutes Herz, dem die kindliche Freude über Alles gegangen wäre, wenn man ihr dazu die reichere Gelegenheit geboten hätte. Ihr Eintritt in dies Haus war eine reine Mode-, eine Adelsversorgungssache. Gewöhnt zu repräsentiren fand sie leicht die Formen, die sich für diese Räume ziemten. Jetzt noch in ihren späteren Jahren findet sie einen Mann, der sie verehrt und liebt. Da sie gutmüthig ist, wird sie glauben, sie trenne sich von dem Beruf, den sie hier übernommen, mit schwerem Herzen; aber das Herz ist ihr leicht. Glauben Sie mir's, sie ist glücklich, wieder der regelmäßigen Welt anzugehören, wenn sie's auch nicht Anderen und nicht einmal sich selbst gesteht.

Ich konnte mich dieser leichten Auffassung nicht fügen.

Ich achte Julianens Meinung, aber ich zürne der Gräfin und weiß nicht warum.

Ich lerne den innern Bau des Menschen kennen. Dieser Bau ist nur der Stamm, auf dem die Seele blüht. Diese Blüthe sollte mir nicht verloren gehen unter den Aesten und Zweigen, Wurzeln und Fasern, die uns, ich sehe es, so kunstvoll aufrecht erhalten. Inniger nur vergegenwärtige ich mir, was in uns einer unendlich andern Welt angehört. Dann möchte ich fragen: Wie kommt in unsern Geist die Musik der Erinnerung? Ich will diese Töne nicht mehr hören, die mir von der schönsten Vergangenheit singen, und doch dämpft sie kein Wille, keine Kraft! Immer weile ich wie in einer von goldnem Sonnenlicht verklärten Ferne, immer blitzt die grüne Woge des Rheins auf und wie von tausend Harfen klingt es das Lob der süßesten Stunden wieder.

Unwiederbringliche, waret ihr denn einst? Stand ich denn je auf hohen Felsen und ruhte auf verfallenem Gemäuer und sang mit dem Hirtenknaben um die Wette, der die Kraft seiner Stimme am Echo erproben wollte, und hörte und belauschte nur Einen Ton, den der Sprache des Freundes, der eben noch mit dem Führer unserer Saumthiere unterhandelte und schon rief: Kommen Sie da! Von diesem Punkt aus zeig' ich Ihnen, was sich nur in Italien wiederholen kann! Der Drachenfels! Immer steht mir das Bild vor'm Auge, wie wir durch eine gemeinschaftliche Reise von Bewohnern unsres Thales auf diese schöne Felsenwarte geführt wurden, wo wir nach einer glücklichen Umschau über Fluß, Berg und sonnige Ebene abwärts stiegen in das schöne bergumschlossene Thal, seine Hand mich stützen mußte, weil ich nur die steilsten Pfade aufsuchte — um nur seine Hand zu fühlen! O eine wunderbare Welt, was so geistig in uns fortlebt. Als Kind trat ich an der Hand des Märchenerzählers am liebsten in die schönen Gärten der Sage, wo sich von Springbrunnen zu Springbrunnen neue Zauber offenbarten, sich Ruheplatz an Ruheplatz reihte, wo Tempel mit offenstehenden Hallen, die uns Edelsteine wie Sterne zeigten, das staunende und gläu=

bige Auge begrüßten. So ist mir das Andenken an jene Zeit des Geheimnisses und der gegenseitigen — Werbung, denn auch ich geizte nach dem Ruhm ihm zu gefallen. Ueberall sehe ich heilige, geweihte Plätze, an die sich ein Wort, ein Blick knüpft, einfache Thatsachen, denen ja die Erinnerung der Liebe unsichtbar eben so große Monumente baut, wie nur immer Völker der Erinnerung ihrer Helden.

Jede Stunde des Tages ist im Kalender der Liebe eine geweihte. Der Morgen, der vom Abend zehrt; die Frühstunde, die uns einen Gruß des Geliebten zum Fenster hinauf schenkt wie eine emporgeworfene und erhaschte Blume; der Mittag, der ihn so oft bei uns gesehen; der Nachtisch, wo er so anregend plauderte; der Nachmittag, wo ich ihn oft bei Freunden — suchte und es den Anschein hatte, als dankte ich die Begegnung nur dem Zufall; die Dämmerung, die wol gar einen Spaziergang im Walde oder Felde schenkte, den seine Begleitung in ein Schweben wie in Lüften verwandelte; der Abend, der ihm dann ganz gehörte, auch wenn er nicht kam, wenn er nicht aus dem Schatten trat, den der Lichtring der Lampe im Zimmer warf, und sein süßes: Guten Abend! wie eine Erlösung klang von des Tages Spannung und Pein.

Wem schreib' ich das? Den Kupferstichen, die der Arzt auf unserm Zimmer circuliren läßt, den aufgeschnittenen Profilen todter Menschen, den Muskeln und Arterien, die uns darstellen sollen halb als Pflanze, halb als Maschine. Ich suche vergebens den Schmerz in diesen Bildern, die Verzweiflung, den Jammer der Täuschung und die letzte Hülfe der Entsagung, des Muthes und des Willens, der vergessen muß und es würdig thun will.

Unermeßne Welt, die an Sichtbares nicht gebannt ist! Wie spielst Du zitternd dem Lichte gleich im nächtlich schweigenden Raum! Wie füllst Du das All mit Stimmen so laut, als wenn sich am Felsen die Sturmfluth bricht, und Alles bleibt doch still — still — und immer still —

Dem unentdeckten Verbrecher, dem eine gnadenreiche Zeit zu Hülfe kam, seine Schuld zu vergessen, muß es oft beim

fröhlichen Mahle, unter Lachen und Jubel im tiefsten Innern kommen, als stünde sein Fuß plötzlich vor einem Abgrunde und als würde es sein Letztes sein, wenn er vorschritte.

So suche ich das Vergessen! Aber mitten in der steigenden Gewöhnung an mein neues Leben zuckt ein plötzliches: Ist es aber möglich? wieder so krampfhaft durch die Seele, daß mir ein eben angefangenes Wort im Munde stockt, ein Gedanke abbricht und der muthigste Entschluß die Hand der Ausführung wie erlahmt in den Schooß sinken läßt.

Jedem Schmerz geht es so, der sich nicht ganz ausgeweint, ganz ausgerungen hat.

Was ist dies Leben! Wie viele im kräftigsten Alter sehe ich wie Lichtlein erlöschen, wie viele die schrecklichsten Leiden erdulden! Wie gleichgültig wird das Auge beim Anblick des Blutes und der vielen natürlichen Dinge, die uns die Möglichkeit zu existiren geben!

Es ist ein Räthsel dies Leben! Ich sah Italien — was schmückt dies Land? Ich sah die Schönheit und Kunst — wozu dienen sie? Ich trug das sehnsüchtige Verlangen nach Glück in mir — giebt es dazu Berechtigung in einer Welt, wo Menschen mit Gebrechen geboren werden, wozu sie nicht einmal durch die Schuld ihrer Eltern — denn dann könnte sie noch ihre Liebe zu diesen aufrichten — sondern nur durch eine zufällige Gedankenlosigkeit der schaffenden Natur kommen, gleich jenen im Ofen mißrathenen Gefäßen, die der Töpfer sofort zertrümmert oder zum Handel in die hinterste Reihe stellt.

Nichts scheint zwecklos in der Welt. Selbst das Schöne hat einen Zweck und mir scheint, die Natur denkt nicht ästhetisch; auch das, was der Gewöhnung unsres Auges ihr schönster Schmuck dünkt, ist nur praktisch. Am Kranken- und Sterbebett fühlt man, daß wir einem großen Geheimniß dienen. Wenn eben Einer geboren wird oder Einer stirbt, da rollt ein furchtbar erhabenes Schicksal über uns hinweg. Das, was die Geburt lehren soll, heißt: Lerne sogleich den Tod lieben, der ist Deine wahre Bestimmung!

Schwester Adelheid glaubt an die Existenz des Teufels.

Fast möchte ich manchmal ihren Glauben theilen. Aber eben das, was sie Prüfungen Gottes nennt, möchte ich dann für das Werk des Teufels halten. Die Erde gehört mir oft sichtbar einem Teufel, der Bau des Menschen gehört ihm, die Natur gehört ihm. Kämpfen wir denn hier im Friedenthal gegen eine gute Macht, die uns so darniederwirft, so geschehen läßt, daß, wie ich heute sehen mußte, einem Arbeiter, den man seiner Schwäche wegen nicht chloroformirte, ein in Brand gerathenes Bein abgesägt wurde? Sollen wir diesen Herrscher über unsere Hinfälligkeit lieben? Wehren wir ihn nicht ab wie etwas Böses und stärken uns im Hinblick auf einen in weiter Ferne hinter Allem, was geschieht, thronenden guten Geist, als müßten wir erst durch das Elend der Hölle hindurch zum Himmel?

Unser ganzes Leben ist Mühe und Pein. Unser Geist spiegelt uns immer vor, wir seien Titanen, und der kleinste Unfall belehrt uns, daß wir thönerne Scherben sind.

Es wäre grauenvoll, wenn als Trost für solche Zweifel — nur die Gewöhnung hülfe.

Ein vor mehren Jahren verstorbener Monarch soll, als man auf seinen Wunsch, das Institut der barmherzigen Schwestern auch auf das protestantische Gebiet zu verpflanzen, erwiderte: Majestät, dazu gehört Religion! in seiner Art befehlend geantwortet haben: Dann Religion *machen*!

Juliane erzählte mir's, als ich mich über das herrnhutherische Gesangbuch wunderte, aus welchem wir in der Kirche, Morgens, Abends und vor dem Mahle singen.

Ich fühle und denke nicht katholisch, wenn ich mich in dem großen Bunde der Menschheit weiß: aber ich fühle und denke katholisch, wenn ich die protestantische Kirche so ängstlich um etwas ringen sehe, was sie eben nicht besitzen kann und, wenn sie sich recht versteht, auch nicht besitzen soll.

Wie komme ich zu einem herrnhutherischen Gesangbuch! Ich möchte die Tröstungen eines Franklin, die Lehren eines Herder in mich aufnehmen. Sallet führt mir das Bild des Erlösers schon seit lange rührender entgegen, als Zinzendorf

— wie komme ich mir vor, mir eine Religion machen zu lassen, die mir nimmermehr natürlich stehen wird! Bei dieser Gedankenreihe tritt mir das St. Clemensstift in Münster vor Augen, das alte Kloster mit seinen Bogenfenstern, seinem stillen Garten, wo die barmherzigen Schwestern in ihrer schwarzen Mütze mit weißer Krause, ihrem langen schwarzwollenen Kleide mit herabfallendem Pilgerkragen, Gemüse sammeln zum Mahl, und mancher der Genesenden glücklich ist, schon den Rechen führen zu dürfen und zwischen Blumen und Kräutern die Wege zu säubern, das St. Clemensstift, wo die barmherzigen Schwestern sich knieend vor dem mit brennenden Lichtern besteckten Altar den Muth und die Ausdauer zu ihrem Werk von der Mutter Gottes und den Heiligen erflehen. Ich reihe mich ihnen nicht an. Aber „Religion machen!" Gut. Wäre denn ein Bund von Krankenpflegerinnen, die so recht nur um des Leides der Menschheit Willen und für das Wohl des Vaterlandes dem Bruder und der Schwester beistünden, eine Unmöglichkeit, ein Traum? Schiller und Goethe haben von sich eine Religion gemacht. Ausreichend aber ist diese Religion der Bildung nicht und ich hasse eigentlich an Schiller und Goethe, daß sie soviel Furcht vor den Mächtigen der Erde hatten und den wichtigsten Fragen der Menschheit, wenn sie praktisch werden sollten, doch aus dem Wege gingen.

Immer traulicher wird mein schmales, kahles Zimmerchen. In ihm und in den Krankensälen ist mir am wohlsten. Die Corridore, der Eßsaal, die Kirche, die Erbauungs- und Lehrstunden, alles das fängt an, mich entsetzlich zu drücken. Verbindung mit der Außenwelt mag ich nicht. Ich lese keine Zeitung. Die Besuche Freydank's und Ottiliens können mich nicht erheben. Sie kommen auch nicht mehr. Einladungen, die ich an freien Tagen, die gewährt werden, annehmen könnte, locken mich nicht. So siedle ich mich fester und fester auf meinen Paar Quadratschuhen Eigenthum an und suche Erhebung aus neugekauften oder geliehenen Büchern, Büchern, die ich nicht Jedem, der mit in diesem Hause wohnt, zu zeigen wagen möchte.

Julianens Stimmung ist der meinigen jetzt so verwandt, daß ich staune, nicht von ihr sogleich auf's Angenehmste berührt worden zu sein. Aber es mag sein, daß es erst dieser beiden Monate, die ich hier bin, bedurfte, um auf den Standpunkt zu gelangen, auf welchem sie sich bereits seit zwei Jahren befindet. So lange ist Juliane in diesem Hause, das sie aus Gründen aufgesucht hat, die sie mir einst mitzutheilen gedenkt. Ich dränge nicht in sie. Ich sehe, sie hat einen Schmerz zu verwinden, der wol dem meinigen nicht unähnlich sein mag.

Von dem Diakonissenwesen sagte sie, es sei verfehlt und würde nur eine vorübergehende kurze Blüthe des religiösen Gemeingefühls bleiben. Wenn Fürsten oder Fürstinnen in den hohen Regionen ihre Lieblingsneigungen ändern sollten, sich vielleicht mehr in der Pflege gesinnungskräftiger Poesie, der gedankenvolleren Kunst und der strengen Wissenschaften gefallen, als bisher, wenn sie ihre Furcht vor den Gefahren der Zeit nicht durch eine künstliche Beförderung religiöser Stimmungen verrathen, dann würde plötzlich dies Institut in sich zusammenbrechen und der Kranke wieder auf die Pflege der Gutmüthigkeit und die Ausdauer der Dienenden angewiesen sein, wie sonst. Nicht auch an Pflegerinnen habe es bisher gefehlt, sondern an Pflegeanstalten. Hat man diese geschaffen um jener modischen Erfindung Willen, so sei ein großer Vortheil errungen und die Aerzte, die jetzt natürlich den Mantel nach dem Winde der Phrase, die sie im Stillen belächelten, hängen, würden, zufriedengestellt durch die Mehrung und Besserung der Heilanstalten, die Pflege wieder ausschließlich beaufsichtigen. An Personen, die für den Lohn, den ja auch die Diakonissinnen bekämen, mit Aufmerksamkeit den Athemzug der Leidenden belauschten, werde es gewiß nicht fehlen.

Juliane sprach Alles das aus, was ich schon im Stillen selbst beobachtete. Sie sagte: Mit einigen wenigen Ausnahmen sind wir in diesem Hause Alle mehr oder weniger in unseren Gedanken zerstreut. Zwanzig bis dreißig Menschen in einer solchen Function, wie die unsrige ist, zu vereinigen, dazu gehört — freilich mit neuen Gefahren für die Menschen-

würde — der strengste Ordenszwang, die ganze auch nach Innen umgestaltende äußere Regel eines festen Gelübdes. In einer kleinen Anstalt, wo vier, fünf Frauen und Mädchen die äußere Sorge für die Leidenden übernehmen wollen, werden wir uns in dieser überwiegend doch immer noch freien Form (alles Unfreie an unserm Stande ist und bleibt drückend), ganz gut behaupten können. Allein in so großem Umfange, wie wir hier zu wirken haben und wie wir hier eine Genossenschaft bilden, entsprechen wir unserm Zweck nicht. Wo eine Vorsteherin uns plötzlich verlassen kann, weil sie Braut wird, da sind nach allen Seiten hin die Thüren geöffnet. Es liegt in der freien Gelegenheit, austreten zu dürfen, an und für sich kein Unglück. Im Gegentheil sogar, es liegt darin eine Ermunterung zum heitern Erfassen unserer Aufgabe. Geschähe aber nur auf der andern Seite nicht wieder soviel, um uns den Schein zu geben, als verbände uns eine ewige Entsagung! Denn wie soll ich anders jene nachdrückliche Religionsübung nennen, die eine Demuth voraussetzt, die nun einmal Wenige von uns haben und die auch im Grunde unsern opfermuthigen Aufschwung mehr hemmt als fördert?

Ich entgegnete: Juliane, die Religion, richtig erfaßt, ist die einzige Ermuthigung für uns, schwere Pflichten zu üben. Trennt uns nicht sie allein vom Gewöhnlichen? Führt uns nicht sie allein auf ein stilles Bezirk einer besondern Beziehung zum Erdenleben, die wir im Geräusch der Welt nie fühlen können? Hat nicht das Vorbild des Heilands und der durch Spott und Gefahren hindurchgehenden Jünger einen mächtigen Reiz für die Nachahmung? Und thut es nicht wohl, sich so ganz allein zu wissen mit Gott, mit seinen höchsten Offenbarungen, mit dem Endzweck aller Schöpfung, unter den großen Zeugen der Geschichte, den Märtyrern und Helden unsres Glaubens in irgend einem auch an uns gekommenen seltenen und schwierigen Lebensberuf?

Juliane erwiderte, auch Schwester Elisabeth wäre dieses Glaubens gewesen, jene Diakonissin, die hier die ersten Einrichtungen gemacht hätte und die ich im Düsselthal am Rhein vor ihrer Abreise hierher in meinen jungen Jahren gekannt habe. Schwester Elisabeth ist todt, sagte sie mit Rührung und

zeigte in der Ferne auf den Friedhof, wo sie begraben liegt. Um ihretwillen trat ich in diese Anstalt, sagte sie. Ihr hatte ich einst Dank zu bringen für mein größtes Glück und von ihr wollte ich mir einst Trost holen für mein größtes Unglück.

Juliane schwieg eine Weile und fuhr dann fort: Aber sehen Sie nur um sich, ob Sie überall die Demuth einer Elisabeth wiederfinden! Diese war sanft und gütig, diese hatte den echten Frauensinn, der nicht leiden sehen kann, ohne sogleich helfen zu wollen. Welche kalte, ich möchte sagen, schulmäßige Begeisterung ist ihr gefolgt? Weil man wußte, daß das neue Institut von Oben beschützt wurde, drängten sich die Töchter der Beamten und Offiziere herbei und schon mancher Assessor ist befördert worden, weil er hier eine Schwester hat. Der Geist, der bei uns im öffentlichen Leben der herrschende ist, ist krank, so gesund er sich glaubt. Man weiß nicht, was man Alles noch erfinden und aufbringen soll, nur um dem ewigen Echorufe aller Unternehmungen auszuweichen: Sie sind auf Sand gebaut.

Der Glockenschlag Zehn rief uns zu den Pflichten der Nachtwache.

Ich habe einen Besuch versäumt, den zu empfangen mich sehr glücklich gemacht haben würde. Der holländische Major war da. Er will, sagte er zu Julianen, die ihn statt meiner annahm, bald nach Java zurückkehren. Ich hatte so schwere Kranke, daß ich nicht abgerufen werden konnte. Es scheint, der Major hat Julianen nach meinem Befinden mit besonderem Interesse gefragt. Diese schien von ihm vernommen zu haben, daß mich Erfahrungen, die er kennt, in diese Räume führten. Er will wiederkommen.

Der Major war wieder da und ich wieder nicht zugegen. Juliane rühmt seine Theilnahme, sein warmes Herz. Er hat ihr von seinen reichen Nichten erzählt, beide sind verheirathet, die Eine an einen reichen jungen Erben, Doctor Specht, die

geistreiche Fadheit selbst, einen Schwätzer, der mit dem Aufwand seltener Kenntnisse ewig doch nichts zu sagen weiß und unser Zeitalter im Großen und Ganzen als das der Epigonen verurtheilt. Ich mußte schon am Rhein über ihn lachen, als Wisthaler, sein jetziger Schwiegervater, ihn mit sich genommen hatte. Alles, was die Gegenwart hervorbringt, verwirft er und würde sich doch selbst jeden Augenblick anheischig machen, ein zweiter Lessing (von dem er behauptet, daß seine Kritik allein dem Zeitalter Noth thäte) zu werden, wenn er nur, wie er hinzuzusetzen nicht unterließ, mehr Zeit hätte. Der zweite Schwiegersohn ist ein Architekt, Baurath Maiduft. Ein junger Mann, der die Kirchen besucht, wo die Geheimräthe Stühle mit ihren angeschlagenen Namen besitzen. Man wird ihm einige bedeutende Regierungsbauten anvertrauen, falls er nicht jetzt im Besitz einer reichen Frau vorzieht, die Maske fallen zu lassen und Italiens und Griechenlands Tempeltrümmer zu studiren. Auch hat Freydank endlich Ottilien heimgeführt. Ich sollte der Hochzeit beiwohnen und konnte nicht gut. Die Erinnerungen würden zu schmerzlich gewesen sein. Ottilie ist freundlich, aber vom ewigen Nichtsthun so in Anspruch genommen, daß sie flüchtiger erscheint, als je. Sie wird sich vielleicht in ihrer Ehe mehr langweilen, als einst in ihrem Witwenstande, wo sie sich mit ihren Seufzern unterhielt, wenn sie vom Vergnügen ermüdet war. Wie viel Frauen giebt es doch, die das Gähnen ihrer Magennerven für das Gefühl der Leere und unverstandenen Sehnsucht halten! Ein sogenanntes Unglück muß für sie immer nur deshalb da sein, um die Erschöpfungspausen ihres Glücks auszufüllen.

Ich begreife Julianen nicht. Sie hat etwas vor, das ich nicht wissen soll. Sie erhielt einen Brief, den ich in Empfang nahm und bei dessen Uebergabe sie erröthete. Dennoch ist sie freundlicher und hingebender denn je. Ich liebe sie wie eine Schwester. Sie ist älter als ich und scheint doch jünger, das macht, weil sie klein, lebhaft und ohne irgend etwas Auffallendes in ihren Gesichtszügen ist, ihre schwarzen Augen ausgenommen. Wie ich vor ihr Besorgniß hegen konnte,

begreife ich nur dann, wenn sie die Schärfe ihres Verstandes zeigt. Dann kann sie eine Bitterkeit verrathen, die sich allerdings nicht mehr darum kümmert, ob sie verwundet. Und doch vermag sie wieder so lieb und sanft zu sein und so gütig. Schon vor Wochen flüsterte sie mir halb lachend, halb mit Thränen und mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit zu: Mein ganzer Haß und Trotz kommt nur daher, weil ich ein unaussprechliches Bedürfniß habe zu lieben und geliebt zu sein und ich mich so gern wie ein Lamm schmiegen und ergeben möchte!

Was einst Juliane gelitten und was sie hieher geführt hat, weiß ich jetzt. Sie ist die Tochter eines armen Schulrectors in einer kleinen Stadt, bildete sich selbst zur Lehrerin in dem kleinen Orte und in dem Wirkungskreise ihres Vaters. Ein junger Mann, mit dem sie aufgewachsen war und der sie liebte, besuchte die hiesige Universität. Er erkrankte und wurde zur Heilung in unsere Anstalt gebracht. Schwester Elisabeth lebte damals noch, die Gute, Fromme und Sanfte. Des jungen Mannes Zustand war gefahrvoll, noch ehe Juliane davon erfuhr. Als sie ihres Freundes Schicksal in Erfahrung brachte, erhielt sie auch von Schwester Elisabeth schon die Mittheilung, daß er auf dem Wege der Besserung war und sie sich nicht beunruhigen sollte. Sie vertraute dem milden und entschiedenen Worte der Pflegerin, die das Vertrauen ihres Freundes gewonnen hatte. Als dieser selbst genesen war, konnte er in seinen Briefen nicht genug die treue Obhut Elisabeth's rühmen. Diese selbst schrieb ihr noch öfter, auch als ihr Freund schon die Anstalt verlassen hatte. Da starb ihr Vater, sie verlor mit ihm den Freund, Berather, Lehrer und auch die Stelle, an der sie ihn unterstützt hatte. Juliane zeigte dem fernen Freunde an, sie würde in die Hauptstadt ziehen, um sich der gesetzlichen Prüfung der Lehrerinnen zu unterwerfen und in ihrem Fache eine andere Stelle zu suchen. Sie erhielt keine Antwort. Sie fürchtete eine neue Erkrankung und schrieb an Elisabeth. Diese antwortete umgehend, sie würde sich nach dem Freunde erkundigen. Dann aber blieb auch von ihr die nähere Kunde aus. Juliane, in steigender Angst, verläßt die Vaterstadt und eilt noch in Trauer in die

Residenz. Sie kam zu einem Feste an, auf welchem sich ihr Geliebter eben mit der Tochter eines Mannes, der seine Carrière fördern konnte, verlobte. Getäuscht, betrogen, ja mit Kälte zurückgewiesen, wankte sie hieher in's Friedenthal und fragte nach Schwester Elisabeth. Diese mit dem ihr eigenen sanften Ton begrüßte sie mit dem einfachen aber seelenvollen Worte, das ihre Nichtantwort entschuldigen sollte: Was läßt sich da sagen! Juliane glaubte keine Stätte zu finden, wo es ihr wohler sein könnte als in Elisabeth's Nähe. Trotzdem, daß man ihr wegen eines eben ausgebrochenen ansteckenden Nervenfiebers anrieth, zu gehen, wollte sie bleiben. Sie blieb wie ich als Novize. Das Nervenfieber raffte drei Schwestern hinweg, auch Elisabeth. Juliane drückte ihr die Augen zu, blieb und blieb und sorgt noch immer für die Blumen auf Elisabeth's Grabe. Sie hat sich ihre Ansicht über das Institut gebildet, dem sie angehört, will es aber nicht verlassen. Ihre Selbstbeherrschung und die Mischung von Wahrheit und Klugheit bei ihr sind wunderbar.

Juliane weiß, wie ähnlich mein Loos dem ihrigen ist. Ich konnte nicht widersprechen, als sie sagte: Wie ganz anders, wie groß, wie edel steht Wolmar da! Es ist eine andere Natur, als die meines bemitleidenswerthen — Sie nannte zu meinem Erstaunen einen Namen, den wir seit einiger Zeit — täglich hörten, einen Mann, den wir jetzt — täglich sehen. Zu den Prüfungen der Seelenstärke Julianens gehört, daß sie in Begegnungen mit einem Manne lebt, der einst ihr Herz gebrochen. Wolmar! Darf ich Dich ihm vergleichen? Du bist größer! Dein gedenken? Namenloses Empfinden — und doch immer nur Deine Gestalt, nur Du, nur Du! Dein Ich! In voller Wesenheit, während ich längst nur noch mein vergangenes Leben für eine verhallende Melodie nehme! Wo weilst Du? Wo breitest Du wol jetzt die Schwinge Deiner edlen Seele?

Ich bin überrascht von einem Vorhaben Julianens. Es findet zuweilen statt, daß Schwestern des Hauses zum Krankendienst in Privathäusern entboten werden. Juliane hat sich eben dazu eine Erlaubniß erwirkt und ich muß annehmen, daß es

ein Freund des Majors ist, zu dem man sie bescheidet. Da sie zu dem Ende ganz außer dem Hause wohnen wird, nahm sie von mir auf einige Tage Abschied. Sie war bewegter als mit der Möglichkeit übereinstimmte, die ich doch behalte, sie an dem Orte, wo sie helfen will, zu besuchen. Sie küßte mich voll Innigkeit und der Major, den ich endlich nun auch gesprochen, sagte sonderbar, gleichsam wie mit einem Trost für mich: Es wird Alles gut werden!

So allein zu sein, wie jetzt, bin ich kaum noch gewöhnt.

Der Tag rückt näher, wo ich mich zu entscheiden habe, ob ich dauernd in diesem Verhältnisse bleiben will. Fast glaube ich, daß ich zusagen werde, trotz meiner Abneigung, die für die äußeren Formen dieses Liebesdienstes bei mir eine immer empfindlichere ist. Ich bin nun sechs Monate hier. Der Spätherbst kündigt sich schon in der Nähe unsres großen Palastes durch Regen und Sturm an. Vom Blätterfall sehen wir nichts, da wir mit unsern Kranken hier recht wie auf der Haide wohnen. Doch giebt es noch schöne Tage.

Juliane ist schon eine Woche fort. Es bekümmert mich, daß ich sie bei einem Besuch nicht sprechen konnte. Der Kranke, den sie zu pflegen hat, wohnt an einem entgegengesetzten Thor. Eine Nummer war bezeichnet worden, die ich auch an dem schönen vergoldeten Gitter einer reizenden Villa fand. Ich klingelte. Es währte lange bis Jemand kam mir zu öffnen. Als ich nach Julianen fragte, hieß es, sie wäre hier, aber für Niemand zu sprechen. Melden Sie mich nur! sagte ich. Ich wartete. Eine Bank unter schon sich entlaubenden Gebüschen lud an der Pforte zur Ruhe ein. Die Villa lag wol einige hundert Schritte entfernt. Die Dienerin kam nach einer längeren Weile zurück und meldete: Fräulein Juliane würde ehestens selbst nach Friedenthal kommen, sie dürfte hier Niemanden, auch mich nicht empfangen. Ich fragte nach dem Bewohner der Villa und seinem Leiden? Man wich mir aus. Das sah ich wol, daß es sich um jenen Zustand handelt, den mitfühlender Antheil nicht gern auszusprechen pflegt. Juliane

hütet einen Geisteskranken. Ich ließ ihr die innigsten Grüße sagen und ging.

Vom Rhein hatte ich eine freudige Ueberraschung. Guntram, der Freund meines Vaters, der Theilnehmer unseres Glücks und Trost in unserem Sturze, der jetzige Verwalter meines neugewonnenen Vermögens, dessen Zinsen ich nicht verbrauchen kann, ist hier. Wie habe ich mich an seinem Anblick erquickt! Er kennt Alles, was ich habe durchleben und durchkämpfen müssen! Er kennt die Namen der Personen, mit denen ich hier in flüchtige und innigere Begegnung kam. Er kennt sogar Julianen. Ich schrieb ihm wol von ihr.

Juliane hat aber nicht Wort gehalten. Ich erwartete ihren Besuch und sie kommt nicht. Wol mag ihr Pflegling Sorge und Obhut verlangen. Wie man sich doch gewöhnt, die Leiden der Menschen schon nur noch wie statistisch zu vernehmen! Ein Geisteskranker! Wer ist es? fragt man schon nicht mehr. Saal III. Bett Nr. 7! Ob darin ein Vater liegt, der sich nach seinen Kindern sehnt, eine Mutter, ein Sohn, eine Tochter, ein Einheimischer, ein Fremder — Alles das tritt zurück; wir kennen nur, daß er leidet. Schwester Adelheid will, daß wir nur auf die Vorschriften des Arztes hören sollen und keine andere Neugier verrathen, als die nach dem geistlichen Zustand des Kranken. Schärfer denn je nimmt sie das Gebet und das Vorlesen aus der Bibel. Man sagt, sie hoffte Vorsteherin zu werden. Aber im Vertrauen auch flüstert man sich zu, aus einer andern Anstalt würde uns eine junge Dame von Adel vorgesetzt werden. Ist sie sanft und gut, so soll sie uns willkommner sein als Schwester Adelheid, die Niemand liebt. Ich gönnte diesen Ehrenplatz unserm jungen Provisor, der Schwester Apothekerin. Diese würde aus der Anstalt nur ein Krankenhaus allein machen und die Begeisterung für die Wissenschaft allen anderen Principien des Diakonissenwesens vorziehen. Schwester Wilhelmine thut es einem Chemiker gleich. Sie arbeitet von Morgens bis in die Nacht, liest und experimentirt. Und brächte sie auch nichts zu Stande als Gerstenzucker und Hustenleder (das sie

jedoch nur denen zusteckt, die sie lieb hat), so hat es doch eine Art und erfreut jedesmal, wenn man ihr zusieht.

Andere wissen früher, wen Juliane pflegt, als ich. Es soll ein Arzt sein, der im Berufe seiner Wissenschaft erkrankte und in Folge des Typhus —

Ich werde unterbrochen. Zwei Herren wollen mich sprechen. Ich frage um die Namen.

Es sind Freydank und der Major.

VIII.

„Ruhig! Ruhig!" sprach eine männliche feste Stimme zu einem jungen Mädchen, das in stürmischer Hast aus einem Wagen stieg und einem Gefährten die Hand gereicht hatte, der schon vorher hinausgesprungen war. Die Hand zitterte. Beide Männer unterstützten ihre Begleiterin, die jedoch erklärte, volle Kraft zu besitzen, nur möchte man eilen, eilen. Ihr Fuß schritt den Anderen etwas voraus. Es raschelte in dem welken Herbstlaub, das sich auf einer Allee vor den Thoren der Stadt schon in Massen aufgeschichtet hatte.

Der Wagen, ein elegantes geschlossenes Coupé, rollte langsam dem Thore zu. Er wartete offenbar auf die Wiederkehr der Ausgestiegenen.

„Was hilft es?" sagte der Jüngere der Männer, den ein heller Ueberwurf einhüllte, „wir können ihn nicht sehen, wir dürfen es nicht. Kommen Sie in den Wagen zurück! Wir fahren in die Stadt zu meiner Frau, die uns erwartet."

„Und das Alles ist mir verschwiegen worden! Das Alles durfte geschehen ohne mein Wissen! Die Nächsten, die um mich lebten, konnten darüber schweigen —" rief die Aufgeregte.

„Weil Sie, liebe Freundin," wurde sie unterbrochen, „die Früchte unserer Bemühungen ernten und nicht zittern sollen vor jeder Gefahr, die unsere Hoffnungen zu zerstören drohte. Ihren Willen, das Haus nur zu sehen, wollen wir Ihnen thun. Lenken wir hier ein!"

Es war um die Mittagszeit und in der entblätterten Allee ziemlich einsam. Die Sonne, die ihren höchsten Stand nicht mehr erreichte, schien doch noch freundlich und entsandte milde, sommerlich goldene Strahlen. Ein kleiner Seitenweg führte um den Garten herum, in dessen Innern die Villa lag, die Constanze schon einmal hatte besuchen wollen. Sie war die von Freydank und Hartlaub begleitete junge Dame.

„Ihn nicht zu sehen," wiederholte Constanze leidenschaftlich, „ihm nicht helfen, nicht dienen können wie eine Magd! Juliane, warum darfst Du, Du an der Stelle stehen, die nur mir gebührt!"

„Weil Sie," sagte der Major, „dem Schmerze erliegen würden, in ein Auge zu blicken, das Sie nicht erkennt! Weil jedes zu frühe Wiedereintreten in den Lebenskreis des Unglücklichen, der hier verweilt, den Zauber zerstören könnte, den wir von diesem Wiedersehen hoffen dürfen! Wenn irgend eine Macht die Binde des Wahns von diesen Augen lösen kann, so sind Sie es! Aber der Augenblick muß günstig sein, die Gelegenheit vorbereitet, die Bemühungen Ihrer Freundin, die mit ausdauernder Hingebung schon zehn Tage Wolmar pflegt und hütet, müssen schon den Weg zum Lichte gebahnt haben."

Freydank wiederholte ausführlicher die Mittheilungen, die er Constanzen schon im Friedenthal und unterwegs im Wagen gemacht hatte, indem sie um den Garten herumschritten und Constanze rathlos und nur mit starren Augen das Gitter der schönen und weitläufigen Besitzung, die Ottilien von Emmen gehörte, die Büsche, die Bäume, das mit herabgelassenen Jalousieen verdunkelte Haus anblickte.

„Die ersten Nachrichten," lautete des Justizraths Bericht, „die wir damals von Wolmar empfingen, als er plötzlich nach jener Provinz abreiste, kamen uns durch die Zeitungen. Der Wunderliche, der sich aus den Armen des Glücks losriß, die sich nach ihm ausstreckten, weil er zu stolz war, einem Mädchen, das er liebte, gegenüber zu erröthen! Oft wurde Wolmar unter den Aerzten genannt, denen die unglückliche Bevölkerung jener Gebirgsgegend nicht genug zu danken hat. Bei allen Gefahren war er voran, jeder Schwierigkeit setzte

er einen Heroismus entgegen, der die Regierung zu einer öffentlichen Belobigung veranlaßte. Ich schrieb ihm, wie Sie denken können, nicht ohne Vorwürfe. Er antwortete umgehend, kurz, aber herzlich. Sein Beruf schien ihm jetzt über Alles zu gehen. So verstrichen Monde. Die Seuche ist im Abnehmen, fast ganz besiegt, Vorbaue gegen ihre Wiederkehr sind getroffen, da kommt uns die Nachricht, Wolmar wäre selbst erkrankt, erkrankt an demselben Uebel, das er so heldenmüthig bekämpft hatte, am Typhus. Freund Hartlaub kam gerade von einer Reise nach dem Haag zurück und übernahm zu unser Aller Dank (Ottilie und ich waren eben im Begriff, uns zu verheirathen) die Reise zu dem armen Freunde, dem wir uns zu widmen verpflichtet waren."

„Ich fand ihn," fuhr Hartlaub, sich selbst das Wort nehmend, fort, „in einem armseligen Dorfe. Der Unglückliche lag so schwer darnieder, daß man nicht wagen konnte, ihn in die nächste Stadt zu überführen. Aber die ärztlichen Vorschriften wurden aus der Stadt ertheilt. Ein armseliges Wirthshaus, ein kleines Zimmer, Unbequemlichkeit überall war die Lage, in der ich Wolmar wiederfand. Der Unglückliche erkannte mich nicht. Der Typhus hatte ihn in seiner ganzen Wildheit erfaßt. Besinnungslos lag der Edle mit geöffneten Augen in dumpfem Brüten, gefoltert von Vorstellungen, die sein Hirn beängstigten. In lichteren Augenblicken sprach er in abgerissenen, krampfhaft hervorgestoßenen Worten Wünsche aus, die Niemand erfüllen konnte. Meist glaubte er sich auf dem Meere, gleichsam als wenn doch meine Gegenwart ein Leiter seiner Vorstellungen war und diese sich geltend machten ohne von ihm selbst gebildet zu werden! Wenn ich je nach Beweisen hätte suchen mögen, daß sich in unserer Seele Vorräthe von Thatsachen und Vorstellungen bilden, die ein selbstständiges, nach eigener Geltendmachung ringendes Leben haben, unabhängig von dem geistigklaren Willen, der sie an das Tageslicht des Bewußtseins ruft, so fand ich ihn hier. Und noch jetzt ist Wolmar's Zustand fast derselbe."

„O mein Gott, fahren Sie fort!" unterbrach Constanze. Sie zwang die Männer, sich trotz der Jahreszeit auf eine Bank niederzulassen. Es war Constanzen unmöglich, obschon

sie wieder des Wagens ansichtig geworden waren, der ihrer harrte, sich schon von dem Orte zu trennen, wo ihr Freund ein so unglückliches Dasein ertragen sollte.

„Die Krankheit wich von dem Armen,“ fuhr Hartlaub fort. „Die Krisen traten regelmäßig ein, gesunder Schlaf, Appetit kehrten zurück und mit gebleichtem Haare, das sich zur Hälfte gelichtet hatte, mit blassem Antlitz durfte sich Wolmar zuletzt von seinem Lager erheben und Ausgänge versuchen. Ich besorgte seine Uebersiedelung in die Stadt, die ganz nach Wunsch erfolgte. Eine freundliche Gartenwohnung wurde gefunden, die jede Bequemlichkeit bot. Menschen, die schon vorher in seine nächste Bekanntschaft und Freundschaft eingetreten waren, fanden sich genug, um mein Gewissen zu erleichtern, als ich ihn jetzt ihrer Obhut überließ und eine Reise nach Wien machte.“ — „Und hat er Sie gar nicht wieder erkannt?“ fragte Constanze, die über den Heilverlauf des Typhus Erfahrungen zu haben schien. — „Zuweilen!“ bestätigte der Major; „wenn auch nicht mit allen Beziehungen, die sich an mich knüpften. Natürlich rieth die Vorsicht an, ihn mit Erinnerungen an die Vergangenheit nicht zu bestürmen. Ich reiste mit dem wärmsten Danke ab, den er mir mit Klarheit aussprach. Ich nahm ihm das Versprechen ab, bald zu uns zurückzukehren. Hier endlich vor wenig Wochen wiederangekommen, mußte ich schon in der Ferne die Trauerbotschaft vernehmen, daß die Folgen des Typhus Wolmar's Geist verdunkelt, die Klarheit seiner Vorstellungen so getrübt hätten, daß Freydank auf eine an ihn gelangte genauere Beschreibung dieses Zustandes einen Beauftragten absandte, um Wolmar, wenn irgend möglich, hieher zu führen. Das ist wenigstens gelungen.“ — „Ich rechnete darauf,“ ergänzte Freydank, „daß die Pflege und Obhut der Freunde mehr vermögen würden, als der Dienst gemietheter Wärter. Die Nachrichten, die man mir geschrieben, bestätigte der Augenschein. Wolmar kam in einem bemitleidenswerthen Zustande an. Er ist weder in einem Wahn befangen noch in einem Zustande bedenklicher Aufregung, nur die unternehmende Kraft des Geistes ist gelähmt, der Wille muthlos, das Gedächtniß umflort. Meinem energischen Gruße stand er mit vollem

Bewußtsein Rede. Ich glaubte vernünftig zu handeln, als ich ihn sogleich hieher auf diese Villa nahm, wo Ottilie leider zufällig eine kleine Gesellschaft versammelt hatte. Er gab sich dieser gegenüber künstlich eine gewisse Festigkeit, trotzte sich eine Kraft ab, die er nicht besaß; ich hielt diese Kraft für natürlich und glaubte, ein unbefangenes Einführen gleich unter Menschen, von denen er den größeren Theil kannte, würde seinen Trübsinn am ehesten zerstreuen. Man begrüßte ihn voll Herzlichkeit, er erwiderte auch, Ottilien aber musterte er schon befremdeter und als die Fragen zunahmen, die Eindrücke sich zu bunt durcheinander drängten, entsetzte uns Alle die plötzliche Verkehrtheit seiner Antworten. Er schien sein Versehen selbst zu bemerken, verwirrte sich immer mehr, brach in ein helles Lachen aus und als Alles entsetzt entfloh, hatte ich ihn in meinen Armen weinend und mit dem ihm selbst völlig klaren Ausrufe: Ich bin verloren.“ — Selbst weinend unterbrach Constanze: „Sie hatten sehr unvorsichtig gehandelt.“ — „Auch die Aerzte sagten das,“ fuhr Freydank fort. „Meine Methoden sind in der Regel falsch. Einsame Pflege, stille Sammlung, Ruhe und allmälige Gewöhnung an ein Wiedererkennen der Menschen und der Dinge wurde vorgeschrieben. Wolmar blieb auf dieser Villa. Ich zwang ihn dazu. Es handelte sich nun um seine Pflege. Wir dachten an Sie, Constanze. Doch diese Gefahr der Erregung schien zu groß. Inzwischen kam der Major und entwarf einen andern Heilungsplan.“ — „Ich hatte Sie im Friedenthal besuchen wollen,“ erzählte der Major. „Ich wollte Sie vorbereiten auf das unglückliche Schicksal Ihres Freundes. Ich traf Sie nicht. Ihre Freundin Juliane, die mich empfing, flößte mir Vertrauen ein. Die Menschenkenntniß und Erfahrung dieser jungen Dame, die Bestimmtheit ihrer Antworten, die treffenden Ansichten, die sie von ähnlichen Erscheinungen am Krankenlager aussprach, ermuthigte mich, sie zur Vertrauten meines Anliegens zu machen und sie ist es, liebe Constanze, die einen Weg der Heilung einzuschlagen gerathen hat, der nach näherer Kenntnißnahme der Umstände von allen Aerzten gebilligt wird.“ Constanze sprach leise: „Welcher ist das?“

Wenn es neben dem innigsten Danke, neben der süßesten Hoffnung noch möglich ist, auf den, der hier das Gute vollenden wollte, einen leisen Anflug von Eifersucht zu empfinden, so drückten Constanzens leuchtende und aufmerksamgespannte Augen dies Gemisch von Gefühlen aus. Fast tonlos wiederholte sie: „Welcher Weg ist das?"

Hartlaub berichtete, daß Wolmar's einziges Leiden die Schwäche seiner Erinnerung wäre. Seine Vergangenheit wäre ihm eine verschüttete. Nur zuweilen tauchten einzelne Momente in ihm auf und erfüllten ihn dann mit solcher Wehmuth, daß er dem längeren Verweilen an den stillen Plätzen seines Gedächtnisses nicht Stand hielte und rasch, um sich nur zu sammeln und aufzuraffen, an das Nächste ginge, das ihn gerade beschäftigte, Lectüre, Studium, Zeichnungen, Ordnen von botanischen und mineralogischen Sammlungen, zu denen Hartlaub selbst seine eigenen von Java mitgebrachten Schätze beigesteuert hätte. Von Constanze wäre nie die Rede gewesen. Man hätte die schmerzlichste Wunde nicht berühren mögen. Fast hätte man annehmen müssen, auch die Erinnerung an sie wäre in seinem Geist verschüttet. Wie aber würde da, hätte Juliane geschlossen, sogleich der Anblick des Diakonissenkleides auf ihn wirken? Und der Anblick einer Tracht, die ein Wesen trüge, daß Constanze n i c h t wäre? Würde da die Erinnerung nicht suchen müssen, still für sich Kraft zu gewinnen? Würde sie sich nicht anheften müssen an das Kleine, um immer weiter und weiter zum Großen zu gelangen? Und wenn ihm dann zuletzt Einzelnes vom alten Dasein entgegenträte, würden sich da die Spuren nicht erkräftigen und mehren und würde ihm nicht zuletzt Constanze selbst erscheinen dürfen als die Königin des wiedererrungenen Bewußtseins, Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, die Führerin der Musen? Sie, die allerdings, wenn sie ihm jetzt schon entgegenträte, seinen Zustand beklagenswerth verwirren mußte?

„Darum," fiel Constanze freudig zustimmend ein, „Guntram's Reise hierher? Guntram ist es, der dem Theuren, Geliebten auf mich und alle verlornen Hoffnungen zurückhelfen soll?"

Die Antwort auf diese Vermuthung gab Guntram selbst. Alle drei waren aufgestanden und hatten den Garten umwandelnd eine Stelle erreicht, wo eine Thür geöffnet werden konnte. An dieser harrte Guntram, der des Wagens und bald auch der Freunde ansichtig geworden war. Der kleine Mann mit weißen Locken um's Haupt, gerötheten Wangen, klugen braunen Augen, behend trotz seines Alters, Kamaschen an den Füßen und fast Grau in Grau gekleidet, grüßte voll Herzlichkeit und erwiderte die Umarmung Constanzens, die ihm an die Brust sank, mit väterlicher Innigkeit. Man forschte nach Wolmar's Befinden. „Noch habe ich ihn nicht gesehen," sagte er, „aber die Zeit wird nicht mehr fern sein. Fragen Sie da!" Er zeigte auf ein weibliches Wesen, das in den Gängen erschien und schon in der Ferne mit einer Handbewegung Schweigen bedeutete. Es war Juliane. Nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes und des Dankes am Herzen der Freundin antwortete diese auf Constanzens drängende Fragen: „Wie gern möchte ich Euch Alle zu ihm führen! Doch läßt sich's noch nicht wagen. Er ist in seinem Zimmer, liest, arbeitet an einem gelehrten Werke, das er herausgeben will. Ich las, was er niederschrieb. Es ist licht und klar. Nur der Gegenstand betrübt mich. Er schreibt über den Selbstmord." Die Freunde erschraken. „Dennoch," fuhr Juliane fort, „seh' ich darin keine Gefahr, falls man dem Gedankengange, der sich in ihm gebildet zu haben scheint, mit Aufmerksamkeit folgt. Er kennt seinen Zustand und grübelt über ihn —" — „Um Gottes willen," warf Constanze ein, „wenn ihn die Verzweiflung über sich selbst, Mitleid, Beschämung über sich selbst zu einem Schritte verleitete —" — „Sei ohne Sorge," entgegnete Juliane, die schon seit einiger Zeit mit Constanze das schwesterliche Du tauschte. „Ich bin nicht allein hier. Freydank gab uns Diener genug. Wir hüten und beobachten ihn auf Schritt und Tritt. Laß ihm diese innere Versenkung! Er belauscht sich selbst, er sucht sich selbst und wenn er sich gefunden hat, wird er nichts Anderes mehr suchen; er wird Alles haben; es wird ihm dann sein, als wenn nach einer Sonnenfinsterniß, wo die Erde am Tage mondhell erscheint, die alte geliebte Mutter des Univer-

sums wieder hervortritt und Flur und Hain mit ihrem reinsten goldenen Lichte bestrahlt!"

Nach mancher Verabredung, mancher Verständigung trennte man sich. Constanze fuhr zunächst zu Ottilien, die Freunde und Guntram begleiteten sie auch später nach dem Friedenthal zurück.

Die Erwähnung des Selbstmords veranlaßte den Major zu Freydank zu sagen: „Das ganze Leben geht wie im Zirkel! Immer wieder kommt das Ende in den Anfang zurück und was auch geschieht, was auch neu zu kommen scheint, immer ist es nur ein vergrößerter Schattenring von einem kleineren, der ebenfalls nur ein Schatten war. Vom Selbstmord gingen alle diese Verwickelungen aus und wieder sind sie bei ihm angelangt. Behüte der Himmel, daß sich wiederholt, was ich schmerzlich genug schon einmal erlebte!" — „Was fürchten Sie?" fragte Freydank und schloß mit einem scharfbetonten Lobe Julianens. Der Major erröthete. Der kluge Herzenskündiger im hellen Paletot hatte schon errathen, warum ihm das Herz des Majors in diesem Lobe bewundernd und voll prüfenden Antheils zustimmte.

IX.

Und Guntram war es, der schon am nächsten Tage dem Unglücklichen entgegentreten durfte. Freydank bereitete das Wiedersehen vor. Plaudernd mit dem die Einsamkeit fast zu sehr liebgewinnenden Freunde, neben ihm in dem dunklen Zimmer auf einem Fauteuil sich streckend und, wie wenn nichts zu fürchten wäre, seine Cigarre rauchend, mischte Freydank Gegenwärtiges in Vergangenes, sprach von dem Doctor Specht, der unser Epigonenzeitalter nun auch leider selbst beweisen müßte, denn obgleich er vollkommen Zeit hätte, ein zweiter Lessing zu werden, hätte er sich doch vorläufig erst auf dem Dach seines Hauses ein Atelier für die Anfertigung von Daguerreotypen bauen lassen. Von Morgens bis Abends arbeitete er da in Hemdärmeln und suche der Nachwelt die

Physiognomieen seiner ihm plötzlich nun doch interessant gewordenen Zeitgenossen zu hinterlassen. Der Baurath Maiduft wende sein Malertalent dazu an, die Photographieen des Schwagers zu retouchiren.

Wolmar folgte allen diesen Plaudereien, folgte den Erinnerungen an die Universitätszeit, die Freydank mit Laune schilderte, eine Zeit, wo man sich über die Frage noch duelliren konnte, ob Schiller oder Goethe nicht etwa — größer gewesen wäre, sondern — — ob Einer mehr Jenaer Bier getrunken hätte als der Andre. Was trat da nicht Alles lebensvoll und frisch vor die umdüsterte Seele des armen Leidenden, der da lächelnd zuhorchte und auch mancher Thatsache zunickte, die ihm wiederkehrte, wenn auch noch ohne den vollständigen Zusammenhang.

Jetzt wurde ihm ein Bekannter vom Rheine gemeldet, der ihn zu sprechen wünschte; Guntram, hieß es. Freydank beobachtete die Wirkung. Fast zu mechanisch gab Wolmar die Zusage, fast zu fremd wár seine Wiederholung des Namens. Guntram trat ein. Das matte Licht erschwerte ihm die Orientirung. In einem sonst behaglich eingerichteten kleinen Salon lagen Bücher und Schreibmaterialien wirr durcheinander und Wolmar selbst bot einen Anblick, der erschüttern mußte. Wie hatte ein Leiden des Körpers und der Seele den jungen, früher so blühend aussehenden Mann umgewandelt! Spärlich hingen an seinem Haupte die einst so vollen Locken, die Wange war gehöhlt, das Auge tief; weiß und mager waren die Hände und die Stimme war eine fast flüsternde vor Schwäche und Unentschlossenheit. Freydank wußte nicht, ob er ein Gespräch begünstigen sollte, das unter keinen guten Vorzeichen zu beginnen schien. Die Art, wie Wolmar den Angemeldeten aufnahm, schien eine völlig befremdete. Guntram brachte das Anliegen seiner Gegend, ob nicht Wolmar in diese zurückkehren und sich dort wieder ansässig machen wollte: der Dr. Isegrimm wäre gestorben. Auch dieser Name schien wirkungslos an dem Leidenden vorüberzugehen und Freydank zog vor, Guntram auf ein andres Mal für seinen Besuch zu verweisen und statt Wolmar's zu antworten.

Da erhob sich endlich Wolmar, trat voll Bewegung, eine

Thräne im Auge, auf Guntram zu und sprach die Worte: „Laß doch, Freydank! Ich und Herr Guntram, wir kennen uns — sehr wohl! Der Ton dieser Worte kam aus tiefstem Herzen. Da sich Guntram nicht halten konnte, sondern die dargereichte Hand des Leidenden ergriff, so wagte Freydank Beide allein zu lassen.

Erst nach einer Stunde kam Guntram zurück, voll Freude, Jubel, und Julianen, die noch draußen harrte, jede Hoffnung bestätigend. Was er mit Wolmar an Erinnerungen ausgetauscht hatte, konnte er nicht einmal Alles wiederholen. Hatte ihn doch Wolmar selbst erinnert an jenen verhängnißvollen Augenblick, wo ihn einst Guntram abgerufen in einem Momente, der über sein Leben entscheiden sollte. „Sie versprachen mir einst," hatte er zu Guntram gesagt, „daß Sie mich über Ihre damalige Grausamkeit aufklären würden." „Daß Sie mir danken würden! sagte ich;" hatte Guntram entgegnet und die Freude hatte ihn fortgerissen ein Geständniß zu machen über Dinge, die er zu verschweigen dem Andenken seines Freundes Artner fast verpflichtet war.

Guntram hatte gesagt: „Doctor, ich wollte, daß Artner ein ehrlicher Mann blieb! Artner besaß ein zurückgelegtes Capital, das hier in der Residenz beim Notar von Emmen stand, ein Capital, das der Sicherheit wegen auf meinen Namen eingeschrieben wurde. Diese Summe sollte Constanzen verbleiben, als ein sicheres Heirathsgut selbst im Zusammenbruch der kaufmännischen Ehre ihres Vaters. Artner ahnte die hereinbrechende Katastrophe. Während eines Gastmahls, dem Sie damals in Anwesenheit Wisthaler's beiwohnten, empfing er die untrüglichen Anzeichen seines sich bald entscheidenden Geschicks. Zitternd, in fiebernder Aufregung, suchte er sich zu beherrschen und nur Eines noch kümmerte ihn, Ihr Geständniß zu beschleunigen und das Glück seines Kindes zu sichern. Das Capital, das er auf meinen Namen besaß, konnte seinen Bankrott noch mit Ehren aussprechen lassen. Das wollte er Ihnen und seiner Tochter sichern. Darum, Doctor, meine Unterbrechung eines Ihnen schon auf der Lippe schwebenden Geständnisses. Vor einem Verbrechen wollte ich Artnern bewahren, einem Verbrechen, das er an

seiner kaufmännischen Ehre beging. Constanze erfuhr die geheime Veranstaltung des Vaters, ihr ein Heirathsgut auf den Fall Ihrer Werbung zu sichern. Sie schlug seine gütige Fürsorge mit heroischer Kraft aus und unvergeßlich werden mir ihre Worte bleiben, die sie damals sprach: Wenn ich dem Manne, der mich liebt, seiner Liebe nicht würdig scheine auch ohne den vergänglichen Glanz des Besitzes, dann soll meine Welt ein stiller Winkel der Erde sein, wo ich nur weiß, daß mein Vater geehrt und glücklich ist. Die Arme! Sie kannte die Lebensstellung eines jungen Arztes nicht!"

Wie mächtig diese Aufklärung und Erinnerung Wolmarn ergriffen hatte, sah Guntram nicht sogleich. Wol stand ein tiefes Denken auf seiner Stirne — das grausame Neck- und Versteckspiel des Schicksals seines Herzens trat ihm in voller Wesenheit wieder entgegen — wol ergriff er Guntram's Hand und erwiderte der wiederholten Aufforderung, an den Rhein zu ziehen, die Worte: „Ich bin krank, krank, Guntram!" Aber die Freunde mußten die glücklichsten Hoffnungen schöpfen, als Wolmar wenige Minuten nach Guntram's Fortgang klingelte, voll Unruhe auszugehen wünschte, Julianen alle Entgegnungen abschnitt und nur nach Luft, Licht und Leben rief. Man mußte ihn gewähren lassen. Ein Diener folgte in einiger Entfernung. Wolmar durchrannte fast die Umgebungen der Stadt und kehrte gestärkt am Geist, wenn auch schwerermüdet am Körper in seine Wohnung zurück, die er wie mit glücklichster Besinnung in ihrer Lage von selbst auffand.

Tausendmal schwebte es ihm nun im Verlauf des Tages auf den Lippen, nach Constanzen zu fragen. Er hatte nicht den Muth dazu. Denn gerade vor diesem Gedanken floh sein Geist; an sie wollte ja schon der Gesunde die Erinnerung begraben! Sie aber, sie war es, die das Bewußtsein von allem Andern verdrängte. Er wußte wieder auf's Deutlichste, daß sie im Friedenthal wirkte mit Julianen. Dennoch konnte er sich noch nicht überwinden, nach ihr zu fragen — nach ihr, die ihm wie eine verlorene Melodie der Jugend war, wie ein Lied der Mutter, dessen einzelne Strophen sich immer deutlicher und deutlicher in uns aneinander reihen, wenn wir den Schauplatz unserer Kindheit wiedersehen. Was aus den Nebeln

seines Gedächtnisses heraustrat, war licht und wie Farbe, die in der Sonne spielt. Die unendliche Ahnung, die unser Aller Herz erfüllt, von einem verlorenen Paradiese, einem jenseitigen Dasein, das wir vielleicht schon einst auf einem andern Planeten durchlelten — ihm war sie kein Märchen, keine plötzliche Offenbarung, wie sie uns nur kommt, wenn wir mitten in der Nacht manchmal glauben, den geheimnißvollen Pendel der Zeitenuhr hin- und hergehend zu vernehmen; ihm war diese vom Jenseit zurückkehrende Welt Wirklichkeit, Wahrheit, seinen verlangenden Händen Stand haltende Wahrheit — eine Vergangenheit, die in der ganzen Größe ja auch des Schmerzes, der sie abschloß, oft schon wieder vor seinem geistigen Auge gestanden hatte.

Und so sitzt er denn eines Tages in der Morgenstunde an seinem Arbeitstisch. Er hatte trotz innerer Aufregung eine erquickende Nacht gehabt. Sein Zimmer hatte er sich heller gemacht als sonst, die Unordnung, die darin herrschen mußte, wenn man ihn nicht erzürnen wollte, hatte er selbst beseitigt: ein lichterer Geist schien über ihn gekommen. Wolmar will schreiben und liest, liest, was geschrieben schon vor ihm liegt. Es sind seine früheren Ausarbeitungen über das Thema, das ihn beschäftigte, Selbstmord. Er schüttelt den Kopf über den Satz: „Die Juristen verurtheilen den Selbstmord nicht. Die alten Römer straften ihn nur, weil er Feigheit verbergen konnte vor der Schlacht." — „Feigheit?" spricht Wolmar vor sich hin und gedenkt einer Vorstellung, die er früher hegte. „Ist," sagt er fast laut, „ist es Muth, wirklicher Muth, mit dem Bewußtsein leben zu können, daß man wahnsinnig ist?" Er blättert weiter. Alle diese Ausführungen kommen ihm jetzt fremdartig vor. Da geht die Thür auf. Er sieht nicht um sich. Er weiß schon, es ist Juliane, seine treue Pflegerin. Er kennt ja das Kleid, das sie trägt. Er hat mit ihr schon so oft gesprochen von Schwester Elisabeth, die auch er am Rhein gekannt hatte. Er erwidert den guten Morgen, der ihm leise geboten wird, und erfreut die Hörerin mit der Bemerkung, daß sie ihm zu viel der Sorge widme, sie wäre bei schwereren Kranken wichtiger, er fühle sich besser, er hoffe mit der gewöhnlichen Umgebung,

die ihm Freydank zu Gebote stelle, auszukommen. Keine Antwort erfolgt. Er liest weiter. Er hört das Aufräumen um ihn her. „Oeffnen Sie doch das Fenster!“ spricht er. „Die Luft ist so erfrischend.“ — „Octoberluft?“ war die leise Antwort. „Sie dürfte Ihnen nicht wohlthun.“ Er schweigt und liest weiter. „Selbstmord,“ lautet sein Geschriebenes, „ist Wahnsinn. Und was ist Wahnsinn? Das ewige Drängen der Natur, consequent zu bleiben. Selbst die kranke Natur sucht consequent zu sein; daher die Methode im Irren. Ein Geisteskranker ward es oft erst dadurch, daß er das halbe Bewußtsein, das ihm eine physische Krankheit zurückließ, zu schnell wieder mit dem Leben, das er noch nicht ertragen, mit der Luft, die er noch nicht athmen konnte, mit den Zerstreuungen der Bewegung, die er noch nicht zu unterscheiden verstand, vermitteln wollte. Sein Wahn ist die Consequenz seiner Vorstellungen, die er mit Aengstlichkeit und ohne Ueberlegung suchte.“ Wolmar hält inne und übersieht, wie viel davon auf ihn selbst paßt. Er will sich zerstreuen, steht auf, geht an's Fenster, setzt sich an's Piano und sucht eine Melodie.

„Kennen Sie nicht die Melodie, Fräulein, „Mein Herz ist am Rheine, am heimischen Strand“?“ fragte er. Er sieht sich nicht um. Er hört eine Stimme, die mit zitterndem Anschlag den Anfang des Liedes intonirt. Die Stimme ist so lieblich, so zum Herzen sprechend. Erschüttert hört sie mitten im Gesange auf. Wolmar schlägt die Tasten an und spielt die Melodie nach. „Was ist Ihnen?“ sagt er, als die Sängerin abbricht, ohne sich umzusehen. „Ist Ihnen nicht wohl?“ — „Mir ist wohl —“ lautete die Erwiderung, die ihn befremden mußte; denn von Thränen schien das Wort erstickt zu sein. Wolmar blickt auf. Er sieht die Gestalt seiner Pflegerin abgewendet. Es ist die Diakonissentracht, die sie trägt. Indem fällt ihm auf, daß die Gestalt seiner Pflegerin heute schlanker und größer erscheint. „Ist das Schwester Juliane?“ sagt er sich und springt vom Piano auf. Die Pflegerin will gehen. Sie hat die Thür in der Hand. Eine Bewegung, die sie zu machen hatte, zeigte jetzt ihr Antlitz. Wolmar stößt einen Ruf des Schreckens, der

Freude aus. Es ist Constanze, die er sieht, Constanze, und Sehen und Erkennen und Staunen und Bekennen seiner Liebe — was kann die in Eins strömenden Empfindungen von einander scheiden?

Er stürzt auf sie zu, er ergreift ihre Hand, er bedeckt diese mit seinen Küssen, er spricht Betheuerungen der Liebe, die Jahrelang auf seinen Lippen geschwebt hatten; er weiß wahrlich im Augenblick nicht, was ihn einst konnte gehindert haben, sie auszusprechen, er sagt nur, was er fühlt, sagt, was er sagen muß, und weinend vor Glück und Seligkeit liegt Wolmar vor Constanzen fast auf den Knieen und Constanze schon längst an seinem Herzen.

Die Freunde waren in der Nähe. Sie hatten mit pochendem Herzen den Folgen dieses Wiedersehens gelauscht. Freydank's scherzender Einwurf: „Vergissest Du, daß Constanze ein Vermögen hat?“ Hartlaub's Anzeige, daß die Regierung dem jungen Arzte, der sich so heldenmüthig bewährte, ein Physikat am Rheine antrage, Ottiliens innigste Glückwünsche, Alles verlor sich im Antheil am Glück der Liebenden. Worte, regelmäßige Verständigungen kamen erst, als man gespannt auf die Beantwortung der Frage harrte, die Guntram an Constanzen richtete, ob sie denn wirklich da das Kleid der Demuth in dem Augenblick anbehalten wollte, wo sie jetzt nur die Farben des Stolzes, die rauschenden Gewänder des Glücks tragen sollte?

Constanze erwiderte: „Wir haben im Friedenthal eine Hochzeit. Die Gräfin Ampfing stand im weißen Kleide und mit dem Myrtenkranz in der Kirche des Krankenhauses und empfing da die Weihe des kirchlichen Segens. Ich mußte sagen:

O laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das dunkle Kleid nicht aus —

ich will es überhaupt tragen bis ich seinen Zauber erprobt habe. Gewinn' ich den geliebten Freund zurück, so gönnt mir, dem Beispiel meiner Oberin zu folgen!“

Constanze war glücklich, wurde dem Freunde verbunden, der alle Bedenken seiner früheren Werbung dem seligsten Augenblick opfern mußte; ob arm, ob reich, das hatte er zu

bedenken vergessen; nur Constanzens Auge war im Augenblick seine Welt; zu ihm blickte er auf, als er sie an sein Herz zog. Von ihm strömte ihm auch Trost und Genesung zu; sein Strahl wollte für ihn wachen, wollte ihm leuchten, bis er selbst die volle Kraft seiner Jugend wiedergewann.

Er gewann sie. Constanze verweilte nur noch einige Wochen in Friedenthal, es war ihr unheimlich geworden. Sie mußte diesem Institut einen andern Geist, den Geist der reinen Menschenliebe und Humanität wünschen. Es ist nicht wahr, daß die Religion eine Beschäftigung der Menschen werden soll, ein Princip seines alltäglichen Schaffens und Wirkens. Auch Constanzen war es, als wenn sie von einer schweren Krankheit genas. Freydank hatte allerdings nur halb Recht, sie die Krankheit der Schwärmerei zu nennen. Sie war mehr als nur einem Wahne der Zeit gefolgt und dem Friedenthal dankte sie gern, daß sie Julianen und mit ihr Wolmarn wiederfand. Sie schlug eben wie immer ihr Herz nicht an, das sie dorthin geführt hatte, und besiegt und versöhnt, schrieb ihr Freydank zum Abschied in ihr Album:

Dem reinen Sinn
Wird selbst ein Wahn noch zum Gewinn.

Giebt es ein schöneres Loos, als von einem glücklichen Leben zu sagen: Du hast es Dir selbst errungen! Hoffnung, Furcht, Entsagung, neue Freude, neue Täuschung, alle Abwechslungen unseres Erdenlooses hatten zwei edle Herzen bald in lichte Höhen geführt, bald in dunkle Abgründe gestürzt. Und nun hielt Eine Hand fest die Andere, Ein Herz schlug hörbar dicht dem Andern, Eine Welt wurde das feste Geäst und das grüne Laub Eines und desselben Stammes von Willenskraft und Ueberzeugung. Wie lieblich ein solcher junger Ehebund, wo zwei schon geprüfte Herzen sich vereinigen! Jeder giebt, Jeder nimmt. Der Mann senkt das gewaltige Schwert seiner Kraft zur Erde vor der ihm entgegengehaltenen Zauberblume weiblicher Huld, deren Duft ihn oft berauscht bis zum kindlich gebundenen Gewährenlassen und zur Unterwerfung unter die mildere Einsicht. Die Gattin aber wird umweht von den Stürmen, die durch die Welt des Mannes

brausen, wird zur Seherin in flatterndem Gewande, ja legt sich den Harnisch männlicher Entschließungen an und steht der Lüge des Lebens gegenüber, wie die gewappnete Tochter des Zeus. So sich ergänzend, so Einer durch die Umarmung des Andern emporwachsend standen Wolmar und Constanze inmitten vieler Liebe und Verehrung, die doch selbst in einer auf das innere Leben der mit uns Athmenden so wenig achtenden Welt, wie jetzt die unsrige ist, solchen Menschen nicht fehlen können.

Aber auch Juliane verließ das immer mehr und mehr dem modischen Religionston verfallende, an sich so ehrenwerthe Friedenthal. Die Reise zu ihrem Glück ging weiter als nur bis zum Rhein. Sie ging über Länder und Meere bis zu jener Zauberinsel, wo einst eine stille Tropennacht den ersten Anfang der hier geschilderten Verwickelungen barg. Julianens muthiger, geprüfter, tiefverständiger Sinn wird Hartlaub's langes Harren auf das Glück der Ehe lohnen, und kehrt sie einst aus dem Lande eines ewigen Frühlings, wo sie ihr tapferer Gatte in Liebe hütet, wieder zurück (sie wollte nicht dem Beispiel der Schwester ihres Gatten folgen, sondern selbst die wenigen Jahre noch mit ausharren, die zu seiner vollendeten Dienstzeit fehlten), so wird sie das Glück der Freunde vollenden, denn diese genießen keine Freude und gestehen sich kein Verdienst zu, eine genießen zu dürfen, ohne nicht dankerfüllt und voll Sehnsucht ihrer Lieben im Lande der Palmen zu gedenken.

Ende.



Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.